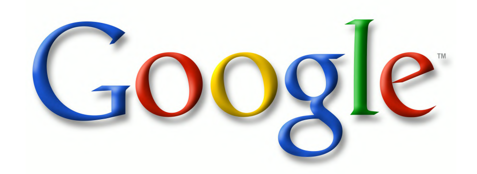




BILDER

AUS

ALT-ENGLAND

VON

REINHOLD PAULI.

ZWEITE, VERÄNDERTE AUSGABE.





GOTHA.
FRIEDRICH ANDREAS PERTHES.
1876.

Seinem Freunde

NICOLAUS DELIUS

in Bonn.

Bei Durchsicht dieser kleinen Abrisse und Versuche behufs einer erforderlich gewordenen Wiederauflage ergab sich, dass, da seit funfzehn Jahren auch für die mittelalterliche Geschichte Englands unsere Kenntniss namhaften Zuwachs erhalten hat, gar Manches in der Darstellung nicht mehr so bleiben konnte wie damals. Die beiden einleitenden Aufsätze, 1. Canterbury, Bekehrung und Heiligendienst, und 2. Mönch und Bettelbruder, erscheinen jetzt in einen einzigen zusammengezogen und beträchtlich umgearbeitet unter dem Titel: Kirche und Kloster. An die zweite Stelle tritt ein neuer über die Politik Wilhelms des Eroberers. Aber auch die folgenden erforderten vielfach Abänderung und Zuthat, so dass sie alle mehr oder weniger in veränderter Gestalt erscheinen. Dabei ist indess die Reihenfolge festgehalten, besonders aber den Nachweisen diejenige Quellenangabe hinzugefügt worden, auf die sich die Umarbeitung stützt. Den meisten Nummern ist noch ein unlängst erschienenes, in Anlage und Fassung unendlich anziehendes Buch: A Short

History of the English People by J. R. Green, London 1874, zu Statten gekommen.

Schliesslich beruft sich der Verfasser auf sein Vorwort vom Jahre 1860. „Es sind Gegenstände, die für den deutschen Leser nicht minder Interesse haben als für den englischen, und deren Bedeutung keineswegs antiquarisch an der Vergangenheit haftet, sondern vielmehr im Lichte der Gegenwart erst zu einer bleibenden wird.“ Mögen sich die Essays derselben wohlwollenden Aufnahme erfreuen wie bei ihrem ersten Erscheinen.

Göttingen, im Mai 1875.

Inhalt.



I. Kirche und Kloster.*)

Canterbury, noch heute das Haupt der Kirche in England, ist in der That auch der älteste, katholisch-christliche Ort der Insel, zugleich der Muttersitz kirchlicher und klösterlicher Institution.

Es ist zur Genüge bekannt, wie die Briten einst, nachdem sie römisch geworden, eine Form des Christenthums überkommen hatten, die ihnen unmittelbar aus dem Orient und zu einer Zeit gebracht worden war, als sich in Rom noch kein Primat über die Kirche des Abendlandes entwickelt hatte; wie dann Jüten, Sachsen und Angeln, heidnische, kraftvolle Germanen, das Land erobert; wie dadurch der Faden, mit welchem Rom einst die Insel an das Festland geknüpft, zerrissen, und die Heilslehre noch einmal bis auf wenige, dürftige Reste unter den keltischen Einwohnern ausgerottet wurde; wie aber ein hundert und fünfzig Jahre hernach der

*) Historical Memorials of Canterbury by A. P. Stanley. London 1855. Becket, Archbishop of Canterbury, a biography, by J. C. Robertson. London 1859. Historical Essays by Edward A. Freeman. London 1871, p. 79: Saint Thomas of Canterbury and his biographers.

Chronica Jocelini de Brakelonda. London 1840 Camden Society. Rerum Britannicarum medii aevi Scriptores: Chronicon monasterii de Abingdon ed: Stevenson, 2 vols 1858; Monumenta Franciscana ed. Brewer 1858; Giraldi Cambrensis Opera ed. Brewer, Vol. IV 1873: Speculum ecclesiae.

grosse Gregor noch als Diacon beim Anblicke einiger blondgelockter englischer Jünglinge auf dem Sclavenmarkt zu Rom lebhaft den Gedanken ergriff, die Inseldeutschen zu bekehren, und wie er, sobald er den päpstlichen Stuhl bestiegen, einen treuen, zuverlässigen Boten an seiner Statt zu diesem Werke abfertigte.

Augustinus war ein Mönch derselben Stiftung, aus welcher einst Gregor selber hervorgegangen, des auf dem Mons Caelius gelegenen St. Andreasklosters. Von seiner Zelle aus, wo er den Andachtsübungen seines Hauses oblag, hatte er hinabgeschaut auf die immer noch gewaltigen Trümmer des kaiserlichen Roms. Das siegreiche Barbarenthum hatte nicht vermocht, die sämmtlichen grossartigen Schöpfungen edelster Kunst mit Stumpf und Stiel zu entfernen: klassische Tempel waren in christliche Kirchen umgewandelt worden, und im Dienste derselben Kirche begannen sogar die Geistesproducte der weisen alten Heiden gesammelt, bewahrt und gepflegt zu werden. Mitten in einer Welt voll kräftiger Rohheit, voll wunderbarer Ruinen, erfüllt von zwei widerstreitenden Elementen, in denen jedoch die seltensten Lebenskeime schlummerten, gewann in jenen Tagen die römische Hierarchie allein, langsam, stetig, eine feste, geschlossene Gestalt. Gedanken, wie sie in einem solchen bunten, fast chaotischen Dasein entsprangen, hatten den Geist Gregors und seines Sendboten genährt; letzterer war auserkoren, sie nach England zu verpflanzen. Es war im Jahre 596, als Augustin, eine hohe, fast athletische Gestalt, sich in Begleitung von vierzig Mönchen seines Klosters aufmachte. Fast wären sie schon an der Rhonemündung aus Furcht vor der weiten Reise und dem wilden Inselvolke, zu dem sie giengen, umgekehrt, hätte der Papst nicht bei seinem Entschlusse beharrt und ihnen Muth eingesprochen. Nachdem sie Gallien durchzogen, setzten sie von der Küste der Moriner an das Gestade von Kent über und landeten auf der in jenen Tagen noch vom Wasser um-

flossenen Insel Thanet bei Ebbesfleet, ebendort, wo einst Hengist zuerst Anker geworfen. Der deutschen Eroberung folgte nochmals eine römische.

König von Kent aber war Aethelberht, der, jütischen Stammes, eine Obergewalt über die Ostsachsen und Ostanglen jenseits der Themse bis hinaus an die Mündung des Humber geltend machte. Noch hiengen er und seine Leute am Götterglauben ihrer Väter. Allein der Fürst war, wie man in Rom sehr gut wusste, mit Berhta, einer Tochter des Königs Charibert von Paris aus Chlodovechs Geschlecht, verheirathet, die von dem duldsamen Gemahl bei Ausübung ihrer Religion nicht behindert wurde. Sie hatte sogar einen christlichen Landsmann, den Bischof Ludhard, als Caplan mitbringen dürfen, der ihr an heiliger Stätte die Messe las. Bald war die erste Begegnung mit dem Könige eingeleitet: auf Thanet, unter freiem Himmel traf man sich, denn nur also fanden es die Kenter geheuer, aus Furcht, die fremden Ankömmlinge möchten sich arger Zauberkünste bedienen. Im Schatten einer mächtigen Eiche lagerte der Fürst mit seinen Reisigen, als der Zug der Mönche, ein silbernes Kreuz und ein auf Goldgrund gefertigtes Bildniss des Heilandes voraus, heran kam. Dolmetscher vermittelten die Unterhaltung, die Botschaft Augustins und die Antwort des Aescingen, die treuherziges Vertrauen zu dem guten Vorhaben seiner neuen Bekannten ausdrückte und gastfreien Zutritt verhiess. Bald wanderte die geistliche Schaar weiter nach Canterbury; beim Einzuge stimmte der Chor das Hallelujah ihres Papstes Gregor an.

Bald hernach liess sie der König wissen, dass er gesonnen sei, seinen bisherigen Glauben mit dem ihren zu vertauschen. Alle seine Gedanken hatten sich auf das Heiligthum gerichtet, wo die Königin anbetete, das heute noch ausserhalb der Ringmauern Canterburys vorhandene Kirchlein, welches, wie Baeda meint, noch zur Römerzeit von christlichen Briten erbaut worden, seinen Namen aber, den des heiligen Martin

von Tours, doch wohl im Zusammenhang mit der Merowingerin erhalten hatte. Hier auf dem einzigen christlich geweihten Boden wurde nun Aethelberht von Augustin getauft, am 2. Juni des Jahrs 597, denn gewissenhaft und dankbar haben die Engländer den Tag in ihren Kalender eingetragen. Es ist aber auch ein eigenthümliches, Ehrfurcht gebietendes, obschon unscheinbares Gebäude, von dem das Evangelium über den Norden Europas ausgegangen. Auf einem Hügel, der in grauer Vorzeit vermuthlich keltischen Druiden zur Opferstätte gedient, auf dem dann Jüten und Sachsen ihren Wodan oder Thor angerufen, stehen uralte feste Grundmauern, deren Steine, römische Flachziegel mit Quadern wechselnd, Zeugen jener weltgeschichtlichen Taufhandlung gewesen sind, die nicht minder bedeutungsvoll erscheint als der Uebertritt Constantins des Grossen oder Chlodovechs des Saliers. Die Stätte, wo der erste englische Herrscher Christ wurde, kann nicht urkundlicher bezeugt sein. Bis auf diese Stunde dient St. Martin im Osten als Pfarrkirche der Vorstadt von Canterbury.

Einen anderen vormaligen Tempel, ebenfalls vor den Stadtmauern gelegen, übertrug der Neubekehrte dem Bischof Augustin, der ihn dem heiligen Pancratius zur Kirche weihte. Er wählte aber gerade diesen Heiligen, den jugendlichen Märtyrer aus der Verfolgung des Kaisers Diocletian, zum Andenken an den Fleck, an welchem er selbst so lange zu Rom verweilt. Das Kloster St. Andreas lag nämlich auf demselben Grundstücke, welches einst das Eigenthum der edel geborenen Familie des Pancratius gewesen. Jetzt sollte eine Kirche zu Canterbury an den Mons Caelius bei Rom, die Heimath der Mönche, erinnern. Zugleich aber wurde dem Befehle des Papsts gehorcht, wonach, um das Volk leichter zu gewinnen, frühere Cultusstätten beibehalten und durch Reinigung und Weihe in christliche Tempel umgewandelt werden sollten.

Gleichzeitig waren indess auch innerhalb der Stadt diejenigen Gründe angewiesen, auf welchen bisher die Königs-

burg gestanden, nun aber die Bischofskirche für den Gau und in der Folge die vornehmste der Insel sich erheben sollte. Sie erhielt den Namen des Erlösers, den auch der heutige Bau noch trägt. Nach Gregors ursprünglichem Entwurf sollte Britannien in zwei Provinzen London und York, eine jede zu zwölf Sprengeln, zerlegt werden. Da aber Sachsen und Angeln nur allmälich und von verschiedenen Seiten bekehrt wurden, da die keltische Kirche von Norden und Westen einen Gegendruck übte, sammelte sich die grosse Provinz im Süden um die Kathedrale von Canterbury, während die nördliche zwar seit Paulinus an York haftet, aber vor Briten und Schotten in ihrem Bereich weit zurückgeblieben ist.

König und Bischof begründeten aber ausserdem in Canterbury ein grosses Kloster. Es war zum Hauptsitze der neuen Brüderschaft bestimmt und wurde zum Mittelpunct der Mission nach allen Theilen der Insel so gut wie nach dem deutschen Festlande. Hier in der einige Jahrhunderte später nach Augustin selbst benannten Abtei trieben die Mönche eifrig nützliche Arbeit und höhere Studien zum eigenen Unterhalt wie zur Lehre der Bekehrten. Gregor selbst versorgte ihre Bücherei, deren Stücke bis in das fünfzehnte Jahrhundert unversehrt bei einander waren, von denen wenigstens zwei ehrwürdige Reliquien, zwei in römischen Uncialen mit Gold auf Purpurgrund geschriebene Evangelienbücher heute noch in den Büchersammlungen von Oxford und Cambridge vermuthet werden. Sie haben einst den Zöglingen jener ersten Pflanzschule gedient, durch welche das Saatkorn christlicher Bildung über England und Deutschland ausgestreut worden ist. Auch bei diesem hart an der Mauer nach aussen liegenden Kloster kommt abermals das Bestreben Augustins zu Tage, die Oertlichkeiten und Einrichtungen Roms in der Nachahmung so viel wie möglich in die neue Heimath zu übertragen.

Augustinus fand von Canterbury an die Meeresküste, bis

nach Deal führend eine alte, einst von den Römern gepflasterte Strasse, dieselbe, die ihn zuerst in das Land geführt. An ihr wollte er seinen Kirchhof anlegen, und dieser sollte mit dem geistlichen Institut verbunden sein, welches bestimmt war der Christianisirung Englands unmittelbares Leben zu ertheilen. Der Gottesacker, auf welchem die Gebeine des ersten Primas von England und des ersten christlichen englischen Königs bestattet worden sind, ist eine directe Erinnerung an die Via Appia, wie die Kirche St. Pancratius an den Mons Caelius gemahnt. Solcher Anklänge gibt es bei Lebzeiten Augustins noch mehrere: die Kathedrale des Bisthums Rochester erhielt den heiligen Andreas, die von London den Apostel Paulus zum Schutzpatron. Die Abtei zu Westminster, gleichfalls an einer Stelle, wo einst christliche Briten und heidnische Sachsen gebetet und geopfert hatten, wurde wieder dem Apostelfürsten St. Peter gewidmet.

Die kirchliche Schöpfung gedieh jedoch erst einheitlich im Sinne Roms seit Erzbischof Theodor, dem Griechen aus Tarsus (668—690). Nun entwickelte sich das Bisthum meist im Anschluss an die kleinen Reiche der deutschen Eroberer (shires), seine Unterabtheilungen an deren Hundertschaften. Aus dem Ort und Dorf endlich entsprang die Pfarrei, deren Kirche die Eigenthümer des Bodens beschenkten und ausstatteten, deren Priester von den Spenden der Gläubigen lebte, wozu dann in Nachahmung alt- und neutestamentlichen Vorbilds seit dem achten Jahrhunderte im christlich gewordenen Abendlande der Zehnte gekommen ist. Die gemeinsamen Angelegenheiten wurden auf Synoden und Concilien verhandelt in enger Anlehnung an den Staat vom Gau aufwärts bis zur Reichsversammlung des angelsächsischen Einheitsstaats. Nachdem die verwüstenden Einfälle der Dänen die unvergleichliche Blüthe christlichen und gesitteten Lebens, zumal in Northumbrien zerstört hatten, retteten Aelfred der Grosse und seine nächsten Erben den fast erloschenen Funken

zu neuer Segen spendender Flamme. Noch standen Königthum und Priesterschaft vor der gemeinsamen Gefahr fest zusammen, wie vorzüglich in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts Eadgar, welcher Recht und Macht grossartig consolidirte, und sein kluger Berather Erzbischof Dunstan, der, indem er das verfallene Mönchthum zu einer kraftvollen Stütze der Kirche emporhob, dieser selbst als Pflegerin frommer Zucht und höherer Bildung die Verbindung mit dem Festlande und dem heiligen Stuhl zu sichern trachtete. Dadurch allein ist es gelungen Staat und Kirche durch die entsetzlichen Stürme des folgenden Zeitalters zu steuern, so dass sie, in der Hauptsache unversehrt und ihrer gemeinsamen Bestimmung treu, sowohl unter Knut dem Grossen wie unter einem noch gewaltigeren fremden Eroberer die einmal vorgezeichnete Bahn haben einhalten können.

Gar Manches freilich gewann nunmehr andere Form. Die Erzbischöfe Lanfranc und Anselm, selber Ausländer, besetzten bald alle Bischofskirchen und Abteien mit Fremdlingen, meist Normannen. Beide, Mönche strengster Observanz, waren der aus Dunstans Tagen stammenden Umwandlung der Capitel in Klöster nicht abgeneigt, so dass das Domstift mancher Kathedrale, besonders auch Canterbury an eine regulare Congregation übergieng. Am wichtigsten aber war, dass Wilhelm der Eroberer geistliches von weltlichem Gericht, die Synode von seinen Hoftagen schied, während ihm freilich in die Ernennung seiner Bischöfe selbst der gewaltigste Papst nicht einreden durfte.

Diese Solidarität geistlichen und weltlichen Regiments wurde erst einige Menschenalter später von einer Persönlichkeit durchbrochen, deren Gedächtniss nicht minder als Augustins an Canterbury und der Mutterkirche Englands haftet. Von dem ältesten Bau ist wenig bekannt, als dass im achten Jahrhundert in Verbindung mit demselben ein Benedictinerkloster entstand, das bald den Kanonikern und den auf ihre

Ausnahmestellung nicht wenig eingebildeten Mitgliedern des St. Augustinsklosters ihre Rechte entwand und in Opposition gegen die Suffraganen der Provinz als Capitel für den Sprengel und die Provinz des vornehmsten Erzbisthums der Insel zu schalten begann. Selbst die Gebeine Augustins wusste diese neue Brüderschaft ihren Nachbarn diebisch zu entwenden, um auf Grund des Besitzes jener theueren Reliquien ein höheres Vorrecht und Ansehen zu behaupten. Hierüber und über viele ähnliche Fragen haben mehrere Jahrhunderte hindurch die erbittertsten Zänkereien gewüthet.

Das alte Domgebäude verschwindet dann am Ausgange der Sachsenzeit. Lanfranc, der grosse Primas des Eroberers, begann den gewaltigen Bau, dessen Grundmauern grossentheils heute noch stehn. Obwohl im Jahre 1174 eine gefährliche Feuersbrunst Dach und Gewölbe zerstörte, finden sich noch jetzt auf der Nordseite an zierlichen Treppensäulen und in der grossartig ausgeführten Krypte die unverkennbaren Spuren des besten normannischen Baustils. Es ist dann Erzbischof Stephan Langton aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, dessen patriotischem Auftreten England und die Welt die Magna Charta verdanken, und dessen Sarkophag, gleichsam als gehöre der Todte nicht ganz der Kirche und zur guten Hälfte der Welt an, auf der Südseite durch die Mauern hindurch auf den Kirchhof hinausgebaut ist, der den Plan des Gebäudes aufzuführen und zu vollenden begonnen hat, wie wir ihn jetzt vor Augen haben. Dazu gab aber eben jenes Ereigniss Anlass, das mit Ausnahme der Bekehrung Aethelberhts alle übrigen, die sich in Canterbury zugetragen, in den Schatten gestellt und der Kathedrale einst ein Grabmal verschafft hat, vor dem freilich diejenigen Lanfrancs, Anselms, Stephan Langtons und vieler anderer berühmter Männer keineswegs vergessen, aber dennoch auf Jahrhunderte in den Hintergrund getreten sind, nämlich den Schrein des zum Nationalheiligen gewordenen Erzbischofs Thomas Becket.

Ueber keinen anderen Kirchenmann jener Jahrhunderte und den von ihm hervorgerufenen Streit ist so viel urkundliches Material vorhanden wie über Becket. Es gibt an die tausend echter Briefe der verschiedenen handelnden Personen; wir kennen wenigstens zwanzig Lebensbeschreibungen und Passionen, die schon innerhalb fünfzig Jahre nach dem Martyrium verfasst worden sind. Bald hat die gläubige Nachwelt die Verfasser der vier vornehmsten, welche sämmtlich Augenzeugen gewesen, zu Evangelisten des neuen Heilands erhoben und ihre mit Wunderwerken reichlich verbrämten Berichte in dem sogenannten Quadrilogus zusammen gestellt.

Ursprünglich gehörte Thomas, dessen Vater aus Rouen kam, als Kanzler und höchst weltlich gesinnter Vollstrecker der Befehle Heinrichs II., jener Schicht des normännischen Klerus an, der mit Leib und Seele dem Staatsdienst oblag. Sobald ihm jedoch der König den kirchlichen Primat aufgenöthigt hatte, erschien er wie umgewandelt. Einkünfte, an die bisher Niemand gedacht, unbeschränkte Jurisdiction, Unantastbarkeit aller ihrer Diener nahm er für die Kirche in Anspruch, rief aber, während er die römischen Decretalen überspannte, in den Constitutionen von Clarendon einen epochemachenden zur Abwehr solcher Anmassungen geschaffenen politischen Gegendruck hervor. Der weltliche Staat und die geistliche Gewalt geriethen auf das Härteste an einander; ersterer, in Gestalt einer kluge Reformen anbahnenden Monarchie, behielt im Lande selbst den Sieg; der Erzbischof entwich, nachdem er sich überzeugt, wie der Urtheilsspruch seiner Peers gegen ihn ausgefallen und sogar die Mehrzahl seiner geistlichen Brüder seinem hochmüthigen Beginnen zuwider war. Von Aussen her jedoch, gestützt auf die Autorität des Papsts, setzte er mit derselben Leidenschaft den Kampf fort. Erbitterung und Verstellung von beiden Seiten liessen es trotz aller Versuche nimmer mehr zu einer aufrichtigen Versöhnung kommen. Endlich entschloss sich Becket zur

Rückkehr, aber keineswegs in der Absicht einen Schritt breit nachzugeben. Indem er die Schuldigen, welche die Krone schirmte, vor sein Tribunal lud, seine Widersacher im Episcopat mit dem Bann belegte und grundsätzlich Opposition trieb, kümmerte er sich nicht im Geringsten um den Zorn des Königs, sondern stürmte bewusst dem glorreichen Tode des Märtyrers entgegen.

Dass dies die entschiedene Absicht des Prälaten war, ergibt sich, wenn man mit den gleichzeitigen Berichten in der Hand die Kathedrale besucht und unter den weiten Trümmerresten und Räumlichkeiten des ehemaligen erzbischöflichen Palastes und der Klostergebäude umherwandelt. Becket wusste, als er nach der Mittagsmahlzeit am 29. December 1170 in einem Gemache seiner Residenz, wie er pflegte, Geschäfte abfertigte, dass im Kloster St. Augustin jene vier Ritter abgestiegen seien, die ein verhängnissvolles Wort ihres Königs begierig aufgegriffen und sich sofort aus der Normandie herbeigemacht hatten um den unbeugsamen Kirchenfürsten mit dem Schwerte in der Hand zum Nachgeben zu zwingen. Es dauerte nicht lange, so traten eben diese Herren, von denen ein jeder obenein seine eigene Sache mit ihm hatte, in das Gemach und erhoben einen heftigen Wortwechsel, der nur dazu beitrug, die Standhaftigkeit des Prälaten und die Wuth seiner Gegner zu steigern. Diese eilten hinunter in den Hof, um die Waffen, die sie abgethan, zur blutigen That wieder anzulegen und ihre Begleiter als Wachen auszustellen. Mittlerweile waren die Residenz, das ganze Kloster in Bewegung. Von den Mönchen hatten sich die meisten, da es dunkelte und die Vesper begonnen hatte, in die Kirche begeben; andere, muthiger als der grosse Haufe, machten sich daran, die Pforten zu verrammeln, oder stürzten in das Gemach ihres Oberhirten, um ihn mit stürmischen Bitten zu bewegen gleichfalls an geweihte Stätte zu fliehen. Eine Weile sträubte er sich, er hatte jenen Blutmenschen das Wort ge-

geben, nicht von der Stelle zu weichen; dann aber besann er sich eines anderen, befahl, dass ihm sein erzbischöfliches Kreuz vorausgetragen werde, und liess sich von den Brüdern durch ein Hinterpförtchen und den ebenfalls im Norden der Kathedrale gelegenen Kreuzgang mehr schleppen als führen. Schritt für Schritt lässt sich dort ihr Weg verfolgen in das massive Capitelhaus, wo noch heute die Inthronisation der Erzbischöfe statt findet, und durch eine Seitenthür in das Nordschiff der Kathedrale. An den Altären der Jungfrau oder St. Benedicts, in der Krypte, deren Treppe in nächster Nähe war, in der in verborgener Höhe angebrachten Kapelle des heiligen Blasius hätte Becket vor seinen Mördern, die jetzt gewappnet durch den Kreuzgang stürmten, Zuflucht finden, bei der hereinbrechenden Nacht leicht sich schützen können. Er war eben im Begriffe die breite Treppe, die zum hohen Chore führt, hinanzusteigen, um dort imposant und theatralisch, wie sein ganzes Wesen, hinter dem Altar in dem ehrwürdigen porphyrenen Sessel zu sterben, in welchem von Alters her der Erzbischof inthronisirt zu werden pflegt, als das Erscheinen der Ritter ihm keine Zeit liess, er ihnen in der Kapelle St. Benedicts entgegentrat und daselbst nach einem kurzen, bitteren Gezänk, in welchem ein Schmähwort Beckets die Wuth jener vollends entfesselte, sich ungebeugt und wahrhaft heroisch tödten liess. Das war der Ausgang eines Kampfes, den das Scepter wider den Krummstab geführt. Endlich hatte das Schwert gezuckt und den Gesalbten des Herrn getroffen; der aber hatte es selber zu fügen gewusst, dass sich dabei Verbrechen auf Verbrechen häufte, Priestermord, Sacrileg und Tempelschändung. Er war, was er gewollt, ein Märtyrer der Kirche geworden, und durch sein Blut hatte er ihr den Weg zum Siege gebahnt.

Während die Mörder ihrem Schlachtopfer und dem Heiligthume den Rücken wandten um die erzbischöfliche Schatzkammer vor allen nach Documenten zu durchsuchen, hatten

die Mönche, die im Leben kaum seine Freunde gewesen, den Leichnam mit dem Blute und gespaltenen Schädel, die Gewänder, unter denen sie zu ihrem Erstaunen, was sie nie erwartet, harte härene Busskleider entdeckten, jammernd und klagend aufgenommen und in der alten Krypte, im östlichen Winkel vor den Altären St. Johannis und St. Augustins beigesetzt. In kurzer Zeit war dieser Schatz in dem sicheren Zufluchtsorte völlig ungefährdet, und ehe nur daran gedacht wurde ihn würdiger und glänzender unterzubringen, verlautete von Wunderwerken, die von den Gebeinen des kühnen Märtyrers ausgiengen. Ludwig VII. von Frankreich und der Graf von Champagne, die Feinde des Königs von England, begrüssten ihn als solchen. Schon in drei Jahren hatte Papst Alexander III., der seine Sache aufgenommen, ihn heilig gesprochen; St. Thomas von Canterbury, den die katholische Welt unter ihre Glaubenshelden versetzte, begann alsbald nach dem Tode auch England zu erobern.

Das Verhängniss wollte, dass um dieselbe Zeit ein Umschwung auf politischem Gebiete hinzutrat. König Heinrich, der es verstanden, in wahrhaft nationaler Weise mit einem herrschsüchtigen Pfaffen fertig zu werden, bekam es mit gefährlichen Aufständen auf beiden Seiten des Meers zu thun; sein eigenes Fleisch und Blut, sein Erstgeborener erhob sich gegen ihn. Ein päpstliches Interdict hatte bereits aller Welt veranschaulichen sollen, wie die Züchtigung des Himmels über das gekrönte Haupt hereingebrochen für die Frevelthat, zu welcher der König doch den Anstoss gegeben. Heinrich selber stutzte, er, der bisher niemals um die Mittel verlegen gewesen. War es Politik oder Sinneswandlung, genug, am 12. Juli 1174 schritt er in bussfertigem Aufzuge baarhaupt und baarfuss durch die Strassen von Canterbury um im Dome eine schmachvolle Pönitenz zu verrichten. Andächtig den Spuren der jüngsten Passion nachgehend, lag er schliesslich am Grabe in der Krypte auf den Knien, während Mönche

den nackten Rücken mit Ruthen strichen. Die ganze Nacht wurde auf dem kalten Stein im Moder des Kellergewölbes zugebracht, wahrlich keine geringere Demüthigung als die Kaiser Heinrichs zu Canossa. Ist doch auch in England die Staatsgewalt auf lange Zeit geknickt worden, zumal nachdem der Sohn des stolzen Fürsten dem Papste Innocenz den Vasalleneid geleistet.

Wenige Wochen nach Heinrichs II. Busse, am 5. September, ereignete sich jener Brand der Kathedrale und verhinderte für längere Zeit, dass die Gebeine Beckets aus ihrer verborgenen Ruhestätte in ein grossartiges Denkmal übergeführt würden. Endlich im Jahre 1220, fünfzig Jahre nach der Ermordung, war der Neubau und vor allen der noch hinter dem Hochaltar weit hinaus dem Märtyrer zu Ehren aufgerichtete Chor so weit vollendet, dass im Beisein Heinrichs III., eines glänzenden Hofs und vieler hohen einheimischen und ausländischen Prälaten am 7. Juli die feierliche Translation von der Krypte nach dem prachtvollen Schreine in der Emporkirche vorgenommen werden konnte. Der Name des Heiligen, der in Kurzem nicht nur bei allen Nationen des lateinischen Abendlandes berühmt geworden, dessen Ruf die Kreuzfahrer sogar bis nach Jerusalem, nach Akkon und Constantinopel getragen hatten, dem auch im Morgenlande Kirchen geweiht worden sind, rechtfertigte das Bestreben der englischen Nation, ihm, der ihr vor allen gehörte, nicht nur ein über alle Massen kostbares Heiligthum zu errichten, sondern ein so eigenthümliches Bauwerk wie jenen weit über den ursprünglichen Hochaltar vorgeschobenen Chor aufzuführen.

Der wunderwirkende Heilige und die Pracht seines Grabmals haben dann drei Jahrhunderte hindurch die vornehmsten Verehrer, viele Tausende von Neugierigen und wahrhaft Hilfsbedürftigen herbeigelockt. Kaiser und Könige haben an dem Sarkophage ihre Andacht verrichtet und Gold und Edelgestein

zur ferneren Ausschmückung des Schreins hinterlassen. Im Frühlinge besonders pflegten unabsehbare Schaaren Andächtiger auf drei grossen Strassen nach Canterbury zu pilgern. Die Wirths- und Kaufhäuser des alten Orts füllten sich sodann mit Wallfahrern aus allen Theilen der britischen Inseln und von den verschiedensten Nationen des Continents. Alle drängten sich in die Kirche, um am Schreine zu knien und anzubeten. Nur den vornehmsten pflegten die Mönche, deren Stift in Folge dieser Besuche bald zu einem der reichsten in der Welt wurde, die kostbarsten Reliquien, insonderheit den oberen Theil des durchgehauenen Schädels zu zeigen. Was von Körpertheilen des heiligen Thomas nach Aussen, z. B. nach Lübeck verschachert wurde, kann unmöglich echt gewesen sein. Von den tausend und abertausend Pilgern opferte ein jeder seinen Pfennig; auf den Knien sind sie die Stufen zur Emporkirche hinauf und wieder herabgerutscht, wie die grossen Höhlungen in denselben noch heutigen Tags kund thun.

Als Heinrich VIII. sein Reich von Rom losriss, blieb die Kirche in ihren Grundformen aufrecht, während der Heiligendienst sammt dem Mönchthum zerschmettert wurde. Nichts aber ist merkwürdiger in der Geschichte des englischen Mittelalters als das grosse Uebergewicht, zu welchem sich trotz wiederholtem Niedergang in stets erneutem Anlauf der Monasticismus aufzuschwingen gewusst hatte. Wie sehr auch die Antriebe von Aussen kamen, so haben doch wesentlich territoriale und volksthümliche Kräfte diese eigenthümliche Erscheinung hervorgerufen, die es wohl verdient in ihren einzelnen Stufen betrachtet zu werden.

Schon in den frühesten Epochen des Christenthums war zu den ursprünglichen Organen kirchlicher Verwaltung als ein besonderer Träger ihrer Autorität das Mönchswesen hinzugetreten. Aus dem contemplativen Bedürfnisse entsprungen, hat sich dies uralte Element frühzeitig dem christlichen bei-

gemischt, und, während es im Morgenlande den Character des abgesonderten, selbstbeschaulichen Eremitenwesens fortentwickelt, in der abendländischen Kirche geradezu die aggressiv vorwärts dringende Seite des zur Weltherrschaft bestimmten Glaubens ausbilden helfen. Seit Benedict von Nursia gelten die Klostergesellschaften, wie sie sich bis auf unsere Tage im Katholicismus eine aus der anderen hervorgehoben und den Anforderungen des jedesmaligen Zeitalters möglichst anzubequemen gesucht haben, neben der Weltpriesterschaft, den Verwaltern des von Gott überkommenen Geheimnisses, recht eigentlich als der streitende Theil der Kirche. Das sind sie denn auch in der Geschichte Englands gewesen, wo sie immer wieder im Leben und im Tode eine zauberhafte Gewalt über die Gemüther gewonnen haben.

Schon als die Vorkämpfer der keltisch-irischen Kirche, deren Lehre und Disciplin auf directe Herkunft aus dem Orient weisen und sich Jahrhunderte lang gegen die Unterwerfung unter den römischen Pontificat gesperrt haben, sind die Mönche von Bangor und von Jona, die Genossen St. Patricks und St. Columbas, zu betrachten. Ihr Feuereifer äussert sich in der thätigen Mission, mit welcher sie nicht nur die verschiedenen Völker der britischen Inseln zu gewinnen, sondern auch den Franken, Alamannen und Baiern die Heilslehre zu bringen trachten. Allein ihrer Gluth fehlt es an nachhaltiger Kraft, ihrem System an Organisation. Ueberall muss die aus altkeltischer Nationalität hervorgegangene druidenartige Kaste weichen, sobald die germanischen Völker sich den geschlossenen Kirchenformen Roms ergeben und nun Stammhass und der Kampf für das allein seligmachende Bekenntniss sich verbinden, die alten Gebiete der Schottenmönche in Beschlag nehmen, ja, ihre eigenen Eroberungen weit darüber hinaus fortsetzen. Für England wurde es entscheidend, dass die Angelsachsen unmittelbar zum katholischen Glauben übertraten. Der neue lateinische Mönchsorden, erst vor wenigen

Decennien in der Wildniss von Montecassino gestiftet, errang diesen Sieg: Augustin, der Apostel Gregors des Grossen, und seine vierzig frommen Begleiter waren italische Benedictiner.

Die Regel ihres Stifters gebot keineswegs unbarmherzige Peinigung des Leibes, denn die Enthaltung vom Fleisch fiel dem Südländer nicht sonderlich schwer. Auch Anbetung und Beschauung galten nicht als ausschliessliche Aufgabe. Vielmehr wurde von dem rechten Mönche verlangt sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Daher wurde denn einem jeden, der in den geschlossenen Bund eintrat, wie die Stunden des Gottesdiensts bei Tag und Nacht, Arbeit in Feld oder Weinberg, in Küche oder Keller auferlegt. Die Mönche des heiligen Benedict haben der antiken und der germanischen Welt, die sich gleich sehr nur von Sclaven bedienen liessen, erst einen Begriff von der Würde und dem Werth der Arbeit beigebracht. Auch ist es eine ganz irrige Annahme, dass Mönche stets auch geweihte Kleriker und auf Seelsorge angewiesene Geistliche seien. Der Orden, und zwar seine späteren Entfaltungen nicht ausgeschlossen, bedeutet im Gegentheil eine Vereinigung von Laien, die sich unter die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams beugen. Characteristisch für England aber ist, dass, wie die Glaubensboten aus Rom Mönche, ihre ersten Stationen und Sprengel nach mönchischer Ordnung angelegt waren, so auch in der Folge immer wieder zahlreiche Bischöfe und Messepriester der Congregation angehörten.

Das Beispiel dieser emsigen Fremdlinge machte nun aber einen so gewaltigen Eindruck auf die unverdorbene Bevölkerung, gerade weil man sie für Körper und Geist gleich nützlich wirken sah. Sobald sie sich in Kent festgesetzt und nun nach Nord und West sich auszubreiten beginnen, werden überall neben der Stiftskirche auch Scheuern und Viehstall aufgeführt und in unmittelbarem Anschluss an das Gotteshaus

Schulen eröffnet, wo theils die Jugend der umliegenden Gaue die Glaubenssprüche und selbst Lesen lernt, theils aber auch die zum klösterlichen Leben und zum Priesterstande bestimmten den weiter gehenden Unterricht zu ihrem ernsten Berufe erhalten. So werden diese katholischen Stiftungen, was die Schottenklöster in dem Masse nie gewesen, Pflanzschulen für Klerus und Laienschaft behufs der Erlernung und Benutzung sehr bestimmter irdischer und himmlischer Güter.

Freilich treten auch ihre Schattenseiten sofort entgegen. Indem frommer Dank und Aberglaube sie mit Schätzen aller Art, insonderheit mit Land beschenkt, ihnen hohe Vorrechte, vor allen die Immunität zuerkennt, wollen ganze Brüderschaften nur die Lasten des Lebens abstreifen.

Nach dem Muster St. Augustins zu Canterbury entstehen seit dem siebenten Jahrhunderte Abteien und Prioreien in allen englischen Gauen. Im Norden, vor allen auf der Insel Lindisfarne, der Mutter von Durham und vieler anderer geweihten Stätten in Northumbrien, blühen sie aus den Trümmern alt-keltischer Stiftung auf. Allein schon zu Baeda's Lebzeiten tragen Reichthum und Ueppigkeit schlimme Früchte, so dass den Mönchen strenge Befolgung ihrer Regel, der Weltgeistlichkeit die Absonderung von jenen eingeschärft wird. Erst die furchtbare Dänennoth, die in den folgenden Jahrhunderten so viel zerstörte und entfesselte, führt nicht ohne Einwirkung gleichzeitiger Reformen vom Festlande her zu einer Verjüngung des Klosterwesens. Es ist schon erwähnt worden, wie sich in den Tagen Dunstan's Kathedralen wie Canterbury, Winchester u. a. m. ein Kloster statt des Domstifts angliedert. Anderswo, wie zu Ely, wird aus dem Kloster im Laufe der Zeit eine Kathedrale. Es fehlt nicht an Orten wie St. Albans und Bury St. Edmunds, die, grossen Nationalheiligen geweiht, an Reichthum, Einfluss und Macht hinfort mit den benachbarten Bischofssitzen wetteifern, an anderen,

wie Walsingham, die eine Stätte heidnischer Gottesverehrung, Quelle und Hain, zur Grundlage genommen. In der Blüthezeit des Mittelalters erscheint England mit Hunderten solcher Anstalten bedeckt; bald haben sie namhaften Städten das Dasein gegeben, bald drängen sich mehrere von ihnen in der Nachbarschaft grösserer Orte an einer alten Culturstätte zusammen. Wir greifen aus den zahlreich erhaltenen Klosterchroniken eine heraus, um an ihrer Richtschnur den Gang der Entwicklung zu verfolgen und zu sehn, wie sich ein solches Stift in socialer, ekklesiastischer und politischer Beziehung vielen ungünstigen Umständen zum Trotz hindurch arbeitet und behauptet.

Abingdon in Berkshire, nicht allzuweit von der Grenze von Oxford, noch innerhalb des alten Königreichs Wessex, welches die Einigung der angelsächsischen Herrschaften vollzog, aber auch später als die übrigen zum Christenthum übertrat, wurde gegen Ausgang des siebenten Jahrhunderts durch den frommen Eifer und die Munificenz zwei fürstlicher Brüder gestiftet. Allein seine eigentliche Begründung verdankt es doch etwas später dem um geistliche und weltliche Ordnung des Reichs besonders verdienten Könige Ine. Nun erst lassen sich Abt und Mönche fest nieder und beginnen, was die Volksgesetze desselben Königs allen seinen Unterthanen als Pflicht vorschreiben, zur Wahrheit zu machen und wenigstens eine Hälfte des Bodens als Wiese und Feld zu bestellen. Verlangte doch die Regel des heiligen Benedict, dass alle, welche nicht durch Gebrechen und Schwäche, durch hohes oder niederes Alter daran gehindert seien, nächst dem Kirchendienste die ihnen täglich zugetheilte Arbeit verrichteten. Das Muster ihres Ackerbaus stammte aus dem warmen und viel rationeller gepflegten Süden. Nun zogen sie die Eingeborenen der Nachbarschaft zur Hilfeleistung heran, lohnten ihnen mit einem Theile der Arbeitsfrucht, und, je nachdem dann Wald und Gestrüpp, Brache und Sumpf verschwanden,

wuchs die Fülle des ergibigen Bodens, der, wieder in Pacht ausgethan, allmälich den Ausgangspunct des Ganzen, das Stift, zum reichen Grundherrn machte. Von ihm liefen die Strahlen eines neuen, hoffnungsvollen Lebens nach allen Seiten aus.

Die Wüstenei wurde urbar, das Land neben den alten, niemals ganz zerstörten Römerwegen von neuen Strassen durchzogen. Auch die Wildniss im Herzen der Menschen, das alte angestammte Heidenthum, wich allmälich den Segnungen der Pflugschar und dem aus der Scheuer des Evangeliums ausgestreuten Samenkorne, so viele uralte Erinnerungen auch noch am Boden haften blieben und den Leuten durch Ortsnamen, durch Heldensage und Mährchen bezeugt werden mochten. Wie die Kirche überhaupt waren dann auch die Klöster besonders thätig an der Ausgleichung der schroffen Rangverhältnisse, welche den germanischen Volksstaat bei allen seinen Niederlassungen durchzogen; gegenüber der rohen Gewalt und dem Rechte des Schwerts bahnten sich hier in Gericht und Verwaltung Milde und Versöhnlichkeit den Weg; rastlos und unermüdlich erstrebten sie namentlich ein besseres Loos für die in harter Abhängigkeit gehaltenen Knechte. Evangelische Barmherzigkeit war eines der ersten Gebote Benedicts gewesen; der Sorge für Arme und Nothleidende, der Gastfreiheit sollten die Brüder einen guten Theil ihrer Zeit und Mittel widmen. Zu diesem Zwecke strömten ursprünglich so viele reiche Einkünfte zusammen; mildherzige Hinterlassenschaften, Zehnten, der Pfennig für das Todtenamt, ja selbst die bald in klingende Münze umgewandelten geistlichen Bussen wurden Anfangs gewissenhaft auch hierzu wiederum ausgethan. Die Bedürfnisse, so wie die Anweisung der Mönche schufen dann in nächster Nähe die erste Ansiedlung von Handwerkern und Krämern, der Ueberschuss ihrer Feldfrüchte und ihres Viehstandes den ersten Markt, der ursprünglich in der Regel vor der Pforte der

Abteikirche gehalten wurde. So bildeten sich Flecken und Städte, Mittelpuncte von Handel und Wandel, so wie das Marktrecht und die Vogtei der geistlichen Herren. Noch weiter erstreckte sich schon unter den Angelsachsen ihr segensreicher Einfluss in allen Stücken höherer Erziehung und Bildung; schon damals waren die englischen Klöster die Werkstätten vieler Kunstfertigkeiten in Malerei und Musik, Sculptur und Architectur. Das durch Baeda so grossartig entwickelte Studium sandte einen seiner berühmtesten Vertreter, Alcuin von York, an den Hof Karls des Grossen, um in dessen Landen dieselbe Schule einzubürgern. Hatte auch nicht ein jedes Stift an allen diesen Erfolgen in gleichem Masse Theil, so half es doch, nach eigenen besten Kräften und Anlagen jenen besonderen Bildungsstand herbeiführen, welcher der mittelalterlichen Epoche eignet.

Allein auf diese schöne Jugendzeit, die durch manche Schenkung frommer Gönner in der Erinnerung der Mönche befestigt wurde, folgten nur zu bald Tage schwerer Prüfung. Kaum waren die Kämpfe zwischen den Stammkönigen von Wessex und Mercia entschieden, so trat der gleich Heuschrecken alle Cultur mit Vernichtung bedrohende Anfall der dänischen Vikinge ein. Die Klöster waren der Brennpunkte des Wohlstandes und der Bevölkerung, auf sie vorzüglich hielten die wilden Seeräuber die gierigen Augen gerichtet. Im Süden und in der Mitte des Landes bezeichneten bald das rauchgeschwärzte Gemäuer und das von Unkraut überwucherte Feld den Pfad der Zerstörung. Gold und Silber, so wie die Früchte des Ackers und des Stalls schleppten die Wütheriche davon, während die Besitzer mit den Reliquien ihres Schutzpatrons, mit wenigen Messgeräthen und Büchern obdachlos durch das Land irrten. Auch Abingdon hat diese grause Zeit in ganzer Fülle zu kosten gehabt. Erst Aelfreds Siege brachten Errettung und sicherten das Land vor dem gänzlichen Rückfalle in barbarische Rohheit. Als nun aber die

Mönche sich an der alten heimischen Stätte wieder einrichten wollten, hatten sie nicht allein mit dem verwilderten Acker fast von Neuem zu beginnen, sondern es war auch die Zucht unter ihnen selbst arg gelockert: wie im ganzen Abendlande während des zehnten Jahrhunderts machte sich auch in England das Bedürfniss nach einer Reorganisation des Klosterlebens dringend geltend. Ueberall war starke Verweltlichung eingerissen, die Zügel der ursprünglichen Disciplin mussten wieder straffer angezogen und den neuen Ordnungen in Staat und Kirche angepasst werden, um sich jenes Todfeindes des ganzen Instituts zu erwehren. Die Reform oder vielmehr Schärfung der alten Benedictinerregel, die zunächst in Frankreich und Burgund von der Abtei Cluny ausgeht, in Italien sich an die Person einiger monastischer Eiferer, in Deutschland gar an die eines phantastischen Kaisers und seines Busenfreundes, des von den heidnischen Preussen gemarterten heiligen Adalbert knüpft, findet in England so hervorragende Gönner wie Erzbischof Dunstan. Gerade die Chronik von Abingdon bewahrt das Andenken des Abtes Aethelwold, welcher Benedicts Regel ins Englische übersetzte und sie als Bischof in das Stift von Winchester verpflanzte, während sein Kloster durch Abfertigung geeigneter Mitglieder zur Reform in Ely, Burgh, Hyde, Thorney und an vielen anderen Stätten mitwirkte. Diese Verjüngung war unerlässlich, wenn die Stiftung überhaupt den grossen Umwandlungen des eilften Jahrhunderts gewachsen sein sollte: sie kann gewissermassen als eine der Vorbereitungen auf die Eroberung von Staat und Kirche durch die Normannen, als ein Uebergang vom rein germanischen in einen romanisirten Zustand gelten. So darf man die von den Erzbischöfen Lanfranc und Anselm nach auswärtigen Mustern und mit Hilfe italienischer und französischer Mönche noch mehr geschärfte Klosterzucht als eine entschiedene Fortsetzung des von Dunstan und seinen Zeitgenossen begonnenen Werks so wie das Kloster Bec als die Normal-

schule der von den Normannen ebenfalls eroberten angelsächsischen Klöster bezeichnen.

Dasselbe Zeitalter jedoch pflanzte die Keime des allmälichen Untergangs. Die Klöster mussten natürlich gleichfalls dem nach scharf feudalen Linien aufgeführten Staate des Eroberers eingefügt werden; für allen Grundbesitz, der nicht altes, kirchliches Freigut war, genossen die Benedictineräbte dieselben Rechte und leisteten dieselben Pflichten wie die übrigen geistlichen und weltlichen Grundherren, Bischöfe und Barone. Sie nahmen am Gerichtsbanne so wie an der Verwaltung der Landschaft Theil und stellten nach der Zahl ihrer Ritterlehne dem Könige Reiter und Knechte ins Feld oder zahlten das entsprechende Schildgeld. Als späterhin aus Vertretern des Reichs und seiner Theile, der Grafschaften und der Städte, das Parlament emporsteigt, sitzt bis zur Reformation eine beträchtliche Anzahl von Aebten, die man die mitratragenden hiess, unter den Lords des Oberhauses. So werden die Klöster wichtige Potenzen des weltlichen Staats, während andrerseits, von Wilhelms grossem Zeitgenossen, Papst Gregor VII., ausgehend, die neuen Folgerungen des kanonischen Rechts der Kirche im Allgemeinen eine völlig gesonderte und über das Gebiet des Staats erhabene Stellung in der Welt zu sichern streben. Der Zwiespalt zwischen weltlicher und geistlicher Herrschaft, die Gefahr, die in letzterer liegt, ihre heilige, religiöse Aufgabe zum Deckmantel unheiligster Machtansprüche zu machen, geben denn auch während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sich in der Geschichte der englischen Klöster kund. Noch ist ihre ursprüngliche Bestimmung erkennbar, aber weicht doch im Laufe der Zeit immer mehr vor hartnäckig gehegten, und endlich zerstörend wirkenden Vorrechten.

Von einer Fortführung der Mission unter heidnischen Stämmen ist hinfort keine Rede mehr; in der Bodencultur wetteifern Edelleute und Bauern längst mit den Mönchen.

Die Sphäre der Lebensaufgabe der letzteren ist daher beträchtlich eingeschränkt: es bleibt ihnen nach den viel gegliederten Vorschriften ihres Kirchenbuchs noch das Lob Gottes zu singen, Mildherzigkeit zu üben, die Jugend zu lehren und die Wissenschaften zu pflegen. In einigen dieser Stücke haben sie auch fernerhin noch Grosses geleistet. Mehrere Abteien bewahrten sich den Ruhm die Wohlthäter der duldenden Menschheit zu sein; in anderen wurde der Unterricht mit glänzendem Erfolge betrieben; wieder andere erwarben sich unvergängliches Verdienst durch Schriftstellerei. Da das Latein die Sprache der Kirche und des Gottesdienstes blieb, riss der Faden seines Studiums niemals ganz ab. Auch die englischen Mönche, vor allen die unter den ersten Plantagenets, haben fleissig mitgeholfen durch Copien die antiken Muster des Stils zu erhalten oder spätere Schriften geistlichen Inhalts zu vervielfältigen, sie haben wichtige Annalen ihrer Klöster, Biographien ihrer bedeutenden Männer verfasst, Briefe und selbst Staatsdocumente gesammelt. An das Scriptorium der vornehmen Abtei St. Albans knüpft sich fast der Beruf amtlicher Geschichtschreibung, indem dort Jahrhunderte hindurch Reichsgeschichte geschrieben und die Actenstücke des diplomatischen Verkehrs nach Innen und Aussen, zumal mit Papst und Kaiser, zusammengestellt wurden. Allein neben dieser vielseitigen, für Mit- und Nachwelt erspriesslichen Thätigkeit befördert Gunst oder Ungunst der Umstände stetig das bedauerliche Gegentheil. Seitdem ein neuer Herrscher, Heinrich II., innere Ordnung und Frieden geschaffen, sprudeln den Klöstern sämmtliche Quellen des Reichthums so ergibig wie noch nie zuvor. Ihr Boden und Vieh, ihr Handel und Wandel werfen erkleckliche Summen reinen Gewinns ab, mit dem überall wachsenden Wohlstande des Landes steigen Zehnten und die versilberten Bussgefälle. Von Fürsten und Edelleuten macht kaum jemand seinen letzten Willen, ohne nicht dem geistlichen Stifte, mit dem er bei Lebzeiten in näherer Ver-

bindung gestanden, reichliche Verschreibungen an Land und Gütern, hohe Summen für Altar und Grabmal zu hinterlassen. Auch erscheinen bisweilen noch mächtige Herren, die aus eigenen Mitteln neue Klöster errichten. So wachsen denn mit den steigenden Reichthümern auch Habsucht und Lust nach mehr; ihnen erscheint bald jedes Mittel recht ihren Durst zu befriedigen. Sterbenden werden gegen Verweigerung oder Zusicherung der Sacramente und der ewigen Seligkeit Schenkungen abgeschwindelt, die aus freien Stücken niemals verfügt worden wären. Schreibekunst und Wissen der Mönche prostituiren sich zu dem gemeinsten Betruge, der Urkundenfälschung, kraft deren fraglich gewordenes Eigenthum längst ihrem Hause gehört habe. Der immer mehr auf die Basis von Gesetz und Verfassung tretende Staat hält es daher für seine Pflicht sich der intestat Verstorbenen anzunehmen um vermittelst der Gesetzgebung gegen fernere Erwerbung durch die todte Hand einzuschreiten und seine eigene Wehrkraft durch Zersplitterung des Lehnguts nicht vernichten zu lassen. Wie mit der Krone gerathen schon im zwölften Jahrhunderte die Klöster mit Städten und Marktflecken an einander, von denen so manche gerade durch ihre Förderung entstanden waren. Dort gediehen an Handel und Gewerbe municipale Rechte, denen die geistliche Herrschaft durch hohe Gefälle von Markt und Verkehr zu steuern suchte. Vieler Orten wurden darüber erbitterte Processe geführt, wie zwischen der Abtei Westminster und der Stadt London; anderswo, z. B. zu Bury St. Edmunds fielen sich Mönche und Bürger buchstäblich in die Haare und fochten blutige Sträusse und Raufereien sogar auf dem Kirchhofe oder innerhalb der Klostermauern. Auch hier musste endlich der Staat einschreiten; ein Statut Eduards III. verbietet, dass Priester und Mönche sich fernerhin mit Handel befassen. Nahmen nun schon die geistlichen Herren bei allen ihren Versuchen fremdes Gut an sich zu reissen oder alte Privilegien bei völlig

veränderten Zeitumständen unverändert zu bewahren die von der Kirche durchweg beanspruchten Ausnahmsrechte zu Hilfe, so war das noch weit mehr der Fall, sobald die kanonische Gerichtsbarkeit mit dem nationalen Landrechte und seinen Organen in unmittelbare Collision gerieth. Hier erhielt sich das ganze Mittelalter hindurch ein wunder Fleck, der endlich nur durch eine Radicalcur geheilt werden konnte. Auch das vor Alters einst an einigen Stätten haftende wohlthätige Vorrecht des Sanctuarium, wo die von roher Gewalt verfolgte Unschuld eine Zuflucht finden konnte, wurde durch das Steifen auf die geistlichen Exemptionen immer mehr zu einem Unrecht, indem man dem gemeinen Verbrechen ungesetzlichen und selbst hochverrätherischen Schutz gewährte. Viele Klöster endlich erwarben sich um dieselbe Zeit, gestützt bald auf päpstliche, bald auf weltliche Fürsprache, die Erlaubniss aus dem Episcopalverbande gänzlich auszuscheiden, so dass ihre Aebte hinfort mit beschöflichen Rechten in ihren Gebieten und Befugnissen ausgestattet erschienen. So kam es im Laufe der Jahrhunderte dahin, dass die reichen Klöster als Sitze des Wohllebens, der Genusssucht und der Gewaltthat und zugleich als Störer der öffentlichen Ordnung galten, dass sie stets unter dem Vorgeben einzig und allein zur Ehre Gottes ihre grossen Güter zu erwerben, zu verwalten und zu verwenden, nach ganz anderen moralischen und politischen Rücksichten behandelt sein wollten als diejenigen, unter deren Zuthun und Schutz und in deren Gesellschaft sie so behaglich leben konnten. Seit dem zwölften Jahrhunderte etwa beginnt die hohe, kindlich dankbar ergebene Gunst der Bevölkerung sich von diesen Anstalten abzuwenden, eine Weile herrscht noch eine gewisse gegenseitige Achtung, dann überwiegen Hass und Spott auf der volksthümlichen Seite.

Die Actenstücke aus dem Kloster Abingdon gewähren hier wieder willkommene Einsicht, wie wohlhäbig und gemächlich es sich dort schon in den Tagen Eduards I. hat

leben lassen, wie die Brüder durch möglichst vortheilhafte Vertheilung ihrer angenehmen Pflichten trefflich für einander sorgten und die einfachen, strengen Regeln ihres Stifters zu bequemer Breite und Vielseitigkeit, aber auch bis zur völligen Umdrehung ihres ursprünglichen Zwecks fortentwickelten. Der Keim der Menschlichkeit, der in barbarischen Zeiten so wohlthätig aus ihnen entsprossen, trieb jetzt üppige Schösslinge fleischlicher Verweltlichung. Abt und Convent hatten sich wie überall bei den Benedictinern längst aus der Zahl der Brüder selbst mit einem förmlichen Hofstaat umgeben, dessen Vertreter Anfangs für die Ordnung des in sich abgeschlossenen Stifts hinsichtlich viel gegliederter Verwaltung und Rechtspflege unerlässliche Aemter zu versehen gehabt, die jetzt aber immer mehr als Werkzeuge der Gewalt oder der Befriedigung erschienen.

Sehr ausführlich lauten die Vorschriften über Rechte und Pflichten von Prior und Subprior, sobald sie den Abt, wenn er abwesend oder verhindert ist, im Capitel, beim Gottesdienst, bei Gericht oder an der gemeinschaftlichen Tafel, namentlich fremden Gästen gegenüber, zu vertreten haben. Der Cantor und der Sacristan sorgen vornehmlich für die Erfordernisse des Gottesdienstes, der Secretär und der Kammerherr für die häuslichen Ansprüche einer keineswegs übermässig abgehärteten Genossenschaft. Besonders umständlich lauten die Instructionen behufs der Wahl eines geeigneten Küchenmeisters. Es ist bei diesem wichtigen Geschäfte die unmittelbare Aufsicht von Abt und Convent erforderlich, damit ein mildherziger Mann erkoren werde, der nüchtern und genügsam anderen gern darreiche, Trost und Schild aller Kranken und Bedürftigen, ein wahrer Vater der Congregation sei, der, wie der Herr verlangt, ihm dienen wolle und ihm nachfolge. Dieser hochwichtige Beamte soll denn auch bei der Last und Hitze des Tags mit Ausnahme des Hochamts und einiger besonderer Feste vom laufenden Dienste in der Capelle dispensirt sein;

er hat die Requisition für die Küche auf den umliegenden Dorfschaften zu freier Verfügung, gibt bei Tisch das Zeichen zum Segen, zum Niedersitzen und zum Trinken, hat den Anspruch an hohen Fasttagen seinen Platz noch mit drei besonderen Fischgerichten zu versehen, muss aber auch für die Bedürfnisse des Lazareths und der Almosenempfänger Sorge tragen. Vom Kellermeister heisst es, dass er besonders freigebig im Spenden, jedoch nüchtern bei allem Ueberfluss, ehrsam und fromm sein müsse, denn der Apostel hat Titus geboten: nüchtern, züchtig und gerecht zu leben, dieweil wir in dieser Welt sind. Freilich darf er sich nicht so häufig vom Gottesdienste absentiren wie sein würdiger Bruder, der Küchenvorstand, denn Brod, Bier und Wein unter seinem Verschluss erfordern nicht so viel sinnreiches Nachdenken und rastloses Schalten; wenn er nur bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten zu Mittag und zu Abend reichlich gutes Bier kredenzt und jedesmal nach den Horen und Completorien dafür Sorge trägt, dass die Brüder, vom Singen und Beten durstig, recht volle Krüge vorfinden. Der Refectorarius deckt und ordnet den Tisch, legt den Löffel des Abts und setzt den Becher des Priors so wie das Geschirr der Brüder in der Reihe nach festen, ceremoniellen Vorschriften; auch übt er in Gegenwart von Gästen einen Theil der Ehren beim Vorlegen und Vortrinken. Andere Aemter mit scharf begrenztem Wirkungskreise sind der Bewirthung der Gäste, den Almosen, dem Hospital, wozu vor allen medicinische Kenntnisse erforderlich, der Verwaltung von Acker, Wiese und Wald gewidmet. Ueberall lassen die ehrbare Wichtigkeit und die mit Bibelsprüchen gewürzte Weitschweifigkeit dieser vielseitigen Vorschriften die Bestätigung hindurchschimmern, dass es den tugendsamen Herren bei aller Frömmigkeit und Freigebigkeit doch vorzüglich darum zu thun ist die eigene leibliche Wohlgenährtheit nach Kräften zu pflegen.

Ist es da zu verwundern, wenn rücksichtslose Selbstsucht

reissend um sich greift, der liebevollen Pflege der Schule, Schreibstube und Bücherei verderblich wird und gar das alte christliche Princip der Milde und des Gastrechts bedroht. In Bury St. Edmunds hat einmal der Kellermeister bei einem Juden Schulden gemacht darum, dass er drei Jahre hindurch die sämmtlichen Gäste, die den Abt zu besuchen gekommen, aus seiner Tasche habe versorgen müssen. Der Grund stack durchaus im Geiz des Abts. Denn schon am dritten Tage nach der Einsetzung eines neuen Kellermeisters treffen abermals drei Ritter nebst Gefolge im Hospiz ein. Der aber, nicht faul, nimmt rasch sein Schlüsselbund und führt die Gäste vor den Abt in die Halle mit den Worten: „Herr, Ihr wisst sehr gut, dass Ritter und Laien von Euch aufgenommen werden, sobald Ihr zu Hause seid; ich kann die Gäste nicht verpflegen, die Euch besuchen. Beharrt Ihr dabei, so nehmt hier die Kellerschlüssel zurück und gebt sie einem anderen.“ Eine solche Entschiedenheit mag für einige Zeit gute Früchte getragen haben; aber in Bury wie überall im Orden beherrschen Eigennutz und Ueppigkeit alle edleren Interessen, erniedrigen die Klöster zu Zielscheiben des Hohns und Spotts und stören selbst Ordnung und Frieden in ihrem Innern.

Die Stimme der öffentlichen Meinung, die damals schon gelernt hat sich in kräftigen Versen und politischen Satiren Luft zu machen, greift denn auch die faulen und genusssüchtigen Mönche mit besonderer Vorliebe an. Aebte und Prioren reiten, wie in einer solchen Dichtung geschildert wird, nach der Weise des feisten Pater bei Chaucer mit dem Falken auf der Faust auf stattlichen Rossen und überbieten wohl den Rittersmann bei der Hetzjagd. Sie und ihr Convent, dem doch die Regel gebietet baarfuss zu wandern, tragen längst warme Socken und Pelzstiefel und hüllen sich in reich mit Wildschur verbrämte Kutten und Kaputzen. Am Thor des Klosters geht es eigen zu: die armen Leute, die an der alten

Gnadenstätte um ein Almosen flehen, werden vom Bruder Pförtner barsch abgewiesen, während andere, die einen kleinen Brief überreichen von irgend einem gnädigen Herrn, der dem Abte einmal lästig fallen könnte, unter Höflichkeiten sofort ins Refectorium geladen werden um sich dort gütlich zu thun. An einer anderen Stelle wird ein neuer Phantasieorden geschildert, in welchem Mönche und Nonnen in dulci jubilo zusammen leben; keine hohe Mauer, kein breiter Graben trennt sie von einander, wie das leider zu Sempringham noch der Fall ist. Auch die durstigen Kehlen dürfen sich, wie etwa zu Beverley, selbst nach dem Abendschmause noch so lange an Wein und Bier laben, bis die schuhlange Kerze, die ein jeder mitbekommt, niedergebrannt ist. Es ist keine Frage, die Epigonen St. Benedicts verkamen zumal auf ihren fabelhaft reichen englischen Pfründen in massloser Schlemmerei und in kaum mehr durch Heuchelei zu bedeckender Unzucht, wozu das Beispiel der Prälaten, denen es an Maitressen und Kebsen nicht gebrach, stark verlockte. Schon um den Groll der Masse zu ersticken, war die Rückkehr zu strenger Zucht unerlässlich. Die liess sich aber stets nur mit Hilfe einer neuen auf St. Benedict aufgepfropften Regel gewinnen.

Eigenthümlicher Weise war nun der Orden der Cluniacenser in England nie populär geworden, obwohl er auch dort einige Häuser besass. Sie galten als fremdländisch, burgundisch und wurden erst im vierzehnten Jahrhundert, als der grosse Krieg mit Frankreich ausbrach, naturalisirt. Dagegen hatte die asketische Begeisterung der Kreuzzüge wie im übrigen Occident so auch in England dem Mönchthum anderweitig aufgeholfen.

Die ganze alte Strenge, Enthaltsamkeit und Frömmigkeit sollten so knapp wie möglich zusammengefasst und gegen die auflösenden Kräfte der Zeit ins Feld geführt werden. Aus diesem Streben wuchsen auf romanischem Boden vor allen die Orden der Camaldulenser, Cistercienser, Prämonstratenser und

Carmeliter hervor, ein jeder mit seinen besonderen auf Strenge und Zwang angelegten Zielen. Sie verzweigten sich gar bald auch nach England, doch gediehen die Cistercienser dort wenigstens zu weit höherer Bedeutung als irgend einer der übrigen.

Ihren ersten Anfängen soll bereits ein junger englischer Mönch nahe gestanden und in Citeaux dazu beigetragen haben die Regel zu vereinfachen und zu schärfen. Nur auf die äussersten Bedürfnisse der Kleidung und der Nahrung hat derjenige, der das Gelübde ablegt, Anspruch; die meiste Zeit bei Tag und Nacht gehört dem Gottesdienste und scharfen Bussübungen, der Rest wird zum Zweck des Unterhalts mit harter körperlicher Arbeit und kurzem Schlaf verbracht. Höherer geistiger Beschäftigung ist man von vorn herein abhold gewesen und hat seine vornehmste Aufgabe wieder in Wald und Feld gesucht. Ob der gewaltige Ruf Bernhards von Clairvaux, der seit 1115 die Seele der Bewegung war, oder die Richtung auf die Landwirthschaft die rasche Verbreitung nach England bewirkt, muss dahin gestellt bleiben. Genug, um 1132 errichtete ein freigebiger Edelmann, Walter Espec, das erste Cistercienserstift zu Rievaux in dem steinigen Hochlande von Yorkshire, denn in den fetten Niederungen machten sich längst die alten mächtigen Stifte St. Albans, St. Augustins, St. Edmunds, Malmesbury, Glastonbury breit. Aber die rastlosen Erfolge ihres Fleisses, die Nüchternheit und grossartige Gastfreiheit der „weissen“ Mönche erweckte ihnen sofort die Gunst der Reichen und Beliebtheit beim Volk. Eine ganze Congregation von Cluniacensern gieng mit dem Abt an der Spitze zu ihnen über, und der Prior der alten Marienabtei zu York zog mit einer Schaar Brüder aus um nach der Regel von Citeaux in der Wildniss Fountains zu stiften. So entstanden innerhalb weniger Jahre im Nordwesten Jorvaux, Furness, Tintern, im Süden Waverley, Coggeshale, Hales, Nettley, meist in einer Umgebung von unver-

gleichlicher Naturschönheit, die wie vor Alters heute noch den Ruinen des zierlichsten mittelalterlichen Baustils einen entzückenden Hintergrund verleiht. Bei ihrer Begründung scheint in jedem einzelnen Fall das Augenmerk auf Beschaffenheit des Bodens gerichtet gewesen zu sein, denn nicht sowohl der Geschmack an romantischer Einsamkeit, wie bei den ersten Benedictinern, als das Verlangen nach Weide- und Ackerland, um sich die vorgeschriebene Arbeit und den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, galt diesem Orden als Richtschnur seiner Ansiedlung. Während die Benedictiner längst andere für sich arbeiten liessen und aus ihren Pachtungen hohe Renten zogen, legten die Cistercienser überall selbst Hand an und wussten mit grosser Meisterschaft auch den elendesten Boden nutzbar zu machen, fleissig und schlau zugleich Wald und Haide in den Bereich ihrer Wirthschaft zu ziehn. Auch der Veredlung der Thiere, besonders der Pferde schenken sie ihre Aufmerksamkeit. In England zeichnen sie sich denn auch von Anfang an durch die ungemeine Sorgfalt aus, mit welcher sie vorzugsweise die Schafzucht betreiben; sie haben ohne Frage in weit höherem Grade als die grossen weltlichen Grundbesitzer dazu beigetragen die vorzügliche Wollschur, eine der Hauptquellen des nationalen Reichthums, zu jener Vollendung zu entwickeln, die sie bereits im Mittelalter erreicht.

Aber um so rascher sind sie auch selber zu Wohlstand und weltlichen Gütern und trotz aller Askese in den Besitz desselben Giftmittels gelangt, an dessen Wirkung ihre Vorgänger rettungslos dahin siechten. Wie mit dem Tode des heiligen Bernhard und sogar veranlasst durch die ihn krönende Glorie Citeaux Strenge und Demuth fahren lässt und einen Anspruch zu haben vermeint, mit Cluny an Reichthum und Macht zu wetteifern, so erstreben seine Stiftungen in England seitdem die nämlichen Ziele. Sie standen bereits im übelsten Ruf, ehe nur ihr Orden hundert Jahre zählte. „Gute Ab-

sicht“, schreibt der muntere Girald de Barri, Bischof von St. Davids, in seinem Spiegelbild der Kirche, „ist die Ursache ihrer Habgier. Sie entspringt aus der Gastfreiheit, welche dieser allerenthaltsamste Orden unermüdlich und schrankenlos gegen Arme und Fremde übt. Und da sie keine Renten haben wie andere, sondern lediglich von ihrer Hände Arbeit leben, so suchen sie sich gierig andere Mittel zu verschaffen, indem sie zäh und nachhaltig Ackerhöfe und Weideland an sich bringen.“

Entsprangen die Laster der Benedictiner aus dem Reichthum, so die der Ciscercienser aus der Armuth. Bald genug sollten sie die Folgen kosten. Richard Löwenherz schon, der freilich zum Gedächtniss seines Regierungsantritts auch dem Generalconcil der Ciscercienser eine Jahresgabe von 100 Mark stiftet, kann ihren Wollsegen zur Eintreibung des Lösegelds, das ihn aus der Gefangenschaft des Kaisers befreit, besonders in Requisition nehmen und auch in der Folge bei seinen niemals endenden Verlegenheiten wiederholt willkürliche Anleihen auf die Sommerschur erheben. Sein Bruder Johann, als er mit Gott, mit der Kirche und seinem Volke zerfallen, förmlich zu wüthen und zu rasen beginnt, findet dann ebenfalls die ergibigste Befriedigung seiner Habgier in den Schafheerden der Cisterciensersstifter, die er nach allen gleichzeitigen Berichten denn auch weidlich geschoren haben muss. Solche Schläge haben den Schatztruhen des Ordens gewiss empfindlich zugesetzt, aber sind auch für Augenblicke wenigstens wieder der Erhaltung seiner Moralität zu Gute gekommen. Wie in Frankreich und Deutschland wird sich auch in England die Strenge und Nüchternheit seiner Regel selbst heute noch an dem Stil ihrer monastischen Architectur verfolgen lassen. Auch hier haben die in Cistercienserklöstern entstandenen Chroniken einen trockenen Stil und objective Behandlung des Stoffs aufzuweisen, während die Benedictiner weltmännisch elegant und staatsmännisch einsichtsvoll zu

schreiben pflegen. Allein wie mancher individuelle Zug grösserer Consequenz sich auch in der Folge erhalten haben mag, so hat doch auch bei den Cisterciensern in viel hastiger Entwicklung schon im dreizehnten Jahrhunderte die Saat des Besitzes und des Wohllebens unvermeidlich dieselben Früchte zeitigen müssen wie bei ihren Vorgängern, so dass die weltliche Opposition ohne Unterschied alle diese Orden zusammenwirft und der Volksmund nur eine Aeusserung seines Hasses gegen alle mit einander kennt.

Aber noch eine ganz besondere Spielart klösterlicher Gattung sollte von der mittelalterlichen Kirche zur Wahrung ihres Grundprincips erzeugt werden. Das sind die Bettelorden, in Sonderheit die Franciscaner und Dominicaner. Ihre Begründer wurden berührt von der gewaltigen Anregung, die von dem Pontificat des grossen Innocenz III. ausgieng, der geradezu eine Beherrschung der Welt und eine Beugung der Geister unter ein königliches Oberpriesterthum ins Auge fasste. Die grosse im Dienste des Kreuzes gegen den Orient unternommene Bewegung des Abendlands trug bereits böse, zuvor nicht geahnte Früchte. Die staatlichen Organismen begannen sich zu zersetzen und neue Bildungen anzukündigen. Aus der Berührung mit dem Muhamedanismus und anderen asiatischen Culten zog der bei Romanen und Germanen alte Hang zu selbständiger, vielseitiger Entwicklung der Glaubenslehre unerwartet kräftige Nahrung für Häresie und Unglauben. Was war da Innocenz und seinen unmittelbaren Nachfolgern willkommener, als zur rechten Stunde die rechten Trabanten zu finden, welche Entschlossenheit und Energie besassen, um die gefährlichen Regungen so lange es an der Zeit war zu ersticken. Francesco von Assisi und der Castilianer Domingo stifteten nach neuen Principien neue geistliche Verbrüderungen in dem Augenblick, als vor allen freilich der Papst ihrer bedurfte, als es aber auch ausserdem galt, hervorragende Richtungen innerhalb der europäischen Menschheit vor Untergang

zu bewahren. Beide stellten das Gebot vollständig habeloser Armuth an die Spitze ihres Kanons, beide waren bereit, um dem allein selig machenden Glauben zum Siege zu verhelfen, gleich Christus jeden Schmerz des Leibes und der Seele zu dulden, das ganze eigene Ich diesem unvergleichlichen Zweck zu opfern. Jener fand den nächsten Weg dahin vorwiegend in der eigentlich intimen Seelsorge, dieser in begeisterter Predigt. Es scheint, dass ihre und noch einige andere in ihrem Gefolge entstandene Orden, die man zusammen unter der Bezeichnung der Bettelorden begreift, sich den verschiedenen Nationen je nach der besonderen Anlage und dem individuellen Geschmack der einzelnen angepasst haben. Wenn in Spanien, Frankreich und am Rheine die Dominicaner vorzüglich ihr Wesen trieben, so fanden die Franciscaner in Italien, in einem grossen Theile des deutschen Reichs und in England ihre liebste Heimath. Auf eine Anschauung ihrer Wirksamkeit in letzterem Lande kommt es hier an. Die Documente selber erschliessen einen weiten Blick.

Schon 1224, zwei Jahre vor dem Tode ihres tief mystisch entzückten Stifters, landete eine kleine Schaar Minoriten, Minderbrüder, wie sie sich in ihrer Demuth gern nannten, zu Dover und zog unmittelbar nach der Hauptstadt weiter. Obwohl verschiedener Herkunft, Italiener, Franzosen und Engländer, waren sie doch in allen anderen Stücken gleich: keiner von ihnen besass auf der Welt mehr Eigenthum als Kutte und Kaputze von dickem braunen Tuch, mit der sie ihre Blösse deckten, und den Strick, der das Gewand zusammenhielt oder den nackten Rücken geisselte. Höchstens Gebetbuch, Schreibzeug, Nadel und Zwirn führten sie noch bei sich. Durch und durch Bettler und, wie die Vorschrift verlangte, stets zwei gemeinsam, giengen sie sofort an das Werk, das ihnen aufgetragen. Die Grundzüge desselben aber waren bereits auf dem Festlande erprobt und wurden mit um so grösserem Nachdrucke nunmehr auf die Insel verpflanzt.

Die Klöster ihrer Vorgänger in allen Reichen des Occidents hatten sich mit Vorliebe auf dem Lande fern von den Stätten dichter Bevölkerung eingenistet und auch hierin mit Fürsten und Adel gewetteifert, deren Burgen und Herrensitze ja auch in Mitten ihrer Wälder und Ländereien lagen. Die Benedictinerabteien bildeten eben so viele Einheiten; erst die Cistercienser ordneten sich der Oberleitung des Generalconcils zu Citeaux unter. Eine stark aristokratische Aehnlichkeit durchdringt alle früheren Mönchsorden: überall halten sie sich in ihrer ersten Entwicklung von alten Städten fern und suchen in der Folge sogar die Ortschaften, zu deren Entstehung sie selber beigetragen, in unmittelbarster Abhängigkeit zu bewahren. Ihr ganzes Dasein passte nicht für die Stadt, wie diese inzwischen während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in Nord- und Südeuropa heranwuchs. Hinter den städtischen Mauern nämlich fanden eine Menge bunter Elemente vor dem Eigennutz und Trotz des Feudalismus wie vor der schroffen Allgewalt des Kirchenthums Schutz und selbständige Fortbildung. Ein mächtiger Handel und Seeverkehr bot die Hebel zur Gewinnung bisher unbekannter materieller Reichthümer und unschätzbarer höherer Kenntnisse. Die Städte von Italien und Südfrankreich zumal führten auf ihren Galeeren neben den Luxusstoffen des Orients und allerhand verrätherischen Genüssen auch dem Christenthume verbotene Wissenschaft, Geheimlehre und üppig wuchernde Häresie zu. Alle diese Waaren kamen zunächst in den Verkehr und Verbrauch dieser rasch aufblühenden Orte, deren Autonomie sich vielfach der Controle des weltlichen und geistlichen Staats entzog. Letzterer spürte nun zuerst die unberechenbare Gefahr, mit der einmal das materiell und geistig sich emancipirende Bürgerthum die höheren Stände und vor allen die Kirche bedrohen könne; und Innocenz III. war es, der bei Zeiten eingriff ihr vorzubeugen. Da erschien ihm ein Mann wie St. Franciscus als Gottgesandt.

Derselbe hatte sich einst als Kaufmann an den Gestaden des Mittelmeers umher getrieben und verstand sich folglich nach langjähriger Erfahrung aus dem Grunde auf den Umgang und das Handeln mit Menschen aller Länder und Schläge. Diese Erbschaft hat er seinen Jüngern hinterlassen, bei denen von vorn herein das Leben im Gewühl der Städte geradezu als ein Bedürfniss erscheint. Sein weit verzweigter Orden unterstellte sich gleich dem St. Domingos einem General, der am heiligen Stuhl residirte. Wenn auch nicht aus denselben Linien, so doch zu gleichen Zwecken, und deshalb wie überall so auch in England in beständigem Wettkampf, eröffneten „graue" und „schwarze Brüder", wie man sie dort unterschied, ihren Angriff.

Für die niederen Schichten der städtischen Bevölkerung hatten die Diener der Kirche bisher so gut wie gar nicht gesorgt. Die Klöster kamen dem Landvolke zu Gute; Kathedralen und Stadtpfarren wurden bereits herkömmlich mit Weltpriestern besetzt, denen der Ertrag ihrer Pfründen die Hauptsache war und die dafür nur in nothdürftigster Weise der Seelsorge oblagen. Sie standen höchstens den wohlhabenden Bürgern näher, deren Zunftgenossenschaften sich wohl auch eigene Caplane zu halten pflegten. Da traten denn die Bettelbrüder mit ihrer inneren Mission, wie wir heute sagen würden, unter die bisher durch Mangel an Gottesdienst und Schule beinahe gänzlich verwahrlosten kleinen Leute, die Proletarier, deren Menge vorzüglich in den See- und Handelsstädten ungemein rasch um sich griff. In enge ungesunde Gassen drängte sich hier eine viel zu starke Bevölkerung zusammen, die leiblich von Schmutz, Hunger und Seuche heimgesucht wurde, und welcher Laster und Gebrechen zur Gewohnheit geworden. Hier war es, wo die Pest bei ihren periodischen Anfällen allemal Tausende verschlang; hier hatte sich der Aussatz mit allen seinen, die Gesellschaft sprengenden Schrecken dauernd eingenistet; hier kämpften

kleine Bruchstücke orientalisch-sensualistischer Religionslehre und bisweilen sogar schon politisch-communistischer Tendenzen mit der christlichen Disciplin, von der höchstens von Aussen her mitunter einmal ein Atom angeflogen war. Gegen alle diese Feinde zugleich wollten die Franciscaner kühn in den Streit gehn, aber nur dadurch, dass sie ohne alle irdischen Güter sich ganz auf den Fuss des armseligen Stadtvolks stellten, mit ihm vertraulich verkehrten und als die zu ihm gehörigen Genossen alle seine Wandelungen und Geschicke mit ihm durchmachten. Der Franciscaner drang auf Entfernung des Schmutzes und bahnte die Reinigung von Luft und Boden an, er brachte der Faulheit den Begriff bei, dass auch noch so niedrige Arbeit vor Hunger schützen könne, er zeigte als dienender Bruder in den auf sein rastloses Treiben errichteten Lazarethen keine Furcht vor Ansteckung durch Aussatz oder schwarzen Tod, er taufte die Kinder, nahm die Erwachsenen in die Beichte und ertheilte den Sterbenden die letzte Oelung. Bald galt er als Wohlthäter von Schaaren bisher verlorener Mitmenschen, seiner Pflege dankten sie die Heilung des Körpers, seiner Lehre und seinem Zuspruch den Frieden ihrer Seele. So wurde der Bettelbruder der Freund der Männer in Allem, was das Leben brachte, und der Vertraute der Weiber in der Sorge für Kinder und Haus.

Das Auftreten der Franciscaner und der Plan ihrer Thätigkeit waren überall dieselben; überall, in London, York, Oxford, Bristol, Warwick, Lynn errichteten sie sich ihre kümmerlichen Baracken mit der kleinen, unscheinbaren Capelle, mitten im schlechtesten Viertel oder in den Vorstädten hart an der Mauer, welche die Bürger von den Schutzlosen trennte. Nichts ist bezeichnender als der Platz, den sie in London zur Anlegung ihres Hauses auserkoren, er hiess Stinking-lane und befand sich in unmittelbarer Nähe der städtischen Schlachthäuser, wo heute Newgate liegt. Dort boten sie

allem Volk das Beispiel genügsamer Armuth und Entbehrung, von dort aus versahen sie ihre heroische Mission in den Aussatzspitälern. Bald besteht ihre Genossenschaft nur aus Einheimischen, sie zum ersten Mal reden zu den gemeinen Leuten in ihrer eigenen Zunge. Das vornehmste Gebot ihres Stifters erhält sie auf demselben Fusse und in denselben Anschauungen mit ihren Beichtkindern zum grossen Verdruss des Klerus, der im ganzen Abendlande die Nationalität und Individualität fast aus den Augen gesetzt hat und nun zu ahnen beginnt, wohin seine Vornehmheit und sein Latein ihn führen werden. Von Anfang an sind die Bettelmönche daher die Widersacher der Weltgeistlichen, die ihnen vorwerfen, als Diener der Kirche so freundschaftlich mit dem Pöbel zu verkehren und durch eine eifrige, besonders studirte Predigt des Worts denselben mehr als zuträglich zu fesseln. Aber auch noch in anderer Beziehung hatte St. Franciscus selber den Anstoss gegeben, dass seine Schüler von dem Verfahren des Klerus und der alten Orden weit abwichen. Er, der echte Praktiker, will nicht, dass sie Gelehrte werden und Freude an den Büchern finden. Die Doctoren, sagt er, würden seinen Weinberg zerstören. Ganz natürlich, denn die Gelehrsamkeit treibt zum Weiterforschen und nothwendig zum Verlangen, Bedürfnisse zu befriedigen, die mit dem Gebote unbedingter Armuth und dem ausgesprochenen Zweck derselben durchaus unverträglich sind. So hat er denn alles daran gesetzt einer solchen Entwicklung vorzubeugen; höchstens ein Testament und Gebetbuch mag der Einzelne besitzen und Schreiben und Lesen lernen und üben, nur weil seine harten und demüthigen Beschäftigungen es erfordern. Bibliotheken erscheinen ihm vom Argen und haben nach seiner Ansicht zum Verfall der Benedictiner eben so viel beigetragen als die Reichthümer, die ihr Schlaraffenleben erzeugt. Auch als die erste Strenge dieser rigiden Vorschrift nachzulassen begann, als gerade aus diesem Orden einer der grössten Gelehrten

sich erhob, den das Mittelalter aufzuweisen hat, Roger Baco, da klagte derselbe dem Papste, dem er seine Werke widmet, dass er keine Handschriften besitze und ihm der Gebrauch von Tinte und Pergament kaum gestattet sei, bittet aber den heiligen Vater dringend um Dispensation von diesem harten Gebot. Man leitet nicht ohne Grund die kurze knappe Schrift und die vielen Abbreviaturen in den Manuscripten franciscanischen Ursprungs, so wie ihren eigenthümlich entwickelten Stil und den absichtlichen Mangel an Citaten aus römischen Klassikern auf jene Bestimmungen zurück. Auch die durch diesen Orden beförderte Wendung in der Doctrin liegt entschieden auf der Seite der praktischen Theologie und gipfelt in einer lebhaften Vergegenwärtigung und fast handgreiflicher Anschauung von Christi Leben und Leiden, so wie in einer Steigerung des Mariendienstes, indem die Bettelbrüder durch ihre innigen Beziehungen zum Familienleben, ganz im Gegensatze gegen die Mönche, das Weib als solches zu ehren und zu würdigen wussten. So sehen wir denn, kaum dreissig Jahre nach ihrem ersten Auftreten, schon über tausend Franciscaner in neun und vierzig Conventen durch ganz England verbreitet. Ueberall sind ihre Niederlassungen aus frommen Gaben, aus kleinen Scherflein der geringen Leute, aus Uebertragung von Grundstücken und Gebäuden der Wohlhabenden entsprungen, jedoch mit der stets erkennbaren Bedingung, dass alle diese Güter nur als Almosen und Darlehn und nimmermehr als wirkliches Eigenthum zu betrachten seien.

Allein das rasche Wachsthum und die unvergleichliche Beliebtheit der neuen Congregation bargen abermals einen verhängnissvollen Keim in sich, obwohl derselbe namentlich Anfangs noch die köstlichsten Schösslinge trieb. Auch die Stiftungen Francescos und Domingos thaten schliesslich dem menschlichen Geiste unnatürlichen Zwang an, so dass derselbe mächtiger als seine Bändiger sich Bahn brach, wo eben der

gegen ihn aufgeführte Damm am schwächsten war. Das den Franciscanern untersagte Studium zunächst fand in der befohlenen Krankenpflege die Richtung auf Medicin und Naturgeschichte. Es dauerte nicht lange, so führte der ihnen eigene praktische Trieb tief in die Physik und Chemie, aber nicht etwa wie bisher auf dem Wege theoretischer Speculation, sondern an der Hand des Experiments, ein Fortschritt der Methode, den sie erst geschaffen haben und durch den ein Baco in verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften die wunderbarsten Resultate erzielt hat. Wirkliche Aerzte und Chemiker europäischer Herkunft gibt es erst seit dem dreizehnten Jahrhunderte, und zwar fast ausschliesslich aus den Reihen der Bettelmönche. Mit ihrem mercantilen Ursprunge mag dann auch die grosse Lust zu fernen Missionen und weiten Reisen zusammen hängen; da beobachten sie alles, sammeln alle möglichen Erfahrungen. Um die Mitte des Jahrhunderts schon durchwandern Franciscaner und Dominicaner alle Gestade des Mittelmeers, einige von ihnen besuchen den Czaren zu Kiew und dringen tief nach Asien unter die Tataren ein. Die Kenntnisse, die sie heimbringen, werden dann unverzüglich verwerthet. Aber andere ihrer Genossen gehen auf anderem Gebiete noch weiter. Von der Physik zur Metaphysik ist nur ein Schritt. Das Geschäft, den mit natürlichem Mutterwitze begabten gemeinen Mann durch schlagende Beweise von seinen Natursätzen abzubringen, führt die Franciscaner geradeswegs zur Logik und Dialektik. Es ist noch gar nicht so lange, seitdem sie sich bescheiden in der Vorstadt von Oxford niedergelassen, als in Nachahmung der Universitätsvorträge einer aus ihrer Mitte zunächst vor den Brüdern über philosophische Disciplinen zu dociren beginnt. Der berühmte Kanzler der Universität, der Bischof Robert Grosseteste von Lincoln, ein Mann von weitem Herzen und viel freier von Vorurtheil als die meisten seiner Amtsbrüder, wird aufmerksam auf diese neuen Lehrer, bald ist er, unbekümmert

um allen Widerspruch, ihr eifriger Gönner und Förderer. Er erkannte längst, dass die Universitätsstudien in ihrer alten, schleppenden Schulregel von Trivium und Quadrivium, so wie in der Sucht der Theologen zu ihren weltlichen Zwecken sich vorwiegend mit kanonischem und civilem Recht zu befassen Gefahr liefen von ihrem höchsten Ziele immer weiter abgedrängt zu werden; so trug er kein Bedenken sich auf die Seite derer zu stellen, welche damals die Gottesgelahrtheit im innigen Zusammenhange mit dem Leben frisch zu befruchten verhiessen. In der That bleibt die Theologie dieser neuen Scholastiker so lange von der Dürre und Verworrenheit der älteren Systeme frei, als sie daneben in ihrer originellen, reichlich mit lebensvollem Stoffe gewürzten und fassbare Zwecke verfolgenden populären Predigtweise beharren. Jedoch ihr Lernen, Forschen und Anwenden geht nun unaufhaltsam weiter; sie studiren nicht nur die physischen Schriften des Aristoteles, des grossen Lehrmeisters aller Geschlechter, sondern sie entdecken auch bald in seiner Logik eine mächtige Waffe für ihre Aufgabe. Mit ihr haben sie denn zu fechten gelernt, wo es nur gilt über die höchsten Dinge zu disputiren oder heterodoxe Gegner zu widerlegen. Man hat sogar nachweisen wollen, dass mit Hilfe der aristotelischen Logik Franciscaner und Dominicaner eine weit ernstere Interpretation der heiligen Schrift eingeführt, dass sie sich dem rationellen Verständnisse des Worts, dem Begriffe der Kritik weit mehr genähert als irgend jemand zuvor. Sie wären also auch hierin wie in ihrer grossen Begeisterung für die Predigt zu den Vorläufern der Reformation zu rechnen, wäre nicht auf allen Gebieten ihrer Thätigkeit ein verhängnissvoller Rückschlag eingetreten.

Der Glanzpunct der englischen Franciscaner ist die Universität Oxford, die sie sich mit den Dominicanern um die Wette schon unter der Hut des Bischofs von Lincoln keck zu erobern strebten. Von den grossen Scholastikern ihres

Ordens, die in Physik und Metaphysik geleuchtet, aber das System schon einerseits in das Dunkel des Unerforschlichen, und andererseits bis zum Gipfel der sprödesten Spitzfindigkeit fortführten, sind die meisten und berühmtesten wie Roger Baco, Duns Scotus und Occam aus Oxford hervorgegangen. Die Pflanzschule dieser Universität erwarb sich in kurzer Zeit einen hohen Ruhm bei allen benachbarten Nationen, deutsche und französische Lehrstühle bezogen von dorther ihre Docenten, Oxford wagte es selbst mit der von den Dominicanern beherrschten Universität zu Paris in Wettlauf zu treten. Aus der ersten Periode dieses Aufschwungs haben sich die Briefe eines ihrer besten Lehrer erhalten, des Magisters Adam von Marsh, eines Mannes, der, von früh her mit Grosseteste befreundet, als Jüngling in Oxford studirte, Priester wurde und erst nachträglich in den Franciscanerorden trat. Von da an datirt seine Thätigkeit auf dem Katheder, die bestimmt war schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts den Grund zu allen späteren Erfolgen und also auch zur Förderung jener berühmten Gelehrten zu legen. Seine Briefe nun gewähren eine tiefe Einsicht in das praktisch gelehrte Treiben, von dem die Universität ergriffen war, und von dem Widerstande, den man damit niederzuwerfen suchte, aber auch von der innigsten und ungetrübten Verbindung mit allen bedeutenden Schwingungen, in denen sich damals das Leben bewegte. An einem Orte, wo ein gewaltiger Zudrang wissbegieriger Jugend voll erregter Gefühle die municipale und akademische Disciplin ungemein erschwerte, und von wo bisweilen sogar die politischen Antriebe ausgiengen, gab es beständig mit den verschiedensten, sich vielfach kreuzenden Autoritäten, den weltlichen und vor allen den geistlichen, zu vermitteln. Davon berichten viele Schreiben. In anderen sorgt der rastlos thätige Mann, dass arme, aber hoffnungsvolle Studirende Stipendien und Zehrpfennige erhalten mögen; auch wünscht er wohl fleissigen Mitgliedern seines

Ordens Bücher und Pergament oder Schutz gegen die missgünstigen Universitätsbehörden und Befreiung von dem zopfartigen Lehrcursus zu verschaffen. Bald muss er bei Hofe predigen oder in päpstlichem Auftrage eine Kreuzrede halten; bald hat er in London beim Parlament zu thun; auch begleitet er den Erzbischof nach Rom und ist einer der Abgeordneten zum Concil in Lyon. Dann finden wir ihn wieder mitten in der ursprünglichen seelsorgerischen Thätigkeit seiner Genossenschaft: er kommt voll Erbarmen der bittersten Noth zu Hilfe, oder entlastet das Gewissen eines Mannes, der in den Besitz eines unrechtmässigen Gutes gelangt ist, oder hilft einer armen Frau, die in einem verwickelten Eheprocesse von spitzfindigen und habgierigen Anwälten auf das hartherzigste mitgenommen wird. Dabei bleibt ihm aber noch immer Zeit mit Freunden wie Grosseteste oder gelehrten Ordensbrüdern in Italien und Frankreich über wissenschaftliche Gegenstände und Bücher philosophischen und theologischen Inhalts zu correspondiren. Andere Briefe sind an König und Königin, an den Grafen Richard von Cornwall und überhaupt an die vornehmsten Leute des Landes gerichtet. Am wichtigsten aber erscheinen ohne Frage diejenigen, in welchen dieser merkwürdige Mann zu Männern, mit denen ihn echte Freundschaft verbindet, sein Herz öffnet; und das sind bedeutungsvoll gerade die beiden grössten Reformer jener so vielfach erregten Tage, der Bischof ven Lincoln in geistlicher, und der grosse Graf von Leicester, Simon von Montfort, in politischer Sphäre. Beiden ist es zum Bedürfniss geworden ihren vertrauten Freund Adam von Marsh in allen Angelegenheiten, grossen und kleinen, öffentlichen und häuslichen, zu Rathe zu ziehn. Jenen bestärkt er unablässig, auch wenn der Muth zusammen zu brechen droht, in seinem riesigen Beginnen den verderblichen Eingriffen des Papstes zu begegnen, die Kirche aus ihrer Verweltlichung emporzuheben und der faulen Schlemmerei der Mönche zu steuern. Mont-

fort, der eben an die Spitze jener berühmten Bewegung gegen die absolutistisch-pfäffische Missregierung Heinrichs III. tritt, wurde der Liebling der Nation und verdiente nach den vorliegenden Briefen auch im vollsten Masse es zu sein. Meister Adam aber war das wahre Bindeglied zwischen den aufrichtig mit einander befreundeten Grafen und Bischofe. In des ersteren Familie erscheint er als Beichtvater und vornehmster Rathgeber. Als Simon die Statthalterschaft über die Gascogne übernommen, meldet er ihm von der herannahenden Entbindung seiner Gemahlin oder berichtet über seine jungen Söhne, die auf seine Empfehlung dem Bischofe zur Pflege und Erziehung übertragen sind. Andere Stellen eröffnen Blicke in das grosse Herz des Grafen, der kühn entschlossen, den verschiedenen Ständen und Classen ein öffentlich anerkanntes Rechtsdasein zu sichern. Sein Muth und seine Weisheit werden wiederholt gelobt, sein Vorhaben bestärkt, auf dass allen edlen Elementen, die in Kirche und Staat unter ungerechtem Drucke seufzen, Erlösung bereitet werde. Aber es finden sich daneben auch Mahnung und Warnung, ja auf seiner Hut zu sein gegen Tücke und Verrath, die ihn bereits umlauern, sich beständig in Geduld zu üben, niemals sich stolzer Sicherheit hinzugeben oder sich gar zu überheben. Das Wort Gottes möge in allem die Leuchte seines Fusses sein. Wahrlich, man kann nicht genug beklagen, dass solche herrliche Zeugnisse eines geistigen Austausches unter diesen Männern noch vor dem Eintritte der grossen Krisen des Verfassungskampfes ein Ende nehmen mussten, indem beide, Grosseteste und Marsh, einige Jahre zuvor gestorben sind. Irren wir indess nicht, so rühren jene merkwürdigen lateinischen Dichtungen, in welchen sich die leitenden Gedanken der grossen popularen Bewegung und eine überraschende Reife des dritten Standes für den im nationalen Rechte wurzelnden Staat ausgesprochen finden, aus denselben klar und nüchtern urtheilenden Ge-

sichtskreisen her. Es sind unstreitig Franciscanerbrüder gewesen, welche die Forderungen von Ritter und Bürger, die Erhebung des Gesetzes über die Willkür, so treffend in Reime bringen konnten.

Allein bald nach dem Ausgange jener langjährigen, erbitterten politischen Kämpfe, etwa mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts wird der Verfall des Franciscanerordens auf allen Gebieten seiner bis dahin so eigenthümlichen Thätigkeit ersichtlich und greift von nun an in reissend schnellen Verhältnissen um sich. Trotz des härenen Gewandes, trotz der Landesgesetze, welche den geistlichen Corporationen fernerhin die Erwerbung von Grundbesitz untersagen, sammeln auch Franciscaner und Dominicaner sich irdische Schätze; sie selber machen das Grundgebot ihrer Stifter zur Lüge, indem sie unter Anderer Titel und Namen sich stattlichen Eigenthums erfreuen und prächtige Wohnsitze aufführen. Freilich haben sie niemals die aristokratisch vornehmen Formen und Bedürfnisse der Benedictinerorden angenommen, vielmehr mit eifriger Sorgfalt ihre ursprünglichen Beziehungen zu den niederen Classen der Bevölkerung aufrecht erhalten. Aber wie bald sind sie auch darin versunken zu jener Tiefe der Gemeinheit, Niederträchtigkeit und Sündhaftigkeit, wie sie in derben Zügen der Satire von Chaucer und von Spottliederdichtern geschildert werden, die an den einst so beliebten Bettelbrüdern sofort dieselben Zielscheiben des Hohns entdeckten, wie an den feisten Mönchen der herrlichen Benedictiner- und Cistercienserklöster. Aus den frommen Hospitaldienern und mildherzigen Verbreitern von allerhand nützlichen Dingen sind jetzt freche Hausirer und Quacksalber geworden, die mit lumpigen Geschenken von Kurzwaaren, falscher Medicin, gefälschten Reliquien und dem verruchten Missbrauche des Beichtgeheimnisses darauf ausgehen den Frieden in den Familien zu stören, die Männer betrügen oder in der Schenke trunken

machen und den Weibern nach ihrer Tugend stellen. Die Kühnheit, mit der sie einst in England so gut wie in Deutschland gegen die Anmassungen des päpstlichen Stuhls in den Kampf zu gehn schienen, mit der sie eine Weile die weltliche Macht unterstützt um der Freiheit zum siegreichen Durchbruche zu verhelfen, ist in schamlose Frechheit umgeschlagen, die es nur auf den eigenen Vortheil abgesehen hat; ihre Anmassung im Gegensatz zu allen übrigen Autoritäten und vor allen über die Gewissen kennt keine Schranken mehr; ihr Festhalten an den äusseren Umrissen ihrer Regel artet in die widerlichste Heuchelei aus, in Vergleich zu welcher die offen bethätigte fleischliche Genusssucht der Mönche gutmüthig erscheint. Ihre Wissenschaft hat sich bereits in fruchtlose Theoreme und pfiffiges haarspaltendes Argumentiren verfahren, während die grosse Masse der Brüder in einen Grad von Ungelehrsamkeit und Dummheit versinkt, an dem St. Franciscus schwerlich seine Freude gehabt haben würde. Sie hatten die Gelegenheit verscherzt, die von Kirche, Staat und Gesellschaft ersehnte Reform zu vollbringen, suchten aber doch noch die von ihnen in Beschlag genommene Universität weiter zu beherrschen, trotz der von einem Tage zum anderen steigenden Klagen, dass sie die Gemüther der Jugend verdürben. Ueberall sammeln sich ihre Feinde, und eben in Oxford tritt aus der Schaar der Weltpriester derjenige auf, der ihnen unversöhnlich den Fehdehandschuh hinwirft, und die ganze Kunst scholastischer Dialektik, die er ihnen abgelernt, nun gegen die Urheber derselben richtet. Sind sie auch gegen Wiclif und seine Nachfolger noch auf dem Platze geblieben, so haben sie doch die von diesem evangelischen Doctor gepredigte Wahrheit, den Funken neuen Lebens, auch mit stets erneuten Löschversuchen nicht völlig wieder zu ersticken vermocht. Bis zur Reformation der Kirche durch Luther und sein Zeitalter ist aus Mönch- und Bettelorden weiter keine bemerkenswerthe

Neubildung hervorgegangen; erst als der Sieg über Rom errungen schien, erhoben sich ihm neue Vorkämpfer, die es zwar besser zu machen suchten als die alten Muster, aber dennoch, nicht zum eigenen Vortheil, Manches von ihnen entnommen haben.

II. Die Politik Wilhelms des Eroberers*).

Durch mächtigen Drang und wunderbares Geschick sich in der Fremde politisch einzurichten, zeichnet sich vor vielen anderen der normännische Stamm aus. Starke Autorität, reich gegliederte, lebensvolle Formen sind den Institutionen der von ihm begründeten Staaten eigen. Ueber die vielen thatkräftigen Erscheinungen aber, die nach einander in Nord und Süd so Denkwürdiges vollbracht, ragt einer weit empor, der, wie sehr auch der Schrecken an seinem Gedächtniss haftet, doch in alle Wege zu den grössten Staatsbaumeistern, die es gegeben hat, zählen wird. So geschieht es, dass der Forscher sich immer wieder in den Zusammenhang der Dinge und die Ursachen versenkt, aus denen Wilhelm dem Bastard die seltene That gelungen ist, sich und seinen Erben das durch die Natur vom Festlande geschiedene Inselreich in so wirksamer Weise zu unterwerfen, dass ganz abgesehen von einigen anderen misslungenen Versuchen, von denen die Geschichte

*) The History of the Norman Conquest of England, its causes and results. By Edward A. Freeman. Vol. IV. Oxford 1871. The Constitutional History of England in its origin and development. By William Stubbs. Vol. I. Oxford. 1874, mit Benutzung meines Aufsatzes in der Historischen Zeitschrift XXIX, 1 ff.

erzählt, selbst Julius Cäsar und auch Wilhelm III. vor dem ersten dieses Namens in den Schatten treten. Es ist hier nicht der Ort den Eroberer auf Schritt und Tritt zu begleiten. Noch soll die Grösse des Mannes im Einzelnen abgewogen werden gegen die rauhen, abstossenden Seiten seines Wesens. Es gilt vielmehr aus dem Ziel, das er sich steckte, und dem Gange, den er als Herrscher einschlug, die Motive und die Grundzüge seiner wohlüberlegten Handlungsweise zu erkennen und den dauernden Erfolg zu fassen, den sie wie kaum eine andere Invasion zur Folge hatte. Dazu kommt, dass er und sein Regiment vor anderen Helden des Stamms auf neustrischem oder sicilischem Boden auch dadurch ganz besonders bevorzugt erscheinen, dass ihnen eine reiche, zeitgenössische Geschichtschreibung, normännnische Autoren, die ihn gekannt, und namenlose Jahrbücher der Engländer, jene schmeichelnd und bewundernd, diese staunend und entsetzt, so wie das Document in ganz ungewöhnlicher Entfaltung Dank seinem eigenthümlichsten Wirken selber zur Seite stehn. „Domesday“, ruft Freeman stolz aus, „die grosse Urkunde, das Werk unseres auswärtigen Königs, steht als Nationaleigenthum Schulter an Schulter mit den gleichzeitigen Jahrbüchern in unserer Muttersprache. Ein jedes ist einzig in seiner Art. Kein anderes Volk vermag seine Geschichte aus Quellen wie diese zu schöpfen.“ Die grosse Landaufnahme, zu der das Witenagemot von Gloucester um Weihnachten 1085/6 seine Genehmigung ertheilte und die, so weit sie überhaupt noch von Wilhelm zu einem Reichsgrundbuche abgeschlossen wurde, bereits im folgenden August der Reichsversammlung auf der Hochebene von Salisbury vorgelegt worden ist, hat für die zwanzigjährige Regierung des Eroberers eine ganz unschätzbare retrospective Bedeutung, indem die verborgensten Beziehungen territorialer und persönlicher Art in unerschöpflicher Fülle Aufschluss erhalten. Ein statistisches Material ohne Gleichen beleuchtet in seiner Vielheit wie in seinem

einheitlichen Grundzuge die geschlossene, zweckvolle Staatskunst eines vollkommenen Meisters.

Von Kindesbeinen an war dem Bastard-Erben aus dem Geschlechte Gangarolfs ein ungeheueres Problem nach dem anderen entgegen getreten. Indess wie schwierig auch die Lage, eine nach der anderen, sein mochte, jedesmal stieg er grösser, gewaltiger, furchtbarer als irgend einer seiner Ahnen aus ihr empor. Kein Ritter unter dem Himmel, erklärten seine Feinde, sei ihm gewachsen. So war es denn auch kein gemeiner Raubzug in altscandinavischen Furthen noch vorzugsweise culturlicher Instinct wie etwa bei der mannigfach verwandten Invasion Knuts des Grossen, die zu der mächtigen Umwandlung Englands durch Wilhelm den Anstoss gaben, sondern drei Gesichtspuncte, denen er mit ganz ausserordentlicher Sicherheit Rechnung zu tragen verstand.

Einmal erscheint er selber gerade in den Tagen, in welchen der junge Feudalismus in aller Welt festere Ordnungen sprengt oder behindert, als eine einsame, wahrhaft souveräne Natur. Er hat den trotzigen Baronen seines Herzogthums und einiger Nachbargebiete einen scharfen Zügel angelegt. Er hat seinen Oberlehnsherrn, den König von Frankreich, in offener Feldschlacht besiegt. Sodann verstand er die niedrigen Triebe der Gewinnsucht und der Herrschgier, das dunkle Feuer der Leidenschaft, das ihn gleich sehr verzehrte wie irgend einen jener Vikinge, deren Blut in seinen Adern rollte, durch ein staatsmännisches Programm zu verhüllen. Für ihn waren Godwine, der erste englische Staatsmann, der weder König noch Priester war, aber eine Weile zwischen England und der hereinbrechenden Herrschaft der Fremden gestanden hatte, und sein genialer Sohn Harold, obwohl er, nach uraltem Brauche vom Volke selber erkoren, recht eigentlich als nationaler König herrschte, lediglich unbefugte Machthaber in England. Während ihr Haus, dem Papst und dem Mönchthum abhold, geringe Neigung für die

geistigen Triebe der Zeit zeigte und schliesslich doch nicht im Stande war Land und Leute, die auseinander brachen, zusammen zu halten, betonte der Normannenherzog klug und sicher durchweg den Satz, dass er kraft heiligen Vertrags und testamentarischer Verfügung der rechtmässige Fortsetzer der Könige von Wessex, der von Harold selber zugeschworene und gesalbte Erbe des frommen Eadward sei. Hielt er doch vom Tage seiner Krönung an mit peinlicher Sorgfalt die staatsrechtlichen Formen des alten englischen Regiments aufrecht, während er freilich gerade überwiegend fremde, vor allen normännische Elemente in dessen Organe musste eindringen lassen.

Das dritte und wichtigste Element endlich war, dass Wilhelm auch darin seine Zeit begriff, dass er, wie seine gleichzeitigen Stammgenossen in Apulien und Sicilien, einen festen Vertrag mit der gerade damals über den Staat souverän hinaustretenden Kirche eingieng. Alexander II. sandte die geweihten Insignien zu dem gottgefälligen Unternehmen, jenes Inselvolk, das im Glauben und in der Kirchenzucht gleich anderen Germanen vielfach seinen eigenen Weg wandelte, in die jüngst aufgerichtete strenge Observanz Rom von neuem einzufügen, ganz ähnlich wie noch im folgenden Jahrhundert Heinrich von Anjou von Hadrian IV. zur Unterwerfung der wüsten Kelteninsel Irland ausdrücklich bevollmächtigt worden ist. Selbst Hildebrand hat sich in der Folge weislich gehütet wider die Eigenmacht eines solchen Verbündeten mit seiner gewohnten Rücksichtslosigkeit und den vernichtenden Censuren der Curie einzuschreiten. Die Kirche musste nun einmal den Normannen gewähren lassen, zumal wenn er sich auf einer Insel einrichtete. Im Kampfe mit Kaiser und Königen konnte sie der Treue des Eroberers am wenigsten entrathen. In Wilhelms Persönlichkeit also, in dem verfassungsmässigen Schimmer, mit dem er sein usurpirtes Königthum zu umgeben wusste, und in der kirch-

lichen Orthodoxie liegen die Wurzeln seiner Kraft. Ihm verdankt England trotz dem äusserlich tiefsten Einschnitt in seiner Geschichte nichtsdestoweniger eine ununterbrochene Continuität der Entwickelung.

Als Harold für das Vaterland gefallen und Wilhelm an seiner Statt zu Westminster gekrönt worden, war das Reich noch bei Weitem nicht unterworfen. Weder die Schlacht bei Senlac noch die Einnahme Londons, sondern erst spätere, weit ausgreifende Unternehmungen begründen Namen und Recht der Eroberung. Allein seit der ersten Weihnachtsfeier in der von dem Bekenner begründeten Abtei hat der neue Fürst schon ganz anders als bisher die Fiction seiner legalen Autorität zu Hilfe nehmen und jeden Widerstand des nicht mehr einheitlich geführten Volks als Auflehnung gegen den gesetzmässigen König und die geordnete Regierung des Landes ahnden dürfen. Fehlte auch ein Nationalitätsgefühl weder dem Zeitalter gänzlich noch den hartnäckigen niedersächsischen und dänischen Stämmen insbesondere, welche England bevölkerten, die eigentlich treibende, zusammenfassende Kraft dieses Princips ist doch entschieden erst von sehr neuem Datum. Man erkennt dies vorzüglich daran, dass die Versuche sich dem Joche zu entziehen oder es in wiederholten Aufständen abzuschütteln örtlich und zeitlich viel zu wenig unter sich zusammenhiengen. Ein Gegenkönig gar, etwa der Aetheling Eadgar, der Enkel Eadmunds des Eisenseitigen, oder Svend Estrithson von Dänemark, der Neffe des grossen Knut, fand nirgends mehr hinreichenden Gehorsam. Indem aber eine Empörung nach der anderen niedergeworfen und jedesmal der Bereich der Eroberung weiter hinausgeschoben wurde, musste recht eigentlich die grundsätzliche Annahme des Siegers Bestand gewinnen, der zufolge Harold gar nicht König, sondern in den Augen der Kirche meineidig und nach der Auffassung des Landesrechts ein Usurpator gewesen.

An und für sich lag es aus denselben Gründen gar nicht in Wilhelms Interesse als Zwingherr seiner neuen Unterthanen aufzutreten. Ihr Groll und Widerstand freilich, so wie seine persönliche Lage machten die Zwangsgewalt unvermeidlich und steigerten sie von einer Stufe zur anderen, bis ihm die rauhe Strenge zum Beiwort wurde. Auch bildeten die fremdsprachige Begleitung, in welcher er erschienen war, ihre abweichenden Lebensgewohnheiten und verschiedenen socialen Anschauungen ein schwer wiegendes Moment. Die geworbenen und verbündeten Truppen, Lehnsleute und Bundesgenossen, mit denen er gesiegt, konnten nicht anders entschädigt werden als auf Kosten der Besiegten, und diese hinwiederum liessen sich nur mit dauernder Hilfe des fremden Gefolges in Zaum halten. Daher denn systematische Confiscation und gesteigerter Druck, die sich unausweichlich wie ein Fluch an seine Fersen hängen und den noch so glänzenden Erfolgen eines thatenreichen Lebens einen düsteren Abschluss bereiten. Viel Unzuträgliches freilich vermochte die Staatsklugheit des ausserordentlichen Manns, dessen Auge stets und überall wachen musste, geschickt aus dem Wege zu räumen. Seine Eroberung durfte weder lediglich als Erfolg der Gewalt noch als einfacher Wechsel in der Dynastie gelten. Er hat daher die alten Gesetze des Landes nicht aufgehoben, wohl aber in ihrer Anwendung den ursprünglichen Geist und Sinn mannigfach umgewandelt. Dieselbe Fiction, die den Engländern gegenüber seinen zweifelhaften Rechtstitel decken sollte, hielt er wie einen Schild seinen fremden Genossen entgegen. Nicht sie in ihrer Gemeinschaft durften als Eroberer erscheinen, um gar das auf dem Festlande herrschende Lehnswesen über das Wasser zu verpflanzen, sondern thatsächlich wie rechtlich behandelte er das unterworfene Land als seine persönliche Erwerbung, von der er nur unter festen Bedingungen wieder zu Lehn austhat. Man geht häufig zu weit in der Voraussetzung, dass Wilhelm über die Erbschaft Eadwards des

Bekenners, über das Hausgut der Söhne Godwines und die Reste des alten angelsächsischen Gemeinlands (folcland) hinaus Grund und Boden durchweg neu und zwar ausschliesslich zu Gunsten des fremden Heers aufgetheilt habe, wobei ein jeder nur so habe zugreifen dürfen. Gewiss, der Grossgrundbesitz wie die hohen Hof- und Staatsämter sind im Laufe dieser einen Regierung zum allergrössten Theil in normännische Hände übergegangen; aber sie haben sich eben so sehr in das oberste Staatsprincip des Herrn fügen müssen, der nach den Grundsätzen des durch ihn in der Normandie statuirten Lehnrechts die Weise wie den Wechsel des verliehenen Besitzes in ein zum Vortheil der monarchischen Gewalt fest geschlossenes System brachte. Darum sind nun aber die alten Inhaber keineswegs von Haus und Hof vertrieben worden, wie so oft angenommen wird. Sie haben vielmehr in grosser Menge auf dem alten Fleck, auf ihrem Eigenthum verbleiben dürfen, nur dass sie, indem sie dasselbe dem Landesherrn und in vielen Fällen zugleich einem Zwischenherrn auftrugen, gegen neue Verpflichtungen dienstbar gemacht worden sind. Denn das ist sicher, das Eindringen eines neuen Territorialadels fremder Herkunft, bestehend gleichsam aus den Officieren des Heers, die abgelöhnt oder dauernd angestellt werden mussten, folgte der Eroberung auf dem Fusse. Da diese sich jedoch schrittweise und behutsam und darum um so sicherer vollzog, hat man an keiner Stelle, selbst da nicht, wo umfassend eingegriffen wurde, eine systematische Austreibung der eingeborenen Inhaber des Landes anzunehmen. Die kluge Vorsicht Wilhelms schuf bereits die Möglichkeit, dass schneller und überraschender, als bei so schroffen Gegensätzen zu vermuthen stand, die beiden Nationalitäten dereinst zu einer einzigen zusammenwachsen konnten, wobei freilich nicht übersehen werden darf, dass, wie Knuts Eroberung eine Vorstufe der normännischen gewesen, in Gleichem auch die zahlreiche Bevölkerung dänisch-scandinavischer Herkunft ein

wirksames Bindeglied zwischen Engländern und Normannen gewährte. Erst dadurch aber, dass die Epochen der von Wilhelm vollbrachten Unterwerfung sorgfältig auseinander gehalten werden, lassen sich die vielfach herrschenden irrigen Vorstellungen über den Hergang bereinigen.

Die erste dieser Epochen fällt in den Frühling 1067, als Wilhelm, dem zwar der Primas des Nordens, der Erzbischof Ealdred von York, die Krone aufgesetzt, und dem sich die mächtigen Grafen Northumbriens und Merciens, Eadwine und Morkere, Copsige und Waltheof, ergeben hatten, sich klug damit begnügte zunächst den Süden, die Gebiete der Westsachsen und Ostanglier, wirklich herbeizubringen. Ueber viel mehr hatte ja auch Harold in den neun Monaten seiner Gewalt thatsächlich nicht geherrscht. Hier lagen die Güter des gestürzten Hauses dicht beisammen; hier schlugen die Herzen der Einwohner noch längere Zeit auf das Wärmste für dasselbe. In Berkshire z. B., dessen freie Männer bei Senlac in den vordersten Reihen der Erschlagenen gelegen, glühten Erbitterung und Widersetzlichkeit rings um das bedeutendste Stift der Landschaft, die Abtei Abingdon. Hier wie gleichzeitig in Sussex und in Kent sah sich der Eroberer zuerst durch die Feindschaft der Bezwungenen genöthigt über die ursprünglich milde Ausführung seines Grundsatzes, dass er als oberster Eigenthümer das Land je nach Verdienst entweder dem bisherigen Besitzer wieder verleihe oder ihm gänzlich entziehe, hinauszugehen. Eine vorsichtige Auslegung der einschlagenden Stellen des Domesday-Buchs in Verbindung mit einigen chronologisch sicheren Angaben der erzählenden Berichte ergibt, dass zugleich mit Einziehung des Eigenthums aller derer, die unter Harold gefochten, so wie des nunmehr in Domäne umgewandelten Gemeinlands ein besonderer Ausschuss eingesetzt wurde, um über den gesammten Grundbesitz abzuurtheilen. Es lässt sich erkennen, dass manche ihr Eigenthum völlig frei, andere nur gegen eine Einlösung zu-

rückerhielten. Bei allen aber, mit Ausnahme des gnädiger behandelten Kirchenguts galt fortan kein älterer Rechtstitel als diese Wiederverleihung durch König Wilhelm. Er selbst hielt damals einen Umritt durch die Grafschaften, vorzüglich doch um die sequestrirten Güter in Besitz zu nehmen. Hat er nun auch demungeachtet noch manches Gnadengesuch bewilligt, selbst ernst Betheiligte auf ihrer Scholle gelassen und Wittwen und Waisen, die in auffallender Anzahl erwähnt werden, aus der eingezogenen Habe der vermuthlich bei Senlac gebliebenen Ernährer ein Almosen ausgeworfen, so wird doch völlig klar, weshalb er in so vorwiegend patriotischen Bezirken wie Berkshire sofort Hand anlegte den bisherigen kleinen wie den grossen Grundbesitzer in umfassender Weise zu entwurzeln. Noch lassen sich die zahlreichen Namen der Normannen und der Flandrer zusammen lesen, denen an Stelle der Eingeborenen der erledigte Besitz übertragen wurde. Noch kann man die grossen Lehnsgebiete abstecken, von denen einige sogar an normännisehe Kirchen ausgethan worden sind. Die zurückgebliebenen Engländer dagegen erscheinen bald in kümmerlichster Lage. Während allerdings ein Mann wie Wigod von Wallingford, weil er sich bei Ankunft des Eroberers ein persönliches Verdienst um denselben erworben hatte, durchaus eine Ausnahme, in seinem grossen Besitz auch gegen die Habgier der normännischen Edlen geschützt worden ist, treten die übrigen entweder freiwillig oder gezwungen in ein Commendationsverhältniss um auf diesem Wege ihr eigenes Land gegen Dienste an einen Fremden zu bewahren. Obwohl Unregelmässigkeiten vorkommen, so hat der König sie doch streng geahndet und darüber gewacht, dass die Umwandlung, die man sich überhaupt nicht in wenigen Monaten und selbst Jahren vollzogen denken darf, nach seiner gesetzlichen Grundanschauung vor sich gehe. Selbst in einem Zeitalter, in welchem die Verwirkung von Privateigenthum bei politischen Katastrophen unvermeidlich war, musste nun aber ein solches

Verfahren gar sehr dazu beitragen denjenigen, die sich in die neuen Zustände fanden, ein gewisses Gefühl der Sicherheit zu gewähren, weil sie eben wahrnahmen, dass der Fürst selber seine eigenen Fiscalbeamten oder die Vögte der von ihm belehnten Grossen, wenn sie auf eigenmächtigen Streichen ertappt wurden, sofort zur Rechenschaft zog. Allerdings ist nicht daran zu zweifeln, dass massenhafte Uebertragung des Eigenthums von den Eingeborenen auf die Ausländer mehr als irgend etwas Anderes der Eroberung zu ihrer dauernden Wirkung verholfen hat. Aber nicht minder wahr ist es, dass Wilhelm, indem er seine fremde Besatzung nach demselben Lehnrecht behandelte wie die Nachbaren und Mitbürger englischer Zunge, die doch in vielen Strichen des Landes unbehelligt sitzen blieben, gerade hierdurch erstere selber wieder fast schon im Laufe eines Jahrhunderts in Engländer verwandeln half.

Jene erste Einrichtung nun, mit der auch bereits eine Auflage schwerer Steuern verbunden war — denn der König wusste einen klingenden beweglichen Schatz nicht minder hoch anzuschlagen als die Nutzbarmachung des liegenden Eigenthums — umfasste nach Norden und Westen ungefähr die Grenzen des alten Wessex. Während im Osten Norwich erreicht wurde, waren, als Wilhelm im März 1067 zum ersten Mal wieder die Normandie besuchte und dort als König mit seinen Reichthümern prunkend und umgeben von vornehmen englischen Geisseln auftrat, Somerset und Dorset noch nicht angerührt. Wohl nannte er sich König von England wie Eadward und Harold vor ihm, aber bis dahin nur in dem bezeichneten Gebiet tauchen die neuen, vor ihm in England noch so wenig angewendeten Machtmittel auf. Keine Stadt, kein grösserer Ort, der sich ihm unterwerfen musste, wo nicht sofort der fortificatorisch wichtigste Punct bezeichnet worden wäre um auf ihm eine Burg für die Söldner des obersten Kriegsherrn zu errichten. So war es in London ge-

schehen, dessen Bürger freilich von dem Eroberer ihren altehrwürdigen Freibrief empfiengen, aber fast unmittelbar nach der Krönung den Grundriss zum weissen Tower abstecken sahen. So geschah es in Hastings wie in Canterbury und Rochester, in dem volkreichen Norwich wie an den Themsedefiléen von Wallingford und Windsor. Und überall wurde ein zuverlässiger Hauptmann fremder Zunge, Anfangs besonders gern ein Bretone, mit seiner Mannschaft eingesetzt und reichlich mit verwirktem Gut ausgestattet. Gleichsam als Oberbefehlshaber und Statthalter für den Fall seiner Abwesenheit in der Normandie ernannte der König seinen streitbaren Bruder den Bischof Odo von Bayeux und Wilhelm Fitz-Osbern, der sich um das Gelingen der grossen Expedition mehr denn irgend ein anderer verdient gemacht hatte. Jenem wurde der Süden, diesem die Hut über die langsam vordringende Einverleibung im Nordwesten übertragen. Indem aber in der Folge Odo zum Grafen von Kent und Wilhelm Fitz-Osbern zum Grafen von Hereford erhoben wurden, besiegelte der Fürst damit die weitsichtige Staatskunst, die späterhin für England so segensreich geworden ist. Ein Earl sollte höchstens wie vor Alters über eine einzelne Grafschaft bevorrechtete Gewalt üben, ein Earl der Westsachsen oder der Ostanglier dagegen, wie sie besonders seit Knut auftraten, nicht mehr geduldet werden. Wilhelm und seine Söhne haben nur spärlich zu diesem höheren Rang befördert. Grosse zusammenhängende Herrschaften, in denen der Keim zu einer Territorialgewalt schlummerte wie bei den Franzosen oder den Deutschen, durften hier schlechterdings nicht entstehen. Während jenes Besuches in seiner Heimath gehorchten dem Könige alle Burgbesatzungen in den unterworfenen Gebieten der Insel und war bereits der Grund zu einem Reiche gelegt, dessen ausübende Gewalt er mit niemand theilte. Zwar hat die Härte jener beiden Statthalter und einiger niederen Machthaber heftige Zuckungen vornehmlich in Kent und in

Hereford hervorgerufen, wobei den Einen Graf Eustache von Boulogne, den Anderen die Waliser Nachbaren beispringen wollten, aber diese Erhebungen waren viel zu ohnmächtig, auch fiel der Anlass, aus dem sie entsprangen, dem Eroberer selber nicht zur Last.

Die zweite Epoche, in welcher der Westen und der Norden herbeigebracht worden sind, erstreckt sich über die Jahre 1067 bis 1070. Während Wilhelm sich bereits die grafschaftlichen Rechte für Northumberland im engeren Sinn, die Herrschaft nördlich vom Tyne, abkaufen liess, in Regionen, wo es ihm doch noch an jeder erkennbaren Gewalt mangelte, vertraute man in Nord und West auf Hilfe von Aussen, auf den König Svend und die nach Irland geflüchteten Söhne Harolds, um nicht nur die Unterwerfung durch den Normannen abzuwehren, sondern diesen selber wo möglich aus der Insel zu verdrängen. Schon dadurch musste der Charakter der Eroberung ein anderer, an vielen Stellen herberer werden. Noch mehr aber trug der Umstand dazu bei, dass sich der Widerstand zwar beträchtlich verlängerte, aber auch an einzelnen Brennpuncten, da es niemals gelang zusammenzuwirken, selber verzehrte.

Nichts ist da überraschender als die früh entwickelten municipalen Bildungen, freistädtische Communen, sogar in Bundesverhältnissen, auf die Wilhelm gestossen ist. Vor allen zu Exeter im fernen Südwesten waltete aus den Tagen des Bekenners heftiger Hass gegen französisches Blut und französische Zunge. Dort war, wie sich aus Domesday ergibt, das Witthum der Eadgyth, der Gemahlin König Eadwards und Schwester Harolds, auf zwölf Häuser angewiesen; dort hatte Gytha, die Mutter des gefallenen Helden, mit Kindern und Enkeln Wohnung genommen, denn auch in diesen Strichen war das Haus Godwine reich begütert gewesen. Die Bürger, deren Grundstock aus westsächsischen Einwanderern bestand, vor denen die alte cornische Sprache sichtlich zurück-

wich, suchten den schon von Natur festen Ort eifrig durch Ausbau der steinernen Mauern und Thürme uneinnehmbar zu machen. Selbst von fernher eilten Vertheidiger herbei, der merkwürdigste ein Weltpriester Blaecman, ein reicher Vasall der Abtei Abingdon. Als Wilhelm nun wie überall zunächst auf dem Wege der Verhandlung sein Königthum anzuerkennen forderte, da schwankte nur die höhere Classe der Bevölkerung (primores civitatis), weil sie die Weise seines Auftretens durchschaute, und rieth zu einem Mittelwege. Sie erwiderten: „Wir wollen dem Könige keinen Eid leisten; wir wollen ihn nicht in unsere Mauern aufnehmen, aber wir sind bereit, ihm denselben Zins wie früheren Königen zu entrichten.“ Sie wollten also, wie es scheint, nur eine Art kaiserlicher Autorität anerkennen, dagegen selber gleich anderen eine freie Commune bleiben. Wunderbar, beinah ein Jahrhundert früher fast dieselbe Haltung und dieselben Ausdrücke, wie sie etwa Caffaro in den Jahrbüchern Genuas beim Anzuge Kaiser Friedrichs I. gegen diese Stadt zu Ende 1168 verzeichnet, ohne dass man auch nur im Entferntesten an eine Verbindung zwischen Exeter und Norditalien denken dürfte. Nicht minder bezeichnend aber lautete die Antwort, die Wilhelm auf seinem Anmarsch mit Truppen, die er wesentlich in England selber ausgehoben, Stadt und Land in Dorset grauenhaft verwüstend, den aus Exeter Abgeordneten ertheilte: „Es ist nicht mein Brauch, Unterthanen auf solche Bedingungen hin zu haben.“ Während jene städtischen Häupter zum Nachgeben riethen, setzte sich nun aber die Masse der Bürger noch achtzehn Tage tapfer zur Wehr, bis der König von Nordosten her durch eine Mine die Mauer in Bresche legte und die Bevölkerung zwang sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Gytha nebst ihrer Sippe entkam rechtzeitig zu Wasser. Wilhelm hat den Besiegten Leben und Gut gelassen, aber ohne Verzug Befehl gegeben am stärksten Fleck innerhalb ihrer Mauern ein Schloss (Rougemont) auf-

zuführen. Hatten sie ehedem nur steuern müssen, sobald es in London, York und Winchester geschah, und nicht mehr als ein halbes Pfund gezahlt, so erscheinen sie fortan in Domesday mit 18 Pfund jährlich eingeschätzt. Der König benutzte überdies seine Anwesenheit in Devonshire und Cornwall um unter der feindseligen Bevölkerung gründlich aufzuräumen und weltliches wie geistliches Regiment der Gegend in sein System einzufügen. Aus der grossen Veränderung der Besitzverhältnisse geht hervor, dass hier wie in Dorset und Somerset nach noch grösserem Massstabe depossedirt worden ist als in den Strichen an der Themse. Keine Frage, dass dadurch in Cornwall, das in des Eroberers Bruder Robert von Mortain einen Earl erhielt, das keltische Element sogar noch einmal emporkam. Viele Ländereien wurden auch hier an Battle Abbey, die grosse Siegesstiftung, welche Wilhelm an der Stelle, wo Harold fiel, erbauen liess, an überseeische Kirchen, ein Gut in Somerset sogar, das einzige Beispiel der Art, an den Papst (Ecclesia Romana beati Petri Apostoli) ausgethan.

Auf dieser Unterlage erst konnten die Grafschaften von Gloucester und Worcester vollends einverleibt und im Sommer 1068 über Warwick, Nottingham und Leicester hin die erste Unternehmung auf York angetreten werden. Da dänische Hilfe ausblieb, alle Widersacher aber mit dem Aetheling Eadgar zum Schottenkönige Malcolm davon giengen, so vollzog sich hier die Neueinrichtung in ungeahnter, aber trügerischer Schnelligkeit. Allein wohin der Gewaltige trat, liessen seine Fussstapfen schon damals ihre Merkmale zurück. Männer seines Stammes nisteten sich auf dem Lande ein, und in den Städten stiegen überall, innerhalb der Mauern Yorks bald nach einander sogar zwei Burgen empor. Noch hütete er sich weislich weiter über den Ouse-Fluss hinauszugreifen, vielmehr wandte er nach Mercien zurück um einige Municipien, die er im Rücken gelassen, herbei zu bringen.

Nochmals treffen wir hier an mehreren Stellen freie Stadtverfassungen, die aus deutsch-dänischen Ursprüngen hervorgegangen. Auch ist es besonders bezeichnend, dass derselbe Fürst, der seinen Kronvassallen jeden Ansatz zu territorialer Selbständigkeit entzog, mit kluger Vorsicht darauf aus war nicht minder dem Bürgerthum Schranken zu setzen, über die es ohne Schädigung der einheitlichen Reichsgewalt nicht hinauswachsen durfte. Die bedeutendste aller dieser Städte, das stolz auf altrömischer Unterlage thronende Lincoln, wurde von zwölf Schöffen (Lageman), einem erblichen Patriciat dänischer Herkunft, regiert, wie die erhaltenen Namen darthun, unter denen auch drei Priester erscheinen. Sie besassen herrschaftliche Jurisdiction (saca et soca) unabhängig vom Hundertschaftsgericht und hatten das Recht einen Eingangszoll zu erheben, so wie wegen des Uebergangs der Habe in andere Hand eine Untersuchung zu veranstalten (tol et team). Auch grosse Herren wie die Grafen Morkere und Harold hatten Häuser und Eigenthum in der Stadt und theilten jene Rechte mit dem bürgerlichen Patriciat. Dem Könige gehörte eine Münzstätte, von der er 75 Pfund bezog. Die Heerfolge scheint mit 20 Pfund an ihn, mit zehn an den Grafen abgekauft gewesen zu sein, Summen, welche Wilhelm auf 100 Pfund erhöhte. Fast sieht es so aus, als ob ihm die Bürger keinen Widerstand boten, denn sie wurden bei ihrer Verfassung belassen, wie denn auch unter den Grundbesitzern der Grafschaft neben den Edelleuten romanischen Namens eine beträchtliche Anzahl englischer und dänischer Thegnas fortdauerten. Weniger glimpflich ergieng es zwei anderen Genossen des Städtebundes im Danalage, Stamford und Torkesey, da in zwanzig Jahren die Zahl ihrer Bürger beträchtlich zurückgieng, während viele Häuser wüst und leer standen. Auch Cambridge, damals noch am linken Ufer des Cam, doch wegen seiner zwölf Quartiere mit derselben Anzahl Schöffen immerhin beträchtlich genug, und nicht minder Huntingdon

sammt ihren Shires wurden ärger mitgenommen, wie aus der Menge der Häuser hervorgeht, die nicht nur bei Erbauung der Burgen zerstört sein können.

Es ist Sache der Geschichtserzählung den grossen Aufstand des Jahres 1069 zu schildern, durch welchen sich Nord und West aus der bisher noch lockeren Vereinigung loszureissen suchten. Als nach der Erhebung von Durham und York König Svend mit einer mächtigen Flotte eintraf, um vielleicht einem seiner Söhne ein Königreich in Nordengland herauszuschlagen, als der Aetheling Eadgar, Earl Waltheof, der bisher in seiner Grafschaft im Osten belassen worden, und viele Exilirte sich mit ihm verbanden, als Harolds Nachkommen zum zweiten Mal den Aufruhr im Westen entfachten, da schien in der That die Stunde der Vergeltung gekommen. York wurde von seinen normännischen Vertheidigern selbst in Brand gesteckt, die dann beim Ausfall meist über die Klinge springen mussten. Ueberall stürzte sich die Bevölkerung erbittert auf die Zwingburgen, um sie dem Boden gleich zu machen. Diese ungeregelten Versuche freilich sind im Westen sofort fast durchweg gescheitert, haben doch in Exeter die Bürger selber der Besatzung tapfer beigestanden. Wilhelm konnte sich daher mit aller Kraft gegen York und die weiten Gebiete im Nordosten wenden um dort wieder gut zu machen, was durch die übergrosse Zuversichtlichkeit seiner Burgvögte verdorben worden war. An den in Stafford niedergerissenen Behausungen, über Nottingham und dem Aire, dessen Brücke zerstört worden, wo nun aber Schloss Pontefract entstand, lässt sich sein Marsch auf York verfolgen, das ihn die Dänen ungestört erreichen liessen. Indem ihm andere die Burgen wieder aufrichteten und die dänische Flotte beobachteten, widmete er sich in Person der Aufgabe die Landschaften ringsum systematisch und erbarmungslos mit Feuer und Schwert zu verwüsten, um durch den Schrecken zu erwirken, wozu bisher die Macht-

mittel nicht ausgereicht hatten. „Wasta, omnia wasta" lauten immer wieder die eintönigen Angaben im Domesday-Buch. Mensch und Thier, Acker und Wald haben viele Jahre bedurft, bis sie aus so gründlicher Vernichtung wieder aufleben konnten. Mit Zittern sahen die Verschonten den fürchterlichen Gebieter, wie er den Hoftag des nächsten Christfestes ausnahmsweise, aber mit dem üblichen königlichen Prunk, in York begieng. Er wusste was er that und dass so unerhörte Grausamkeit seiner Staatskunst unentbehrlich war. Musste er doch in diesen Strichen, wo der Werth des Bodens nunmehr beträchtlich zurückgieng, viele Eingeborene zu seinen Lehnsleuten oder zu Vassallen der nicht eben zahlreich verbleibenden Normannen annehmen. Musste er sich doch mit einem Vormarsch bis zum Tees begnügen, wo er zwar die Unterwerfung des Grafen von Northumberland entgegen nahm, auch zur Verheerung dieser und der Landschaft von Durham Befehl gab, aber nicht wie im übrigen Nordengland die Eroberung durch Ansiedlung ihrer Genossen definitiv machte. Bedeutsam ist es jedenfalls, dass jene Striche in der Folge nicht in den grossen Kataster des Domesday aufgenommen sind und auch ferner die vorherrschenden Namen wesentlich englisch oder dänisch lauten. Ein winterlicher Marsch quer über das rauhe Peakland, wo sogar seine Leute aus der Bretagne, aus Anjou und Maine zu meutern begannen, brachte ihn von York nach Chester, der letzten grossen Commune, die noch nicht unterworfen, dem Schlüssel für die Herrschaft im Nordwesten. Auch hier schalteten zwölf Stadtrichter im Namen des Königs, des Bischofs und des Grafen so gut wie selbständig; die Leute des Shire waren gebunden, die Mauern und die Brücke der Stadt in Stand zu halten. Mit dem Falle von Chester, das sich vertheidigte und dafür gezüchtigt wurde, worüber allerdings nähere Berichte fehlen, war erst die Eroberung des eigentlichen Englands abgeschlossen, mit der sich Wilhelm genügen liess, in

der er nunmehr seine Machtmittel zur Geltung zu bringen suchte. Seine Grafen und Sheriffs geboten an seiner Statt in allen Theilen dieses Gebiets. Alles Land, war es nun an einen Fremdling ausgethan oder befand es sich noch bei dem ursprünglichen Besitzer, war von seiner Hand verliehen. Die Städte entrichteten ihm Zins und andere schuldige Leistungen, die manchmal gegen ihre früheren Gefälle verdoppelt worden waren. Was er durch Furcht und Schrecken gewonnen, das musste er auch fest halten, damit daraus ein einziges ungetheiltes Reich werde.

Es hat in den nächsten Jahren nicht an Aufständen gefehlt, aber sie richteten sich nicht mehr gegen den fremden Eroberer, sondern gegen den wirklichen König. Sie waren vereinzelte Aeusserungen des nationalen Widerstrebens, nachdem ein gemeinsamer Widerstand längst gebrochen war. Sie sind denn auch staatsrechtlich und verfassungsgeschichtlich fast ohne jede Bedeutung. Der König ist des einen wie des andern Herr geworden, so bedrohlich sie auch aussehen mochten. Weder die unwegsamen Marschen von Ely, in die sich der volksthümliche Held Hereward mit seinen Gesellen geworfen im Vertrauen auf die noch immer nicht verschwundenen Dänenschiffe, oder die Vaterlandsliebe der Mönche jenes Stifts vermochten sich seiner zu erwehren, noch gelang es dem Norden von der ihm angelegten Kette wieder loszubrechen. Die grossen Herrschaften, die sich überall seit Knut gebildet, hob Wilhelm auf und gestattete auch in diesen Gegenden nur Grafen, die sich mit ihren Grafschaften deckten. Unter denen von Hereford und Shrewsbury im Nordwesten hob sich allein Hugo von Chester mit besonderen pfalzgräflichen Rechten höher ab, ein Feudalherr in Cheshire wie der König selber in der Normandie. Mit Ausnahme des Bischofsguts war Hugo hier Oberlehnsherr über Grund und Boden zum Zweck der offensiven Abwehr der benachbarten Waliser. Gemeinsam mit dem Markgrafen Robert von Rhuddlan — der Titel erscheint

hier noch in seiner ursprünglichen Bedeutung — mit den Machthabern in Shrewsbury und Hereford führte er den kleinen Eroberungskrieg unablässig weiter.

Aehnliches war wohl auch im Nordosten bezweckt, wo Wilhelm indess in dem engeren Northumberland die alte Grafenwürde von Bernicia fortbestehen lassen musste, während der Schottenkönig Malcolm den Cerdikingen Eadgar nebst seinem Anhange bei sich barg und schliesslich dessen Schwester Margareta zur Gemahlin nahm: eine Vereinigung, welche nicht nur ein beträchtliches Stück des alten Northumbriens unter schottisches Scepter brachte und daselbst in vielen Stücken die reinste englische Bevölkerung beisammen hielt, sondern dem keltischen, nunmehr die Sache des angelsächsischen Hauses vertretenden Herrscher Ansprüche auf weitere Gebiete, wenn nicht auf den ganzen Süden eröffnete. Dem suchte Wilhelm bei Zeiten dadurch vorzubeugen, dass er den Spiess umdrehte und auf dem Zuge des Jahrs 1072 ohne namhaften Widerstand zu finden bis an den Saum des Hochgebirgs vorgieng. Zu Abernethy, da, wo der Tay sich zum Meeresarm erweitert, hat ihm Malcolm gehuldigt, wie dessen Vorfahren einst Knut und Aethelstan gethan. Gleich diesen wurde jetzt ihr Nachfolger, der Herr von Normandie und Maine, der König von England in einer Person, zum Basileus der Insel, wie sich die Könige von Wessex einst stolz genannt, zum imperialen Oberhaupt von Britannien. Greifbar war sein Erfolg zunächst darin, dass er sich Northumberland und Durham nunmehr unterwarf, dem ersteren einen Grafen setzte und in dem zweiten die unvermeidliche Zwingburg begründete, während er dem Bischof die pfalzgräflichen Rechte bestätigte, weil eine starke Selbständigkeit dem Einbruch der Schotten am besten Schranken zu ziehen geeignet war.

Durch diese Erfolge zumal erreichte jetzt sein Ansehn in aller Welt den Höhepunct. Da mag ihm denn auch wohl der Gedanke durch den Kopf gegangen sein nach der letzten

Insel im Westen, nach Irland hinauszugreifen. Die Jahrbücher von Peterborough versichern, hätte er nur zwei Jahre länger gelebt, er würde sie durch seine Schlauheit und ohne Gewalt der Waffen gewonnen haben. Jedoch der realistische Grundzug seiner gesammten Staatskunst, wie sie sich einstweilen mit der theoretischen Vassallenschaft der Waliser, die doch zuvor hätten unterworfen werden müssen, zufrieden gab, wie er im Nordwesten die Reste von Strathclyde, d. h. Cumberland, Westmoreland und Theile von Lancashire, draussen liess, bewahrte ihn instinctiv, dass er die Hand nicht in ein Wespennest steckte. Dagegen ist ohne Frage mit seinem Zuthun die erste Intercommunication zwischen der Kirche von Canterbury und der irischen eingeleitet worden, die späterhin an der Invasion Irlands durch Heinrich II. in hohem Grade betheiligt sein sollte. Dass Wilhelms Ansehn um dieselbe Zeit tief in den Continent reichte, ergeben nicht nur die Hergänge in Flandern, das halb in normännischen Machtbereich gerieth, sondern die dunkle Erzählung Lamberts von Hersfeld, nach welcher Erzbischof Anno von Köln im Jahre 1074 den Eroberer nach Deutschland gerufen und dadurch König Heinrich IV. zur Umkehr vom Feldzuge gegen die Ungarn gezwungen haben sollte, so wie die noch unglaublichere Angabe Bruns in der Geschichte des Sachsenkriegs, der deutsche König habe gegen die aufständischen Sachsen gleich wie den Herzog von Aquitanien und die Könige von Dänemark und Frankreich auch Wilhelm den König der Engländer um seinen Beistand angegangen. Dass von einem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Wilhelm und seinem Oberlehnsherrn dem Könige Philipp nicht die Rede sein konnte, braucht nicht ausgeführt zu werden. Vergebens stellte sich derselbe auf die Seite des bedrängten Grafen Robert von Flandern oder der aufständischen Vassallen in Maine, wo der Gefürchtete in Person herbeieilte sie niederzuschmettern. Auch dem Könige von Schottland wurde der Haupthebel zu

seinen Anzettelungen entwunden, sobald der Aetheling Eadgar die Rolle des Prätendenten aufgab und sich durch Anweisung von Landgütern abfinden liess. Dagegen zog mit der Verschwörung der drei Grafen von Norfolk, Hereford und Northumberland im Jahre 1075 wieder eine ernste Gefahr herauf, die mit brutalster Gewalt niedergeschlagen worden ist. Der Aufstand der beiden ersteren unterlag, obwohl durch ihn noch einmal die Dänen ins Land geführt wurden. Nur Waltheof, obschon er reumüthig bekannt hatte, wurde zum Tode verurtheilt und unbarmherzig hingerichtet. Die Execution, die dem Todten von dem geknechteten Volke mit der Krone des Märtyrers gelohnt wurde, steht unter Wilhelm, der vor gerichtlichem Blutvergiessen zurückscheute, völlig vereinzelt da, ein Mord mit politischer Absicht und doch auch schon ein Vorbild der endlosen Hinrichtungen, welche in einer späteren Epoche auf Grund des englischen Hochverrathsgesetzes so häufig sind.

Hier liegt der wahre Wendepunct im Leben des Eroberers; denn seit dem Tode Waltheofs um die Mitte seiner Regierung befolgte er fortan nur die äusserste Strenge als Princip derselben. Von da an glückte ihm in Nähe und Ferne Nichts mehr sonderlich. Jetzt begannen vielmehr die Zerwürfnisse mit dem Erstgeborenen und anderen, die ihm im Blut am nächsten standen. Um dieselbe Zeit wurde die einzige Leidenschaft des Gewaltigen, der seine sinnlichen Triebe im Uebrigen mit seltener Kraft im Zaum hielt, der selbst für die Zeitgenossen beinahe rasende Hang zur Jagd entfesselt. Während es bis dahin den Grundherren ernste Pflicht und Nichts weniger als Zeitvertreib gewesen war das Land von reissenden Thieren zu säubern oder den Menschen Nahrung zu verschaffen, erhob er zuerst in den Augen der Engländer die Jagd zu einem frevelhaften Vergnügen, indem er das Hochwild wie ein Vater hegte, aber die Menschen hoch und niedrig zwang ihm dabei zu Willen zu sein. Da wurde seit

langer Zeit bebautes und mit Niederlassungen und selbst mit Gotteshäusern besetztes Land in Haide und Forst verwandelt, um in nächster Nähe von Winchester, der Residenz, so weit es eine solche unter Wilhelm I. gab, ein ausgedehntes Pirschgebiet herzustellen. Was die erzählenden Berichte in grellen Farben vom Newforest melden, der ein bedeutendes Stück von Hampshire, vielleicht des bevölkertsten Theils der Insel einschloss, erhält doch in der Hauptsache seine Bestätigung aus den trockenen Angaben des Domesday-Buchs. Verhängnissvoll sind dieser Wald und die Jagdlust, der in ihm gefröhnt wurde, dem Geschlecht des Eroberers geworden, denn zwei Söhne und ein Enkel sind in ihm ums Leben gekommen, ein jeder in räthselhafter Weise, so dass der abergläubige Schrecken, gepaart mit der Genugthuung des unterdrückten Volks, aus den Zeilen der kirchlichen Berichterstatter spricht. Allein dieser düstere Zug des Normannenthums, der namentlich in den späteren Jahren am Eroberer selber hervortrat, verdunkelt doch keineswegs diejenigen Seiten seines politischen Schaffens, in denen er unstreitig am grössten erscheint.

Das System der Staatsverwaltung zunächst konnte nach Niederwerfung der grossen Aufstände nicht mehr einfach auf dem Recht einer legitimen Königswahl begründet werden. Es wurde complicirt durch die Eroberung, und zwar in Ansehung ihrer feudalen Werkzeuge eben so gut wie des unterworfenen Volks. Jenen musste gleichsam der Giftzahn ausgebrochen werden, der das Lehnswesen zum Verderben der Staatsordnung auf dem Festlande gemacht hat. Die Engländer dagegen galten nicht als rechtlose Knechte, sondern wurden sorglich in ihrem Dasein gehütet um dermaleinst mit ihren Bezwingern zu einer dritten Potenz zusammenzuwachsen. Alles geschah behutsam, ohne Ueberstürzung, sicher. Während den Eingeborenen, so weit die Zustände es erlaubten, ihre volksthümlichen Unter- und Obergerichte

in den Hundreds und den Shires, die ganze Summe ihres nationalen Rechtswesens gelassen wurde — der unter Wilhelms Name gehende Codex ist kaum etwas anderes als eine neue Auflage von Knut — war den neuen Grundherren mit Ausnahme weniger wie jener Pfalzgrafen eine erbliche Jurisdiction mit dem feudalen Hange von der staatlichen Einheit abzubrechen schlechterdings nicht eingeräumt. Vor allen aber boten sich zwei energische Mittel, denen es wesentlich zu verdanken ist, dass der Staat und das Recht, das öffentliche wie das private, nicht von ähnlicher Zersetzung ergriffen worden sind wie in Frankreich und Deutschland. Mochte ein mächtiger Kronvassall noch so viel Lehne besitzen, niemals lagen sie in einer Masse beisammen, sondern waren, um jeder territorialen Selbständigkeit vorzubeugen, über verschiedene Shires vertheilt. Sodann leistete ein jeder Hintersasse dem Könige eben so gut Mannschaft und Hulde wie der unmittelbar von ihm Belehnte und giengen diese Eide stets den an seinen Lehnsherrn geschworenen voraus. Allesammt wurden sie Mannen des Königs.

Die wichtigste Neuerung vollzog sich in den Organen der Verwaltung, denn die Aemter der Bischöfe, Earls und Sheriffs wurden fortan nicht nur mit Fremden, meist Normannen, besetzt, sondern durch bisher fremde Aufgaben und Befugnisse in sich umgewandelt. Von grösster Bedeutung wurde, dass an die Stelle des angelsächsischen Sheriff der Vicecomes trat, der, aus dem Missus des Grafen im karolingischen Reich entsprungen, wahrhaftig nicht als Stellvertreter des Earls gelten sollte, sondern als der vereidigte Beamte zur Verwaltung eines oder mehrerer Shires vom Könige, dem alleinigen Comes Normannorum, ernannt wurde. Nur ihm in seinem Hofe hatte er Rechnung abzulegen und das Ergebniss der mit einem Ausschuss der freien Insassen seines Bezirks zu Stande gebrachten Aufnahme (inquest) zu überreichen. Der Eroberer hat sich wohl gehütet die alte

Reichsversammlung der Angelsachsen, das Witenagemot, zu unterdrücken. Aber auch hier trifft man auf dieselbe Amalgamation mit neuen Elementen und schärferen politischen Bildungen. Die Hoftage, an welchen der Fürst zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten in voller Curia, umgeben von den Grossen, deren Beistimmung ihm nicht gleichgiltig sein konnte, seine Krone trug, begannen an die Stelle des Witenagemot zu treten. Ob aber aus diesen Hoftagen bereits unter Wilhelm ein engerer Königshof (Curia Regis) zu oberstrichterlichen Zwecken, und als administratives Organ für Hof, Krieg und Domäne die Schatzkammer behufs einheitlicher Verwaltung der Finanzen sich ausgeschieden haben, ist schwer zu sagen, da gleichzeitige Documente schweigen und die des folgenden Jahrhunderts höchstens einen Rückschluss gestatten. Allein eine Concentration der Verwaltung, ein Mittelpunct, an welchem die Beamten des Königs in gleicher Weise sich zu rechtfertigen verpflichtet waren, erscheint doch so unerlässlich, dass die amtliche Tradition nicht nur auf Heinrich I., was keinen Zweifel zulässt, sondern auch auf seinen Vater zurückweist. Brachte er doch, wie bekannt ist, die Juden aus der Normandie herüber, um ihnen in grösseren Städten seines Königreichs besondere Bezirke (jewry) als Wohnsitze anzuweisen. Sie waren die einzigen Capitalisten der Zeit und wurden als Kammerknechte von den Normannenkönigen vorsorglich gehütet. Ohne sie wäre die reine Geldwirthschaft in den englischen Finanzen schon im zwölften Jahrhundert schwerlich an die Stelle der Naturalwirthschaft getreten. Die Grundzüge der Verwaltung, die sich in den nächsten Menschenaltern in festen, tief eingegrabenen Furchen entwickelte, werden demnach bis zum Jahre 1086 beisammen gewesen sein. Diese Neueinrichtung in dem eroberten Staate hätte aber nimmermehr so starke Wurzeln geschlagen ohne die seltene Arbeitskraft und den unvergleichlichen Scharfsinn, womit der Fürst seine besondere Aufgabe so

wie den Geist und das Bedürfniss des Zeitalters durchdrang.

Unmittelbar nachdem er das Land, wie er es in der Folge behauptete, unterworfen hatte, etwa mit dem Jahre 1070, nahm er alle jene Reformen in die Hand. Zu ihren Gunsten wesentlich wurde Ruhe und Ordnung erzwungen und, sobald sich Empörung regte, das System des Schreckens herausgekehrt. Ein seltenes Pflichtgefühl lebt doch in ihm, der so oft als der rohe Tyrann verschrieen worden ist. Im drei und vierzigsten Jahre hat er sich noch redlich Mühe gegeben das für den Romanen so abstossende Englisch zu lernen und es wenigstens, so weit sich sehen lässt, bis zum Verständniss der in der Zunge der Unterworfenen abgefassten Actenstücke gebracht. Er sorgte dafür, dass sein in England geborener Sohn Heinrich sie von klein auf erlerne. Er hat die Gesetze Eadwards des Bekenners sogar in Betreff des Besitzrechts bestätigt, allerdings jedoch mit Vorbehalt der Abänderungen, die er als König zum Besten des von ihm beherrschten Volks für nöthig fand. Das erforderte schon der Schutz seiner zahlreichen Landsleute, die er an Stelle der gefallenen und ausgetriebenen Engländer eingesetzt hatte. Mit Freuden nahm er wahr, wie die gesetzliche Bestimmung, welche Frieden und gegenseitige Sicherheit zwischen Engländern und Normannen erheischte, durch alltäglichen Verkehr und häufige Verheirathung fast auf der Stelle Nachachtung fand und zwar zuerst in den Städten, wo das Bürgerthum beider Stämme sich nicht in getrennte Quartiere schied, sondern in gegenseitigem Bedürfniss ohne Weiteres zusammenzuschmelzen begann. Dass hierzu nun aber die Kirche in erster Linie mithalf, lag nicht nur in ihrem weltgeschichtlichen Beruf, sondern wurde mit Bedacht vom Fürsten selber eingeleitet, als er zu Ostern 1070 in Beisein der drei von Papst Alexander II. abgefertigten Legaten zu Winchester eine Synode versammelt hatte.

Auf dieser Versammlung wurde die Reorganisation der Landeskirche in Angriff genommen, die wesentlich darin wurzelte, dass hinfort Bischofsstühle und grosse Abteien, sobald eine Erledigung eintrat, Normannen und anderen orthodoxen Ausländern übertragen werden sollten, während man die eingeborenen Würdenträger absterben liess oder, falls irgend ernste Beschwerden wider sie vorlagen, noch bei Lebzeiten entfernte. Das widerfuhr alsbald dem wegen der seit seiner Consecration begangenen Unregelmässigkeiten in Rom wie ein Schismatiker behandelten Erzbischof Stigand von Canterbury. Auch ist zugleich gegen einen oder anderen Bischof so wie gegen etliche Aebte mit derselben Strenge eingeschritten worden. Zu Pfingsten bereits wurden die durch den Tod erledigten Sprengel von York und Winchester mit Normannen besetzt, unter denen sich Erzbischof Thomas nicht nur durch Energie des Characters, sondern auch durch sein Wissen hervorthat, das er ausser in seinem Heimatsort Bayeux fern in deutschen Klosterschulen und selbst bei den Mauren in Spanien eingesammelt hatte. Alle anderen Uebertragungen und Neubesetzungen überragte jedoch bei Weitem der Gewinn, den Wilhelm mit Lanfranc, dem aus der Lombardei gebürtigen Abt von St. Stephan in Caen, machte. Längst hatte dieser ihm als vertrautester Berather, als sein Mittler mit der Curie nahe gestanden, und jüngst noch, sicherlich unter Wilhelms Zuthun, die Erhebung auf den erzbischöflichen Thron von Rouen ausgeschlagen. Auch zur Annahme des von Canterbury hat ihn jetzt nicht sowohl die königliche Ernennung oder die Zurede der päpstlichen Legaten als vielmehr die dringende Aufforderung seines geistlichen Vaters, des Abts Herlwin von Bec, vermocht. In ihm aber übernahm das Regiment der Kirche von England ein Kleriker, der an Kraft und Geschlossenheit seines Wesens wohl nur hinter dem Hervorragendsten seiner Zeitgenossen, Hildebrand, zurücksteht. Das Grösste an ihm selber ist doch ohne Frage,

dass er im Einverständniss mit Wilhelm das Inselreich zu beherrschen wusste und ohne den Hader, wie er zwischen Kaiser und Papst unvermeidlich, dieselbe Stellung wie sein König zu der Curie in Rom nahm. Wie dieser den Staat, consolidirte Lanfranc die Kirche von England. Zu diesem Zweck musste vor allem die anomale Lage der Metropolitankirche von York gehoben werden, die nach den ursprünglichen Entwürfen Gregors des Grossen den gesammten Norden wie Canterbury den Süden der Insel mit Suffragansitzen umfassen sollte. Nun war es aber niemals gelungen Schottland in das System herbeizuziehn, auch musste es neuerdings geradezu bedenklich erscheinen, durch den Fortbestand einer völlig unabhängigen Kirchenprovinz in Northumbrien wohl gar die Handhabe zu einer politischen Absonderung zu bieten. Als Erzbischof Thomas daher Lanfranc um Consecrirung angieng, hat dieser das Gelübde des kanonischen Gehorsams zur Vorbedingung gemacht, also Anerkennung der Superiorität Canterburys über alle Sprengel des Reiches gefordert. Der König, dessen System recht eigentlich die Unterordnung der Kirche von York verlangte, entschied mit praktischem Rath dahin, dass Thomas einstweilen die Zusage an Lanfranc leisten möge, ohne dass seine Kirche auch dadurch dessen Nachfolger verpflichtet sein sollte. Thomas konnte hierauf doch wenigstens consecrirt werden, während freilich die Lösung der Frage im Princip Rom anheimgegeben wurde, wohin sich beide im Jahre 1071, schon um das Pallium in Empfang zu nehmen, begaben. Da ist es nun höchst merkwürdig, dass Papst Alexander mit Hildebrand zur Seite, als der Erzbischof von York die Rechte seines Sitzes geltend machte und Dorchester, Lichfield und Worcester als seine Suffragansprengel in Anspruch nahm, die Sache zur Entscheidung nach England zurückwies. Zweimal ist sie dort 1072 zur Verhandlung gekommen, auf einer Ostersynode in Winchester und im vollen Gemot, dem von Geistlichen und Laien besuchten Hoftage,

wie er sich unter dem Vorsitze des Königs fortan bestimmter als zuvor von der Kirchenversammlung abtrennte. Die ganze Frage sammt ihren Beweismitteln, unter denen auf Yorks Seite weder die Kirchengeschichte Baedas noch die Briefe der Päpste bis zu Gregor I. hinauf fehlten, ist noch einmal geprüft worden. Die Versammlung aber fällte ihren Spruch dahin, dass Canterbury nicht nur unter Lanfranc, sondern unter allen seinen Nachfolgern jener Vortritt gebühre, und dass bei Abgrenzung der beiden Provinzen durch den Humber für York zunächst nur der einzige Suffragansprengel von Durham übrig blieb.

Hierdurch ist Lanfranc, der überdies, so oft der König sich späterhin nach dem Festlande begab, ihn als sein Statthalter vertrat, zum geistlichen Machthaber über England geworden. In dieser Stellung hat er, der orthodoxe Lombarde, nicht nur den engen Anschluss an die Kirchenpolitik Roms, die Wiederbelebung des Monasticismus und das theologisch-scholastische Studium befördert, sondern in England recht eigentlich eine parallele Umwandlung auf kirchlichem wie der Eroberer auf politischem Gebiete vollzogen. Das Wirken des Einen war ohne den anderen nicht möglich. Factisch übte Wilhelm I. den Supremat so gut wie Jahrhunderte später Heinrich VIII., denn an jenen drei hohen Kirchenfesten versammelte er wahrlich nicht nur zum Prunk, sondern sehr bestimmt zur Erledigung von Geschäften die Spitzen aller bevorrechteten Stände um sich. Ohne den Erzbischof und das geistliche Concil aber wäre die allmäliche Romanisirung des Episcopats schwerlich so glatt verlaufen. Da hierbei mit einer beinah peinlichen, wenn auch wesentlich äusserlichen Gesetzmässigkeit verfahren wurde, die nicht minder lebhaft an die Tage Heinrichs VIII. erinnert, hat die öffentliche Rechtspflege jedesfalls aus dieser seltenen Eintracht zwischen Kirche und Staat keinen geringen Vortheil gezogen. Noch ist der geradezu urkundliche Bericht über einen Streit-

fall mit Odo Bischof von Bayeux und Grafen von Kent, des Königs habgierigem Bruder, vorhanden, der sich verschiedene Besitzungen und Rechte des Erzstifts angeeignet hatte. Der König gebot, dass die Sache im Sciregemot von Kent auf der Haide von Pennenden und hauptsächlich unter Herbeiziehung von Eingeborenen, die in dem geltenden Rechte bewandert seien, verhandelt werde. Drei Tage hindurch ist für und wider plädirt worden unter dem Vorsitz des als königlichen Justitiars handelnden Bischofs von Coutances, Geoffrey de Mawbray, weil die eigentlichen Vorsitzer der Grafschaftsversammlung, Bischof und Earl, selber Partei waren. Man erkennt die Nothwendigkeit, aus der ein höherer Richterstand entsprang. Nachdem alsdann der abgesetzte Bischof der Südsachsen, Aethelric, ein alter Mann, der in dieser Gegend besonders rechtskundig, als Hauptzeuge vernommen worden, erfolgte der Spruch unbedingt zu Gunsten Lanfrancs, und der König hat nicht angestanden ihn auf dem nächsten allgemeinen Hoftage feierlich bestätigen zu lassen. Als höchster Schiedsrichter erscheint dieser oft so eigenmächtige Herrscher nicht weniger selbständig über den Parteien als etwa ein Aelfred oder ein Knut. Und was spricht mehr zu seinen Ehren, als dass er einen Fall wie diesen vor dem allein zuständigen Gerichtshofe nach dem alten Landrecht und aus dem Munde derer austragen lässt, denen vorzüglich die Uebung desselben in lebendiger Erinnerung geblieben war.

Die Kirche aber hielt Lanfranc fortan als eine organische Einheit mittelst der von ihm jährlich veranstalteten Synoden zusammen. Dort hat sich jene Lostrennung der kirchlichen von der weltlichen Reform vollzogen, von deren Nothwendigkeit es in einem Gesetze des Eroberers heisst: „Ich habe es für gut gehalten die bischöfliche Gesetzgebung, die bis auf meine Zeit im Reiche der Engländer mit den heiligen kanonischen Vorschriften im Einklang gewesen, in öffentlicher

Versammlung und. unter dem Beirath meiner Erzbischöfe und der übrigen Bischöfe und Aebte, so wie aller Grossen meines Reichs abzuändern.“ Durch dasselbe Instrument wird es den Bischöfen untersagt fernerhin in kirchenrechtlichen und seelsorgerischen Angelegenheiten bei Grafschaft oder Hundertschaft Recht zu suchen. Aus der unter den Angelsachsen fortdauernden Vermengung der beiden Sphären war die Feindschaft Roms gegen die alten Zustände entsprungen. Auf den Synoden geschah, allerdings nur in Uebereinstimmung mit dem Willen des Königs, die Erwählung neuer Bischöfe so wie die noch lange fortgesetzte Entfernung von Aebten englischer Herkunft, wurde aber auch nicht minder gegen die Neigung klösterlicher Congregationen eingeschritten, sich der Jurisdiction der Bischöfe zu entziehn.

Besonders erfolgreich für die Zukunft des Landes aber ist ein Beschluss der Synode von London vom Jahre 1075 geworden, demzufolge eine Anzahl Bisthümer aus ihren bisherigen, gar zu geringfügigen Sitzen in grössere Städte übertragen worden sind. Das Princip der Kirche von ihren städtischen Mittelpuncten aus Kreise zu verwalten, die mit den politischen zusammenfielen, hatte sich wie im Orient wohl in Italien, Spanien und Gallien, wie überhaupt auf dem Boden des römischen Reichs durchführen lassen, wo es nirgends an alten und mächtigen municipalen Bildungen mangelte. Auf den britischen Inseln hingegen, unter Kelten wie Germanen, waren nicht nur eigentliche Städte selten, sondern die Bischofsstühle vorwiegend an die Stämme und deren Landschaften geknüpft. Wohl hatte diese Reform durch Verlegung des südwestlichsten Sprengels nach Exeter bereits unter dem Bekenner begonnen; allein die Reste der bisherigen Entwicklung sind doch erst durch Lanfranc beseitigt worden. Jetzt verlegte der einst von Harold berufene Lothringer Hermann, der schon die Sprengel von Sherburne und Ramsbury vereinigt hatte, seine Kathedrale endgiltig nach Salisbury.

Das Bisthum der Südsachsen wurde von Selsey nach Chichester übergeführt, und das alte Stift Mittelenglands begann seine ausgedehnte Wanderung von Lichfield nach Chester, von dort wieder nach Coventry, wo es denn mit Lichfield vereinigt worden ist um erst mit der Reformation in seinen ursprünglichen Sitz zurückzukehren. Im Jahre 1085 siedelte die Kirche von Dorchester in das stolze Lincoln, etwas früher Elmham im Lande der Ostangeln nach Thetford und 1101 definitiv nach Norwich über. Zwei Jahre nach Wilhelms Tode geschah dasselbe im Südwesten, wo Bath vor Wells den Vorzug erhielt.

Von der höchsten kirchlichen wie politischen Bedeutung indess musste die Stellung sein, welche Lanfranc hinsichtlich Normalreformen Gregors VII. behauptete. Sie haben auf der Synode von Winchester im April 1076 zu Beschlüssen geführt, die einige bemerkenswerthe Modificationen abgerechnet im Grossen und Ganzen dem Grundplan Hildebrands entsprechen. Es fragte sich jedoch gar sehr, ob sich in England so unbedingt, wie man in Rom forderte, die Staatsgewalt der kirchlichen unterwerfen und insbesondere allen Graden des Klerus die Ehe entziehen lasse. In letzterer Beziehung stand es ganz ähnlich wie in Deutschland, indem auch unter den Engländern die Priesterehe viel zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte, um ohne Weiteres ausgerottet werden zu können. Da scheute sich nun Lanfranc, der strenge Mönch von Bec, nicht den Mittelweg zu ergreifen. Während dem Capitularklerus der Cölibat auferlegt wurde, hat er die Pfarrgeistlichen nicht gezwungen ihre Weiber zu verstossen, wohl aber die noch nicht verehelichten von der Heirath dadurch abgehalten, dass den Bischöfen untersagt wurde fernerhin Verheirathete zu weihen. Den Laien wurde gleichzeitige kirchliche Einsegnung ihrer Ehen, so wie die Unterwerfung unter das Ehegericht des Bischofs zur Pflicht gemacht. Gleich hernach, in demselben bedeutungsvollen Jahre, hat sich Lanfranc nebst Tho-

mas von York und Remigius von Dorchester (Lincoln) mit Aufträgen des Königs und reichen Gaben für die habgierige Curie nach Rom begeben. Ordericus Vitalis erzählt, dass die Gesandtschaft durchaus ihren Zweck erreicht und dem Könige Wilhelm die Bestätigung gewisser Privilegien heimgebracht habe, wie sie einst seine Vorgänger auf dem englischen Thron besessen. Da er unbehindert fortfuhr das Investiturrecht, das doch dem Kaiser bestritten wurde, zu üben, ist es kaum zweifelhaft, dass sich Gregor stillschweigend zu einer Concession verstand, die in England denn doch den Staat neben und thatsächlich gar über die Kirche stellte, ihm jedesfalls einen weiteren Spielraum gewährte, in welchem er sich in der Folgezeit trotz einigen empfindlichen Rückschlägen dauernd eingelebt hat.

Die eingreifenden Umgestaltungen, die aus Lanfrancs Thätigkeit hervorgiengen, den die Mönche von Bec staunend als „reverendus gentium transmarinarum summus pontifex“ bezeichneten, haben nun allerdings aus der einst wesentlich so nationalen englischen Kirche ein viel enger an Rom sich anschliessendes Institut gemacht, schon weil sich Kirche und Staat bestimmt auseinander setzten. Wenn dagegen aber die theokratischen, weltumspannenden Principien des Papstthums gleichsam am Ocean inne hielten und den Herrn der Insel, devoter und orthodoxer als kein anderer Sohn der römischen Kirche, gewähren liessen, so hatte das doch unzweifelhaft in dem exceptionellen Character dieses Fürsten seinen Grund. Derselbe Staatsmann, der sich seine volle Autorität über die Hintersassen der von ihm belehnten Kronvassallen nicht entwinden liess, verfügte sehr bezeichnend im Jahre 1075, dass in seinen Staaten niemand ein Bisthum oder eine Abtei aus irgend einer anderen Laienhand anzunehmen wagen dürfe, und fuhr vielmehr fort, wie die Cerdikingen vor ihm, unbehindert die Insignien der grossen Pfründen auszuthun. Da muss es sich doch auch für den gewaltigen Gregor, der gleich zu

Anfang seines Pontificats ihm seine besondere Zuneigung zu erkennen gab, gelohnt haben, wenn er ihn sanfter oder wenigstens vorsichtiger anfasste, und die Wolken, die auch ihr Verhältniss zu verdunkeln drohten, ohne Donnerwetter sich zertheilen liess. Laut rühmte er ihn an seinen Vertrauten Hugo von Dié als einen König, der weder die Kirche Gottes zerstöre noch verkaufe, sondern die Laien anhalte den Zehnten zu zahlen und die Priester ihre Weiber zu verlassen. Zwar hat Gregor in einem seiner Anschreiben auch diesem Fürsten deutlich zu machen gesucht, wie unendlich erhaben die apostolische Gewalt über die königliche sei. Aber dem Bruch mit ihm ist er behutsam selbst dann aus dem Wege gegangen, als er einmal vergeblich einen kühnen Schritt vorwärts gethan, indem er nicht etwa die Abtretung der Investitur, sondern von Wilhelm geradezu Huldigung für die Krone Englands forderte. Höchst wahrscheinlich war es ebenfalls im Jahre 1076, als der Legat Hubert mit diesem hochmüthigen Anliegen erschien, welches im Einklang mit der universalen Haltung Gregors und der ähnlichen an andere gekrönte Häupter gerichteten Aufforderung vermuthlich in Ring und Banner eine Stütze fand, mit denen einst Alexander zur Eroberung der Insel seinen Segen ertheilt hatte. Sehr kurz und präcis, nüchtern wie die Denkschrift eines modernen englischen Staatsmanns lautete die Antwort, die, unter Lanfrancs Briefen erhalten, in mehr als einem Stück höchst bedeutsam erscheint. Das Geld, den Peterspfennig, der in den letzten drei Jahren mitunter gestockt, regelmässig zu zahlen verpflichtete er sich ohne Bedenken. Das Andere war er nicht im Stande zu gewähren. „Den Treueid habe ich weder leisten wollen noch will es, weil ich es nicht versprochen, sondern mich überzeugt habe, dass meine Vorgänger ihn den deinigen nicht geleistet haben.“ Nicht ein Wort der Bitterkeit oder unehrbietigen Stolzes floss unter; statt dessen erscheint jener bündige Standpunct des historischen

Vorgangs, des Präcedens, welcher bis auf diesen Tag die Staats- und Rechtsgeschichte Englands beherrscht. Ueberhaupt regt sich ein nationaler Geist in diesen Zeilen, die abermals bestätigen, wie stark der Eroberer gerade dadurch war, dass er sich einfach als gesetzlichen Nachfolger des westsächsischen Königsgeschlechts hinstellte. „Die einfache Würde“, sagt Freeman, „die vernichtende Logik dieser wenigen Worte Wilhelms des Grossen“ — so schon von Zeitgenossen geheissen — „bilden einen scharfen Gegensatz zu den bösen Schmähungen und wilden Ausfällen, in denen sich die Parteigänger von Papst und Kaiser in anderen Ländern wider einander ergiengen.“ Auch auf Lanfrancs Haltung eröffnet dieselbe Correspondenz einen Blick. Gregor hat ihn wegen Mangels an Ehrfurcht, wegen Hochmuths in seinem insularen Pontificat getadelt, wogegen er sich damit zu verantworten sucht, dass er den König zu einer anderen Erwiderung habe bewegen wollen, aber nicht habe überreden können. Allein der sehr besonnene Wortlaut seines Schreibens lässt hinreichend zwischen den Zeilen lesen, dass er selber, während er mit äusserlicher Strenge den kanonischen Vorschriften nachkam, im Princip auf Seite des Königs stand. In der Folge erhob der Papst wiederholte Vorwürfe, dass Lanfranc nicht in Rom erscheine und die ungerechten Ausschreitungen des Königs nicht hemme. Dagegen lautete die Sprache des Erzbischofs nach beiden Seiten hin höchst vorsichtig zur Zeit, als Kaiser Heinrich nach Rom eindrang und dort von seinem Gegenpapst gekrönt wurde. Wilhelm und Lanfranc daher boten schuldige Ehrfurcht, und der gewaltige Papst sah sich genöthigt, wenn auch mit Missfallen, sie in ihrer Sonderstellung zu respectiren. Der König übte in seinem Reiche die Vollmacht über die Kirche, obschon in anderer Form, so doch eben so vollständig wie seine germanischen Vorgänger und mit derselben Kraft wie späterhin Heinrich VIII. Ohne seine Zustimmung fanden päpstliche Anschreiben an der

Küste nicht Einlass und wurde auch kein Papst anerkannt. Die Beschlüsse der sich vom Reichstage lösenden Synoden bedurften nach wie vor seiner Bestätigung; sie wagten nicht, ohne sich des Königs versichert zu haben, einen seiner Diener zu excommuniciren. Staatsmännisch hat ihm auch hierin sein Erzbischof zur Seite gestanden, der schon durch die Feindschaft gegen die englischen Prälaten wie gegen die altenglischen Heiligen seinen fremden Ursprung nicht verleugnete und sich niemals dem Lande auch nur so weit assimilirte wie der heilige Anselm nach ihm, der aber, während er allerdings dem römischen Kosmopolitismus huldigte, dennoch das vornehmste Werkzeug gewesen ist, um das neue Königreich in seiner kirchlichen Politik sofort als ein selbständiges Wesen hinzustellen.

In der zweiten Hälfte seiner Regierung brach bekanntlich das persönliche Unheil über den Eroberer herein. Dem hässlichen Streite mit seinem Erstgeborenen Robert, dem Bruche mit dem gewaltthätigen, sogar nach der Tiara ausschauenden Bruder Odo und anderen Genossen der Eroberung, der erbitterten Fehde auf dem Festlande schliesst sich sein fast tragischer Tod an. Bei der Einnahme des steil gelegenen Mantes trat sein Ross auf einen brennenden Balken und warf den gewaltigen Körper in schwerem Fall zur Erde. Das letzte Bekenntniss des Sterbenden lautete, dass er England nicht rechtmässig gewonnen habe, aber an dem Wunsche fest halte, dass der andere Sohn, mit dem er nicht gebrochen, die Krone davon tragen möge. In dem eroberten Reiche aber widmete ihm der namenlose Annalist, der ihn mit eigenen Augen gesehen, merkwürdige Worte des Andenkens: „König Wilhelm war ein sehr weiser und sehr mächtiger Mann, würdevoller und strenger als irgend einer seiner Vorgänger. Er war milde den Guten, welche Gott priesen, aber über alles Mass rauh gegen diejenigen, die seinem Willen widersprachen. . . . Vor allen Dingen ist der gute Friede nicht zu vergessen, den

er in diesem Lande aufrichtete, so dass ein Mann, der sich selbst in Acht hatte, mit seinem Busen voll Gold ungeschädigt durch das Reich reisen konnte."

Diese letzten druckvollen Jahre sind es also gewesen, in denen die Klammern, die der furchtbare Fürst fest in den Boden getrieben, sich bewährt haben. Das starke Gerüst, das er darauf errichtet, ist nicht eingestürzt und hat zunächst seine beiden Söhne, Wilhelm II. und Heinrich I., getragen, um späterhin von den Anjous mit noch unabhängigerer Beihilfe der Engländer selber, als Wilhelm I. sie zulassen konnte, ausgebaut zu werden. Auf demselben Reichstage, dem dieser staatskluge und praktische Herrscher in seinem letzten Jahre das jüngst aufgenommene Grundbuch vorlegen liess, war jenes Statut erlassen, wonach in England jeder landsässige freie Mann, einerlei ob unmittelbarer Lehnsträger oder Hintersasse, dem Fürsten den doppelten Eid der Treue und der Mannschaft schwören musste: „drinnen und draussen die Länder und die Ehre des Königs gegen jedermann vertheidigen zu wollen". Während Frankreich und Deutschland zunächst in Stücke giengen, weil viele Lehnsherren dort dem Könige ihre Vassallenschaft entziehen konnten, steht seit dem Tage, an welchem das entgegengesetzte Princip in England geschriebenes Recht wurde, das ungetheilte Königreich aufgerichtet da. An der Haide von Salisbury haftet kein geringeres Gedächtniss als an der Wiese Runemede.

III. Das Parlament im vierzehnten Jahrhundert*).

Mehr als sechs Jahrhunderte sind vergangen, seitdem die Geschichte vom englischen Parlament zu erzählen weiss. Ein Institut von so hohem Alter, das im Laufe der Zeiten die mannigfaltigsten Schicksale gehabt, sich selbst wesentlich umgestaltet, aus geringen Anfängen gewaltige Dimensionen gewonnen und vielfach in die Geschicke des Staats und der Menschheit eingegriffen hat, muss eine Vorgeschichte besitzen, in welcher noch echte Spuren seiner Entstehung wahrzunehmen sind. Aber gleich wie bei den Völkern der Erde selbst ist die Kunde über Herkunft und Jugendalter nur dunkel und abgerissen. Wo sichere Ueberlieferung mangelt, gewinnen auch hier Erfindung und selbst die Sage Raum, und machen sich Vermuthung und Theorie breit.

Es dauert lange, bis sich eine Nation ihrer selbst bewusst wird; darum ist es auch keineswegs zu verwundern,

*) Modus tenendi parliamentum, ed. T. Duffus Hardy, London 1846. — Geschichte von England IV. S. 666 ff. Gotha 1855. — Gneist, Das englische Verwaltungsrecht, Berlin 1867. — The Constitutional History of England by William Stubbs, Vol. I. Oxford 1874.

wenn die englische verhältnissmässig erst sehr spät beginnt die Documente ihres Parlaments, des eigentlichen Organs ihres Bewusstseins, zu sammeln und sich um die Ursprünge desselben zu bekümmern. Erst im Zeitalter der Reformation, unter Heinrich VIII. und Eduard VI., gibt das Haus der Lords das Beispiel durch Führung eines Journals die Erinnerung an die laufenden Vorgänge zu festigen, und nicht eher als bis unter Elisabeth und den Stuarts erscheinen Forscher, welche eigene Ansichten über die Entstehung der Reichsversammlung aufzustellen wagen.

Bei ihren Untersuchungen fanden sie für die frühste Zeit nur sehr spärliches urkundliches Material vor. Während die Schatzkammerrollen seit dem Antritt Heinrichs II. vorhanden sind und mit demselben Fürsten, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Gerichtspflege in seinem Reiche zu centralisiren beginnt, die Erkenntnisse und Protokolle der aus dem Königshofe sich ausscheidenden Gerichtshöfe anheben, während seit Johann Ohneland jeder Erlass der Staatskanzlei auf den Rollen der sogenannten offenen und geschlossenen Briefe eingetragen ist, finden sich nirgends die in der Magna Charta geforderten Ausschreiben zum Parlamente verzeichnet und aufbewahrt. Man hat vermuthet, dass die Beamten der Schatzkammer, der bis auf den Eroberer zurückreichenden „Hof-, Kriegs- und Domänenkammer", denen dies Geschäft obgelegen, es entweder aus Geringschätzung geflissentlich verabsäumt, oder dass sie die zu diesem Zwecke angelegten Acten unverantwortlicher Weise haben umkommen lassen. Späterhin, seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, hält es die inzwischen zu überwiegender Bedeutung gediehene Staatskanzlei bereits für unumgänglich nöthig, von den Parlamenten Notiz zu nehmen und wenigstens Listen der Geladenen in ihre Urkundenrollen einzutragen. Von Eduard II. an erscheinen unter derselben Autorität sogenannte Parlamentsrollen, in denen freilich kein eigentliches Diarium oder

Protokoll der einzelnen Versammlungen, wohl aber kurze, willkürliche Angaben des während derselben Vorgefallenen, zufällige Listen der Anwesenden so wie die vornehmsten Beschlüsse und Gesetze im Auszuge vorhanden sind.

Kein Schriftsteller oder Chronist der Zeit, wie oft sie auch des Zusammentretens und der Verhandlungen des Grossen Raths gedenken, hat es der Mühe werth erachtet, ein Bild der Reichsversammlung zu entwerfen, so dass man schon hiernach nicht berechtigt ist, wie wohl bisweilen geschehen, das Institut als ein plötzlich fertiges, etwa auf revolutionärem Wege hervorgebrachtes aufzufassen. Eine langsame, nur hier und da beschleunigte Entwicklung war nicht eben geeignet Aufmerksamkeit und Erstaunen der Zeitgenossen in besonders hohem Grade zu erregen. Aus nicht viel späterer Zeit freilich ist eine beachtenswerthe, fast theoretisch gehaltene Abhandlung vorhanden, die unter dem Titel: Die Art das Parlament zu halten, eine ziemlich fassbare Schilderung entwirft. Ueber ihr Alter ist zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, als sich die englische Nation im Besitze ihrer hergebrachten Freiheiten und Rechte ernstlich bedroht sah, der erste kritische Streit entbrannt. Der bekannte Oberrichter unter der Regierung der Königin Elisabeth, Sir Edward Coke, machte zuerst auf die Schrift aufmerksam und zwar auf ein Exemplar, dessen unstreitig apokryphische Ueberschrift lautete: „Art das Parlament zu halten, wie sie Wilhelm der Eroberer von Eduard dem Bekenner überkommen hat.“ Gläubig nahm der grosse Rechtsgelehrte die Wahrheit dieser Angabe an, und bis zur Revolution hin schien man an seiner Ansicht festhalten zu wollen. Da kam jener William Prynne, der sich einst als Advocat, Publicist und Mitglied des Unterhauses den Gewaltmassregeln Karls I. mit puritanischer Hartnäckigkeit widersetzt und dafür in wiederholter Execution mit dem Verluste seiner Ohren gebüsst hatte, unter Karl II. aber, zahmer geworden, als Vorstand des Staatsarchivs im Tower zu London

fungirte und sich tief in die Urkundenmasse der Vorzeit hineingearbeitet hatte, auf den Gegenstand. In mehreren seiner leidenschaftlichen, mit massenhafter und schwerfälliger Gelehrsamkeit ausgerüsteten Streitschriften erklärt er nicht nur die in jener Ueberschrift enthaltene Behauptung für eine Lüge, sondern versichert geradezu, es gäbe keine ältere Handschrift des Werks als aus den Tagen Heinrichs VI. oder gar erst Heinrichs VIII., so dass dasselbe höchstens eine Schilderung des Parlaments aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gewähre. Aber in seinem blinden Eifer wollte er das Kind mit dem Bade ausschütten, er hatte nicht nur einen Erlass König Heinrichs IV. aus dem Anfange jenes Jahrhunderts übersehen, in welchem dieser Fürst gerade die Schrift über Abhaltung des Parlaments zur Nachachtung an seine Regierung in Irland einschickt, sondern Prynne hatte auch eine gedruckte Versicherung seines Zeit-, Gesinnungs- und Studiengenossen, des in der Handschriftenkunde wie im nationalen und internationalen Recht gleich sehr bewanderten John Selden unbeachtet gelassen, dem ein Exemplar des Modus tenendi Parliamentum aus Eduards III. Tagen, also um etwa ein halbes Jahrhundert früher, vorgekommen war. Handschriften des Werks, zum Theil datirt aus Richards II. Zeit, folglich aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, sind heute noch mehrere vorhanden. Die neusten, gründlichen Prüfungen derselben haben endlich ergeben, dass die Schrift bereits unter Eduard I. und höchst wahrscheinlich schon im Jahre 1295, also achtzig Jahre nach der Magna Charta Johanns, existirte. Sie verdient daher allerdings bei Untersuchungen über die älteste Parlamentsgeschichte herangezogen zu werden.

Mit Hilfe dieses keineswegs sehr umfangreichen Buchs, einzelner mageren Angaben der Chronisten, einer Anzahl Urkunden und vor allen der Magna Charta lässt sich nun eine ziemlich sichere Schilderung entwerfen, wie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert das Parlament herange-

wachsen, aus welchen Elementen es sich bildete, welche Rechte und Pflichten es sich im Laufe von etwa hundert Jahren erworben, und welcher Gestalt es ausgesehen und seine Geschäfte betrieben hat.

Man wird eine zusammenhängende Entwickelung von der Versammlung aller Freien im germanischen Urstaat bis zur Ausbildung des Parlaments nicht leugnen wollen und doch zugeben müssen, dass es ihr nicht an schroffen Uebergängen und selbst Unterbrechungen fehlt. Schon das Witenagemot der angelsächsischen Einzelreiche fiel als Versammlung der Weisen nicht mehr zusammen mit der des ganzen Volks. Noch weniger das des Einheitsstaats, wie oft auch grosse Massen zu Kriegszwecken oder bei einer Krönung zugegen waren. Zu den Witan, Weisen, gehörten Bischöfe und Aebte, Ealdormen und Thegnas, Genossen und Diener, welche in unbestimmter, oft grösserer, oft geringerer Zahl von den Königen versammelt zu werden pflegten. Ohne ihre Zustimmung konnte weder vom öffentlichen Gut, dem Gemeinland, ausgethan, noch dem Volke eine Schatzung wie das Danegeld auferlegt werden. Bei ihnen lag noch immer die Wahl, ja, die Absetzung des Königs. Sie bildeten die letzte, äusserste Instanz bei grossen ungewöhnlichen Entscheidungen in Krieg und Frieden und zogen somit der Willkür der auch noch so kraftvollen Herrscher höchst wirksame Schranken.

Die normännische Eroberung schnitt nun aber nicht nur auf das Tiefste in dieses Wesen ein, sondern verlieh ihm zunächst ein doppeltes Antlitz. Einzeln noch gab es ein zahlreich besuchtes Witenagemot, wo gleichzeitig grosse Musterung und Landaufnahme statt hatte. Dreimal dagegen im Jahre hielt der König regelmässig seinen Hoftag, an welchem nur Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Grafen, Barone und Ritter erschienen, das Magnum Concilium, den Grossen Rath im Unterschied zu dem engeren Kreise von Klerikern, Magnaten und Beamten, die ihm dauernd in den Geschäften zur Hand

giengen. Der oberste Reichsrath ist demnach zu einem Ausfluss der Curia Regis geworden so gut wie die oberste Gerichtsgewalt, die centralisirte Verwaltung und der Hofstaat.

Der tiefste Einbruch in die Continuität erfolgte indess erst während der Periode König Stephans, als Bürgerkrieg und Faustrecht alles auf den Kopf stellten und ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber, Heinrich von Huntingdon, in dem Verschwinden jener regelmässigen Hoftage ein bedenkliches Symptom des Niedergangs erblickte. Bald jedoch gewann mit dem Erretter, mit Heinrich II., unter dessen staatsklugen Reformen die nationalen Gegensätze sichtlich verschmolzen, auch der Grosse Rath wieder neues Leben und erweiterte Bedeutung. Wie fortan die Lehnsträger der Krone mit den Gemeinfreien in Stadt und Land sich an den gemeinsamen Angelegenheiten der Grafschaft lebhaft betheiligen, so erscheinen im Grossen Rath des Reichs, dem ebenfalls immer wichtigere Aufgaben zuwachsen, keineswegs allein mehr die Meistbelehnten. Sämmtliche Kronvassallen, die Freisassen und die Städte stehen sogar eng zusammen, sobald der zweite Nachfolger und missrathene Sohn des ersten Plantagenet durch widersinnige Gewalt das Königthum herabwürdigt. Durch die Magna Charta vom 15. Juni 1215, welche sie mit den Waffen in der Hand dem nichtswürdigen Fürsten abnöthigten, wurden der Einwirkung popularer Elemente auf die Reichsregierung ganz neue Bahnen eröffnet.

Nicht einzeln wie so häufig auf dem Festlande sagte hier ein übermüthiger Vassall oder ein abgeschlossener Stand dem Fürsten die Treue auf. Sondern alle berechteten Classen, gleichviel ob einheimischer oder fremder Herkunft, reichten sich die Hand um den nationalen Zwiespalt auszutragen und dem Absolutismus, der besonders durch ihn gediehen, mit rechtlicher Begrenzung der weltlichen Hoheitsrechte zu begegnen. Der charactervolle Rechtssinn der Engländer verband sich mit dem Talent des Normannenthums politischen Bil-

dungen die gestaltende Form zu verleihen. Gleichzeitig nämlich traten gewisse Gliederungen, die längst vorhanden, ohne fernerhin zwischen den Nationalitäten einen Unterschied zu machen, schärfer hervor. Nach dem Umfange des Lehns war es natürlich zwischen grossen und kleinen Baronen zu unterscheiden. Die grossen Kronvassallen waren längst gewohnt beim Antritt ihres Erbes über das Lehnsgefälle (relevium) und andere Zahlungen mit der Schatzkammer ein besonderes Abkommen zu treffen. Die kleinen standen innerhalb des Grafschaftsverbandes mit den Hintersassen jener, deren sich die Magna Charta gegen den Unterlehnsherrn eben so gut wie gegen den König annahm, und mit den Freisassen social auf einem Fuss. Ein gleiches Waffenrecht, der Dienst des Geharnischten zu Ross, das im Zeitalter der Kreuzzüge gedeihende Ritterwesen fügte diese verschiedenen Bestandtheile zu einer Einheit zusammen. Beide Gruppen in ihrer Gesammtheit stellten nun aber dem rechtlosen Gebahren Johanns das Recht des Widerstands, der Befehdung mittelst eines landständischen Ausschusses entgegen, falls die Krone die beschworenen Artikel der grossen Urkunde brechen sollte. Beide verlangten daher von ihr, wenn es sich um ausserordentliche Lehnshilfe handelte, ein Zustimmungsrecht zu üben und vorschriftsmässig zu gemeinsamer Rathsversammlung geladen zu werden. Dadurch dass der König an die grossen Barone einzeln und persönlich sein Ausschreiben richten, die Gemeinschaft der Kleinen dagegen grafschaftsweise laden lassen sollte, wurden im dreizehnten Jahrhundert die ersten Keime zu reichsständischer Entwickelung gelegt, so heftig auch gerade um diese Klauseln der Magna Charta der Verfassungskampf entbrannte. In der Folge ist die eine Gruppe dauernd persönlich, die andere collectiv geladen worden.

Jenes Vorrecht und nicht ein höherer Adel der Geburt oder gar schon ein vorhandenes Recht der Reichsstandschaft hat also die Gruppe der grossen Barone staatsrechtlich abge-

sondert und lässt sie, da auch der Nachfolger Johanns, König Heinrich III., sie vorzugsweise beruft, als Grossen Rath des Reichs, als Parlament, als Fortsetzung aller früheren Reichsversammlungen erscheinen. Fragen wir, welche Elemente waren es im Einzelnen, denen im Laufe der Zeit Würde, Recht, Erblichkeit und überhaupt besondere Auszeichnung als Peers von England zuwuchsen.

Die Magna Charta kennt bereits als von Alters her unterschieden geistliche und weltliche Herren und stellt die ersteren, die Diener der Kirche, an die Spitze. Unter den Angelsachsen wurden wie im Frankenreiche die Prälaten, d. h. Bischöfe, Aebte und selbst einige Prioren, da sie fast ausschliesslich allein lesen und schreiben konnten und in allerhand anderen nützlichen Dingen bewandert waren, als Beichtväter und geschulte Beamte in Rath und Dienst der Krone gezogen. Ihr Besitzthum war meist freies Kirchengut und nicht dienstpflichtiges Lehn. Die normännischen Prälaten dagegen hatten durch ihre Orthodoxie, und ausnahmsweise selbst im Harnisch und zu Pferde England erobern helfen und dafür von ihrem Fürsten zugetheilte grosse Baronien als Preis davon getragen. Gleich den weltlichen Herren traten sie nunmehr in den Reichsrath auf Grund dieses Kronlehns, leisteten Heeresfolge, übten Gerichtspflege und geriethen dann, je nachdem es die Umstände mit sich brachten, auch wohl in Conflict mit der Krone, mit ihren weltlichen Standesgenossen, mit den Gemeinen und mit sich selber, so oft sie sich bei Bluturtheilen, bei streng kirchlichen oder als solchen betrachteten Fragen hinter ihren geistlichen Ausnahmerechten zu bergen suchten. Andererseits aber wog wieder bei den in der Folge regelmässig Geladenen der Begriff der Baronie vor, gewissermassen die weltliche Geltung vor der kirchlichen Würde, denn nur solchen Aebten nnd Prioren, welche urkundlich nachweisen konnten, dass sie einzig und allein altes, vornormännisches Kirchengut und keinerlei Kronlehn besassen,

gelang es sich den häufig lästigen Besuchen der Reichsversammlung zu entziehn. Eine für die Folge wichtige Thatsache aber ist es, dass die Prälaten kraft königlicher Verleihung, und nicht als Würdenträger der Kirche Sitz und Stimme in der Versammlung haben. Da sie mit den weltlichen Herren eine einzige geschlossene Masse bilden, hat es in England glücklicher Weise niemals zu einer eigenen Curie der Geistlichkeit kommen können, deren Sonderstellung kaum jemals erfreuliche Früchte getragen hat. Die Könige des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die Eduards und die Heinrichs, haben es, was merkwürdig genug ist, entschieden in ihrem Interesse gefunden, fast durchweg mehr Prälaten als weltliche Lords, oft doppelt so viele als die letzteren, zu berufen, ein Zeugniss, wie sehr ihnen um Unterstützung der Geistlichkeit gegen die Uebergriffe der in jener Zeit eben zu fester, erblicher Reichsstandschaft emporstrebenden Adelsgeschlechter zu thun war.

Die weltlichen Herren nun besassen ursprünglich weder in angelsächsischer Zeit noch auf den alten normännischen Hoftagen ein erbliches Recht an curialen oder politischen Versammlungen Theil zu nehmen. Wohl aber lag die Befugniss von frühe her in gewissen Rangstufen. Der Begriff und die Würde des sächsisch-skandinavischen Earls giengen über in die Stellung des normännischen Comte, den sein Herr, der König-Herzog Wilhelm I., schon bei der Eroberung durch grössere Belohnung ausgezeichnet hatte. Es ist daher auch hier nach älteren Vorgängen, dass die Magna Charta und jene alte oben erwähnte Schrift zwischen zwei Classen weltlicher Herren, Grafen und grossen Baronen, unterscheiden. Die Erhebung zur Grafenwürde geschah auf Grund eines königlichen Patents, durch feierliche Umgürtung mit dem Schwerte und durch Anweisung auf den sogenannten dritten Pfennig einer Grafschaft, d. h. auf ein Drittheil von der Jahrespacht des Sheriffs, eine Rente, die dem vornehmen

Herrn zur standesgemässen Erhaltung seines Ranges zu statten kommen sollte. Im Uebrigen haben die Grafen als solche mit dem Bezirk der Grafschaft, deren Namen sie tragen, weder militärisch, noch administrativ, noch juridisch irgend Etwas zu schaffen; ja, bald werden ihre Namen keineswegs mehr ausschliesslich von der uralten Eintheilung Englands in Grafschaften (Shires, Comitate) hergenommen, sondern von Städten und Flecken, von Hof- und Familienwürden entlehnt. Der höhere Rang ist im Vergleich zu den übrigen Baronen ein rein persönlicher. Doch möchten wir darum eine Angabe jener bereits stark systematisirenden alten Schrift nicht ganz verwerfen, da sie einen Anklang an die so scharf geschiedenen Rangstufen in den altgermanischen Volksrechten zu enthalten scheint. Es heisst nämlich im Modus tenendi Parliamentum: ein Grafenthum soll mindestens zwanzig Ritterlehne, eine grosse Baronie wenigstens dreizehn und ein halb betragen. Ein Ritterlehn aber wurde nachweislich schon im dreizehnten Jahrhundert auf 20 Pfund Sterling jährliche Einkünfte geschätzt, so dass ein Grafenthum 400 Pfund, eine grosse Baronie 266⅔ Pfund oder 400 Mark — die Mark zu 13½ Schilling — einbringen musste. Es ist demnach wahrscheinlich, dass die Krone bei Ertheilung eines Grafenpatents sich ursprünglich zu versichern pflegte, dass der Inhaber derselben einigermassen die Einkünfte besass, die erforderlich waren, ihn nach einem gegebenen Verhältnisse über die Masse der grossen Barone hervorzuheben.

Alle Herren aber, die weniger als die Grafen, aber doch eine beträchtliche Anzahl Ritterlehne in Händen hatten, galten als grosse B a r o n e und bezeichneten sich frühzeitig stolz, in einigen Familien sogar mit unerklärlicher Beharrlichkeit, mit diesem vorwiegend romanischen Gattungsnamen, der den Mann, den auch einem Herrn gegenüber freien Mann bedeutet. Ihnen steht durch die Magna Charta, falls sie zur Reichsversammlung berufen werden, als Vorzug vor der grossen

Menge geringerer Lehnsträger eine persönliche Ladung zu. Zwar waren in jenen Tagen schon eine Menge der einst vom Eroberer ausgegebenen Kronlehne durch Verwirkung, Aussterben oder Theilung verfallen, veräussert oder sonst wie herunter gekommen, so dass namentlich in Folge der grossen Bewegung unter Simon von Montfort Eduard I. in seinen Ladungen zum Parlament nicht nur eine Anzahl alter Häuser, deren Besitz und Macht ehemals wohl ein Anrecht begründet hätte, gänzlich auslassen konnte, sondern auch manche Leute, die nachweislich sehr wenig oder gar kein liegendes Eigenthum besassen, ja, sogar Fremde, Franzosen und Burgunder, welche in seinen Diensten emporgekommen, zu der Reichsversammlung berief. Zu der in der Magna Charta und dem Modus augenscheinlich vorgesehenen Auszeichnung der Meistbelehnten auf Grund dieses Besitzthums — barony by tenure — tritt nunmehr der bald fast ausschliesslich überwiegende, die Standschaft (Peerage) recht eigentlich erst fest stellende Begriff der persönlichen Ladung — barony by writ — hinzu. Ist es doch gerade eine der hervorragenden Bestimmungen jener grossen Urkunde, dass alle diejenigen, die späterhin als Mitglieder des Oberhauses erscheinen: Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Prioren, Grafen und grosse Barone, jeder einzeln durch ein königliches Ausschreiben zu den Versammlungen geladen werden sollen. Während also die Nothwendigkeit, Land bis zu gewissem Werthe zu besitzen, allmälich zurücktritt und statt dessen gleichsam durch eine Fiction die Würde der Barone, Grafen und der seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zuerst durch Patent creirten Herzöge immer mehr zu abgestuften Adelstiteln ausartet, erscheint die persönliche Ladung als vornehmstes Erforderniss, kraft welches ein Edelmann an den Reichsversammlungen Theil nehmen kann. Sobald um das Jahr 1400 eine dritte Form der Standeserhebung, die Ertheilung von Adelspatenten, häufiger wird, erscheint die Baronie durch Ladung bei den

weltlichen Peers vollends als eine erbliche. So hat sich denn um diese Zeit der Begriff einer reichsständischen Peerage abgeschlossen. Eine Anzahl vornehmer Geschlechter, deren Haupt als Peer dem Hause des Lords angehört, hebt sich als Nobility ab von einer grösseren, aber niederen Gruppe Edler und Freier, der Gentry. Wie sehr aber im Laufe der Zeit auch die Geschlechter der Menschen dem Wechsel und dem Untergange ausgesetzt sind, das thun die wenigen noch heutzutage im Oberhause sitzenden Lords dar, welche eines jener Privilegien mit Sicherheit auf ihre Ahnherren im vierzehnten Jahrhunderte, die tapferen Zeitgenossen der englisch-französischen Kriege, zurückzuführen vermögen.

Neben den geistlichen und weltlichen Lords erscheinen von Alters her zu einer Anwesenheit bei den Versammlungen berechtigt die Minister der Krone, wie wir jetzt sagen würden, die hohen Würdenträger des Hofs, welche vorzugsweise aus den höchst Belehnten genommen zu werden pflegten, so wie der Schatzkämmerer und der Kanzler, und als Beisitzer die Oberrichter der zu Westminster fixirten drei hohen Gerichtshöfe. Letztere heissen indess, wenn sie nicht sonst auf irgend eine Weise, etwa durch Geburt, Creirung oder Pfründe dazu berechtigt sind, keineswegs Peers; sie haben folglich auch nur Sitz und keine Stimme; wie sie berufen sind die Krone zu berathen, sollen sie in vorkommenden Fällen auch den Ständen Rede stehn.

Es waren die hohen Herren gewesen, welche im Jahre 1215 einen schlechten Fürsten in die Enge getrieben und ihn zur Anerkennung von Forderungen gezwungen hatten, welche bisher das Königthum in England nicht gekannt hatte. Sie scheiterten indess selber schon bei dem ersten Versuche verfassungsmässig zu regieren gerade an dem landständischen Ausschusse, durch welchen sie ihr Recht zum Widerstande ausüben wollten. Ein Kampf drei Menschenalter hindurch war die Folge, um die vornehmsten ihrer Forderungen: die

vermöge der persönlichen Ladung zugesicherte Reichsstandschaft, und das Recht der Zustimmung, so oft die Krone ausserordentliche Hilfsgelder verlangt, wider die übrigen Bestandtheile des Staats zu behaupten. Dieses Zeitalter, zumal der Ausgang der gewaltigen Bewegung unter dem grossen Grafen Simon erweisen zur Genüge, dass in England schon in den romantischesten Tagen des Mittelalters kein rein aristokratisches Regiment mehr durchzuführen war. Die ursprüngliche Magna Charta ohne Modificationen hätte hier zu ähnlichen Zuständen wie späterhin in Polen führen müssen. Da war es nun die Krone, die nach sehr ernsten Erfahrungen zu den alten, aus der Zeit der Noth geretteten Prärogativen neue Stützen ihres Einflusses gegen eine allmächtige Adelsherrschaft zu gewinnen wusste bei denen, welche von den vornehmen Herren nicht als ihre Standesgenossen betrachtet wurden, denen sie zwar in der Magna Charta gewisse Anerkennung zugesichert, welche Montfort dann heranzuziehen suchte, als es bereits zu spät war. Längst gab es einen Factor im Lande, der weder mit der reinen Despotie, deren Härte und Schwäche man genugsam erfahren, noch mit der Aristokratie, ihrem unvermeidlichen Egoismus, Factionstreiben und Fehdesucht zufrieden war. Es ist die denkwürdige That eines grossen Königs, Eduards I., von den bisherigen Anschauungen des Königthums abgestanden zu sein und sich mit denen, die er einst bekämpft, verbunden zu haben. Er bot, als die Zeit reif war, die Hand zur geordneten Vertretung der Commune des Reichs im Grossen Rath. Sehen wir uns auch hier nach den einzelnen Bestandtheilen um, und wie ihnen allmälich das Recht der Theilnahme an den öffentlichen Dingen zugekommen.

Wir werden abermals von der Magna Charta auszugehen haben. Wie die Verfasser derselben, die meist belehnten Herren, geistliche und weltliche, zu einer geschlossenen Masse verbunden wider die Krone auftraten, so erscheinen eben

daselbst auch die corporativen Anfänge eines anderen Standes, dem die Herren zwar gleichfalls gewisse Rechte erkämpfen, dem sie aber zugleich eine untergeordnete Stellung in dem neuen ständischen Staate anweisen. Diese Errungenschaft steht in dem Artikel verzeichnet, nach welchem zur Bewilligung jener ausserordentlichen, von der Krone geforderten Hilfsgelder, ausser den Prälaten, Grafen und grossen Baronen, auch alle übrigen geladen werden sollen, welche als unmittelbare Lehnsträger der Krone betrachtet werden; jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede: nicht durch ein persönliches königliches Ausschreiben, sondern collectiv durch den Sheriff der Grafschaft oder den Bailiff des Bezirks. Wer sind aber diese unmittelbaren Lehnsträger? Unstreitig die schon zuvor als kleinere Barone bezeichneten, die allerdings ihr Land nach demselben Besitzrechte wie die grossen, meist belehnten Barone in Händen, aber nicht die als Norm anerkannte Masse desselben hatten, um die Privilegien jener zu beanspruchen. Es sind ursprünglich die Inhaber einzelner oder weniger Ritterlehne, ja, selbst von Bruchtheilen eines solchen, überhaupt eines Lehnguts unter dem Betrage einer grossen Baronie. Allein ein anderes Moment hat diesen Kreis beinah gleichzeitig noch um ein Bedeutendes erweitert. Wer rittermässig gerüstet war, noch ohne alle Rücksicht auf die Geburt, wer hinreichendes Einkommen besass, um ein schwer bewaffnetes Ross zu stellen, oder das entsprechende Schildgeld zu zahlen, galt bald als Mitglied des Standes. So kam es, dass auf der einen Seite auch jüngere, erblose, aber in jener Sphäre aufgewachsene Söhne dazu gehörten, selbst die Junker und Knappen, die noch den Ritterschlag zu erwarten hatten, auf der anderen Hintersassen und kleinere Grundbesitzer herangezogen wurden. Der Ritterdienst verschmolz recht eigentlich die kleinen Barone und die Hintersassen zu einem Stande; und die Krone förderte denselben wieder unablässig, indem sie lernte, wie es zu ihrem eigenen Vortheil

war, bei Verwirkung und Wiedervergebung grosser Lehne die Zersplitterung derselben zu gestatten und auch an der Veräusserlichkeit der Rittergüter festzuhalten. Ja, noch im dreizehnten Jahrhunderte wird das lange Zeit hindurch giltige Gesetz erlassen, dass ein Jeder, der 20 Pfund Sterling — späterhin bei zunehmendem Wohlstand 40 Pfund Sterling — Jahresrente aufweisen kann, sich den Ritterschlag zu holen habe. So flossen Besitz und Würde, unmittelbares und mittelbares Lehn zusammen, ohne dass von Ebenbürtigkeit die Rede sein könnte, und vereinigten sich zu einem einzigen Stande, dem der Ritterschaft.

Wie die Meistbelehnten zuerst corporativ gegen die Krone und dann legal als grosser Reichsrath um den König zusammentraten, so schliessen sich die Ritter recht eigentlich innerhalb des alten Grafschaftsverbandes an einander. Dort leben durch sie die in dem angelsächsischen Shire niemals völlig untergegangenen Grundzüge der Selbstverwaltung zu kräftiger Neubildung wieder auf; zu immer geringerer Befugniss wird dagegen die Amtsgewalt des königlichen Sheriffs oder Vicecomes, des einst allmächtigen normännischen Landvogts, zurückgedrängt. Die landsässige Ritterschaft besorgt in der Rechtspflege, Polizei, Miliz und den Finanzen das Meiste, was in diesen Stücken die Grafschaft als solche angeht; sie nennt sich die Commune, die Gemeinschaft des Shire und kommt als solche auch beim Fürsten und im Staate zur Geltung.

Das geschieht eben damals, als die Versuche der Krone misslungen waren ausschliesslich mit einer Aristokratie allein zu regieren, statt dessen aber die Bildung von Reichsständen erforderlich geworden war. Da konnte auch die Ritterschaft, dieser Mittelstand der Besitzenden im Lande, mit der Bestimmung der Magna Charta Johanns nicht mehr zufrieden sein, wonach sie in Bausch und Bogen zu den Versammlungen entboten werden sollte. Die gemeinsame Ladung nöthigte

bei der Ausdehnung des Reichs von selbst zur Annahme einer Vertretung, es wurde Brauch, einen Theil statt des Ganzen mit Vollmachten ausgerüstet zu entsenden. So entstand nach älteren Mustern, denen zufolge innerhalb der Grafschaft bei Steuerauflagen, gerichtlichen Inquisitionen und Verwaltungsgeschäften ein Ausschuss von vier, drei, zwei Rittern statt der Gesammtheit den königlichen Sheriffs, Richtern und Commissaren zur Hand gieng, die Repräsentation der Commune der Grafschaft auf den Reichstagen. Wenige Decennien nach der Magna Charta, zuerst in vereinzelten Beispielen, bald aber immer regelmässiger wiederkehrend, erscheinen auch je zwei Ritter als kleinster Ausschuss als Vertreter bei den Reichsständen, in Folge eines Ausschreibens an den Sheriff, den Vorsitzenden des Grafschaftsgerichts, und gewählt von der Gesammtheit aller dazu Berechtigten. Zu den Wählern gehören aber nicht allein die kleinen Kronvassallen und Ritter, sondern die unbescholtenen freien Leute der Grafschaft, mit eigenem Besitz oder Afterlehn, so weit sie an den richterlichen und administrativen Geschäften des Grafschaftstages Theil nehmen, mit dem fünfzehnten Jahrhunderte jedoch nach fester gesetzlicher Anordnung alle Freisassen von 40 Schillingen jährlicher Rente. Gewählt sollen von da an nur werden Ritter oder Grundbesitzer von 40 Pfund Sterling Jahresrente. Allein schon mit dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts unter Eduard I. war jedenfalls die Vertretung der Landschaft gesichert.

Gleichzeitig und nicht minder rasch war indess noch ein anderes Element hinzugekommen. Die Städte hatten in der Magna Charta nur ihre alten Rechte und Freiheiten zugesichert erhalten, von ihrer Theilnahme an einer Reichsversammlung ist fürs Erste noch keine Rede; nur der einzigen Stadt London wird in dem Artikel wegen ausserordentlicher Steuerbewilligung gedacht als zur Theilnahme daran berechtigt. Dieser Vorzug beruht in ihrer damals schon un-

gemein abweichenden Grösse; sie gilt für eine Grafschaft innerhalb der Grafschaft, die Wards oder Stadtbezirke entsprechen den Hundreds des Shire und im Kleinen fast den Grafschaften des Reichs. Schon wählt London nicht nur seinen eigenen, sondern auch den Sheriff der Grafschaft Middlesex, in Gleichem seinen Mayor. Die Aeltermänner, die Repräsentanten der Wards, nennen sich Barone. Gilden der einzelnen Gewerke und über alle die Kaufmannsgilde erheben sich aus der Bürgerschaft und beanspruchen nicht ohne Kampf städtische und selbst politische Rechte. Eine Weile finden wir die Behörden und die Bürger Londons fest zu dem für verfassungsmässige Institutionen streitenden Adel halten. Aber dennoch gelangte selbst London nicht zu einer Autonomie wie so manche Stadt in Deutschland oder Flandern. Das Streben dahin hatte ein Ende mit der abgemessenen Theilnahme an den Reichsangelegenheiten; wie der hohe Adel nicht zu Landesfürsten ist in England auch keine städtische Commune zur freien Reichsstadt ausgeartet. Freilich hatten sich auch in einigen Provincialstädten, von denen im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts manche als Bischofssitze oder durch Handel und Reichthum zu politischer Geltung gediehen, ähnliche Immunitätsgelüste wie in London geregt; allein auch sie sahen sich bald innerhalb des Grafschafts- und mit der Zeit nicht minder des Reichsverbandes zufrieden gestellt. Als der Hader zwischen Simon von Montfort und dem Könige in offenen Kampf ausgebrochen, berief jener kühne Edelmann zu dem durch seine Ausschreiben berühmt gewordenen Parlament vom Januar 1265, auf welchem der eifersüchtige Adel nur schwach vertreten war, gleichsam als suchte er sich aus dem breiten Mittelstande zu verstärken, neben je zwei Rittern aus den Grafschaften auch zuerst Abgeordnete der Städte. Es mochten etwa zwanzig Ortschaften sein, die er berücksichtigte. Während der Reaction in den nächstfolgenden Jahren verschwindet diese Massregel noch einmal, doch wird

sie schon von Eduard I., dem siegreichen Gegner Montforts, mit klugem Vorbedacht für die eigene Machtstellung wieder aufgenommen. Er wollte, dass städtische Abgeordnete bei den Einschätzungen zu den Abgaben durch selbständige Theilnahme den vielen Beschwerden, welche nachträglich erhoben zu werden pflegten, vorbeugen sollten. Auch suchte man darin eine staatsrechtliche Begründung, dass manche Städte und Flecken durch Entrichtung eines Pachtzinses an die Krone für den Genuss der Selbstverwaltung als königliches Lehn galten, und also wie die Landschaft gleicher Rechte und Pflichten theilhaftig wurden. Die Ladung der Städter ist unter Eduard noch sehr verschiedenartig, bald in geringerer, bald in grösserer Anzahl; auf einem Parlament im Jahre 1295, als es während des Krieges besonders viel Steuern zu zahlen gab, finden wir bis an 200 städtische Vertreter beisammen; ein ander Mal, wo von Lehnssachen die Rede ist, fehlen sie dagegen gänzlich. Das städtische Element steht überhaupt noch auf längere Zeit hin neben dem ritterlichen in zweiter Linie; die Kleinstädte finden sich geradezu in enger Beziehung zur Grafschaft und senden oft mit Widerstreben ihre Vertreter ins Parlament. Es dauert noch länger als bei der Ritterschaft, bis sich feste Grundsätze gebildet haben in Betreff der Ladung der einzelnen Städte und Flecken. Manche gerathen, was die Vertretung betrifft, völlig in die Abhängigkeit einzelner Adels- und Grafschaftsgeschlechter. In den selbständigeren und vor allen dem mächtigen London ruht dagegen die Wahl in den Händen unabhängiger Patricierfamilien, der von ihnen besetzten städtischen Corporationen und der alle municipalen Vorrechte geniessenden Zünfte.

Von grosser Bedeutung ist nun aber, dass in England wie nirgend anderswo sich Ritterschaft und Städte zu einer Masse, zu den Gemeinen des Landes verschmolzen. Dahin wirkte zunächst die frühzeitige Trennung der Ritterschaft

von den Meistbelehnten, den späteren Peers, und ferner die Abhängigkeit der Provincialstädte von der Grafschaft. Der Ritter hatte in ihnen ein Stadthaus und berührte sich vielfach mit dem Bürger; städtischer Grundbesitz war jedem anderen freien Besitze völlig gleichgestellt, Rittergüter konnten veräussert werden, auch an Städter, und selbst Gewerbsrechte waren nicht unwiderruflich fest gebunden. So näherten und durchdrangen sich zwei Klassen der Bevölkerung schon im gewöhnlichen Leben, und thaten bereits im Mittelalter die wichtigsten Schritte um auf dem Gebiete des öffentlichen sich zu einem Stande zu gestalten. Die wichtige Aufgabe der Steuerbewilligung fügte im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts Ritter und Städter vollends zu einem gleichberechtigten Körper zusammen.

Auch Geistliche nehmen bis zur Reformation noch an den Verhandlungen der Gemeinen Theil, obwohl sich bereits im vierzehnten Jahrhundert nach dem Muster des Parlaments die Convocationen der beiden kirchlichen Provinzen von Canterbury und York, in ein Ober- und Unterhaus geschieden, herangebildet hatten. Doch scheinen jene Kleriker den Gemeinen, etwa nur in der Art der juristischen Beisitzer des Oberhauses, vorzüglich gedient zu haben um in ihren eigenen kirchlichen Angelegenheiten die nöthige Auskunft zu ertheilen.

So haben wir denn seit Eduard I. die beiden Gruppen bei einander, die in der folgenden Epoche als Haus der Lords und Haus der Gemeinen sich heranbilden. Jenes umfasst den Stoff, aus dem etwa in Deutschland Reichsstände, dieses, aus welchem eben dort Provincialstände hervorgegangen sind. Ihr Ursprung, ihr verschiedenartiger Character ist bei beiden bis auf diesen Tag erkennbar geblieben. Der bedeutungsvolle Umstand aber ist, dass ihre Wege nicht wie anderswo sie auseinander geführt haben, sondern dass sie vielmehr von vorn herein, trotz der Zweitheilung, in einer Gesammtheit, dem

Parlament, verbunden bleiben. Das Oberhaus als das ältere und vornehmere behauptet auch dauernd den Vortritt; selbst der Name für die Gesammtheit beider Theile wird von den Gesprächen der Herren und Prälaten hergenommen. Höchst merkwürdig ist es doch, dass das älteste officielle Beispiel für die Bezeichnung „Parliament" in einer Urkunde Heinrichs III. vom Jahre 1244 nachgewiesen wird, in welcher dieser Fürst eben den stürmischen Reichstag von Runemede, auf welchem im Juni 1215 die Magna Charta verliehen wurde, als Parliamentum de Runemede bezeichnet. Sie knüpft sich also an eine Zeit, wo edle Herren und Prälaten, aber noch keine Ritter und Städter in Reichsangelegenheiten tagten. Jene, einzeln und ehrenvoll von der Krone geladen, erscheinen auch von Anfang an und durchweg auf eigene Kosten, während die Gemeinen, Vertreter geschlossener Corporationen, ärmer und durch Beruf und Geschäft vielfach an die Heimat gebunden, sich von ihren Vollmachtgebern auch Tagesgelder zahlen lassen. Diese Diäten waren Anfangs freilich von sehr verschiedenem und schwankendem Betrage — im Jahre 1296 wurde den Vertretern von London die damals ungemein hohe Summe von 10 Schillingen täglich gezahlt —, bis unter Eduard III. dem Ritter vier, dem Bürger zwei Schillinge für den Tag festgesetzt wurden, die bis zum Verschwinden einer jeden Gratification im achtzehnten Jahrhunderte Brauch geblieben sind.

Fragen wir nun nach den Rechten und Befugnissen, die dem Parlament schon im Mittelalter zukamen, so müssen wir auch hier die beiden Gruppen auseinander halten. Lords und Prälaten verbinden sich zuerst zu einer Art Notablenversammlung, als König Heinrich II. allein mit dem Rathe seiner Minister, Hofbeamten und Vertrauten nicht mehr zu regieren im Stande war. Sie bilden daher einen erweiterten Rath und erscheinen als solcher auch neben und zusammen mit jenem stehenden Rathe der Krone, dem Staatsrathe oder

Geheimen Rathe. Daher sind denn auch die Geschäfte beider ursprünglich dieselben, nur dass der weitere, nur zu gewissen Zeiten versammelte Kreis vorwiegend erwägt und beschliesst, der engere dauernd mehr verwaltet und ausführt. Bald jedoch übt jener einen fühlbaren Druck auf diesen, indem er in allen Stücken ihn zu beaufsichtigen beginnt. Die jüngeren ständischen Elemente suchen allmälich, aber sicher die älteren, administrativen zu überwiegen. Viele Staatsgeschäfte, und gerade die wichtigsten, getraut sich der dauernde Rath des Königs schon nicht mehr auf eigene Verantwortung zu erledigen; es wird daher nothwendig von Zeit zu Zeit den erweiterten Rath hinzuzuziehn. Einer Commission der Lords, die in der Regel aus einem Prälaten, zwei Grafen und zwei Baronen besteht, fällt, wie uns die Parlamentsrollen belehren, die Prüfung aller Beschwerden und Klagen, der Petitionen anheim, die bei der Regierung eingelaufen sind. Da der König es vortheilhaft findet seine Minister und Kronbeamten vorzüglich aus einflussreichen Mitgliedern des Oberhauses zu wählen, so erhebt dieses geradezu Anspruch auf Besetzung der wichtigsten Vertrauensämter. Endlich ist es die Rechtspflege, bei welcher die Krone, zumal wenn von den drei grossen Gerichtshöfen des Landes in letzter Instanz an sie appellirt wird, sich auf den erweiterten Reichsrath zu stützen beginnt. Daraus entwickelt sich für die Folge zweierlei: das Haus der Lords wird zum obersten Apellhof, in welchem über alle Stände, in den verschiedenartigsten Fällen abgeurtheilt werden kann; es bildet ausserdem in eigenen Angelegenheiten ein Pairsgericht, sobald gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Erblichkeit einer weltlichen Peerage sich festzusetzen begann.

Die Rechte und Pflichten der Gemeinen dagegen entwickelten sich wesentlich nach einer anderen Richtung. Die kleinen Barone freilich sollten schon nach der Magna Charta bei ausserordentlicher Hilfeleistung gleich den grossen gehört werden. Die Städte indess, und die Gemeinen überhaupt, be-

rücksichtigte dann Eduard I. zunächst wohl nur um durch unmittelbare Besprechung den vielen nachträglichen Beschwerden vorzubeugen. Doch auch ihm schon war bald nicht minder um ihren Rath und Beistand bei Erledigung dringender Geschäfte, Steuergesetze und selbst Staatsverträge zu thun. Sie werden hinfort geladen, um mit zu rathen und zu thaten (ad faciendum et consentiendum), obgleich sie noch längere Zeit nicht nur in der Phrase, sondern auf den Knien höchst unterthänig bitten und demüthig Antrag stellen. Aber gerade die Grundbesitzer mit ihren Wollheerden und die in Handel und Wandel, nicht minder durch die Wolle, reich werdenden Bürger waren besonders geeignet bei den steigenden Bedürfnissen der Regierung die Steuern zu berathen, umzulegen und wegen der Zölle sich mit den Vertretern der Krone auseinander zu setzen. Sie werden daher naturgemäss die Leiter in solchen Angelegenheiten, noch ehe Lords und Parlament beschliessen; ihr Antrag geht der Zustimmung jener voraus; und bereits seit Heinrich IV. steht den Gemeinen bei Geldbills die Initiative zu. Es dauert nicht lange, so haben sie sich auch das weitere Recht errungen, dass kein Gesetz ohne ihre Zustimmung Giltigkeit für sie und ihre Standesgenossen hat. Wie einst dem Lande durch königliche Erlasse oder durch Beschlüsse des Königs im Rathe sein Recht vorgeschrieben wurde, so fernerhin nur in Form verfassungsmässiger, wie die Formel lautet, durch die Krone auf Antrag der Gemeinen und unter Zustimmung der Lords erlassener Gesetze. Es versteht sich von selbst, dass solche erhabene Privilegien nicht in wenigen Jahren, oder gar ohne heftige Schwierigkeiten von Seiten der Krone, des Beamtenthums und hie und da selbst der Kirche und des Adels errungen wurden. Viel Herzeleid, Kampf und Wirren mussten zuvor überwunden werden, wie uns das ganze vierzehnte Jahrhundert belehrt. Aber von den Tagen der grossen Gesetzgebung Eduards I. bis zur Usurpation des Hauses Lancaster sehen wir die Rechte der Gemeinen und

folglich des Parlaments trotz aller Hindernisse stetig anwachsen. Das Steuerbewilligungsrecht hat während der kriegerischen und verschwenderischen Regierung Eduards III. ein Eingreifen in die auswärtige Politik zur Folge und während des Rückschlags unter Richard II. den ersten Versuch, die Missbräuche der Verwaltung abzustellen und durch eine Staatsanklage die Minister der Krone zur Verantwortung zu ziehen. Sobald das Unterhaus der Krone einen eigenen Sprecher präsentirt, wird auch der Anspruch auf die unbedingte Freiheit der Rede erhoben. So sind um dieselbe Zeit, als die grossen Barone zu Peers des Reichs gediehen, aus den kleinen Baronen und den ihnen social nahe stehenden Classen die Gemeinen Englands hervorgegangen. In einem Lande, wo seit dem Eroberer so viele Routine erblich war, hatte sich auch bald ein fester Geschäftsgang, eine ordnungsmässige Competenz zwischen ihnen entwickelt. Durch Brauch und Uebung waren in Kurzem alle jene Grundsätze, in welchen die beiden Massen des Parlaments wurzelten, so tief in den Boden getrieben, dass im Laufe der Zeit weder mehrfacher Wechsel der Dynastie, noch ein selbstmörderischer Kampf unter den Elementen des Oberhauses, noch systematisch berechnete Angriffe auf die Freiheiten der Gemeinen und des Landes die beiden Häuser eben so wenig wie ihre Privilegien einzureissen vermocht haben.

Bei aller Ursprünglichkeit und den vielfach widerstrebenden Einflüssen der mittelalterlichen Periode stossen wir doch, wenigstens äusserlich, auf ein Streben nach fester Ordnung. In der Regel dreimal im Jahre pflegt das Parlament zusammen zu treten, an den uralten Hof- und Gerichtstagen, wie sie schon der erste Wilhelm inne hielt: nämlich zwei Wochen nach Neujahr, zwei Wochen nach Ostern und zwei Wochen nach Michaelis, nachdem, genau wie die Magna Charta forderte, vierzig Tage zuvor mit vollständiger Angabe von Zeit und Ort die Ladungen ergangen waren. Trotzdem geschah es

oft, dass zum festgesetzten Tage die zu den Geschäften erforderliche Anzahl der Mitglieder noch nicht beisammen war, so dass die Eröffnung verschoben werden musste, bis die saumseligen und entfernteren eingetroffen und sich entweder rechtfertigen konnten, oder mit Geldbusse bestraft wurden. Hierauf erst fand die Eröffnung in Gegenwart des Königs oder seines Stellvertreters, fast durchweg eines Prinzen von Geblüt, statt. Der König selbst nahm dabei auf dem Throne in der Mitte der Langseite des Saals Platz, auf der Bank zu seiner Rechten sassen der Erzbischof von Canterbury und die Bischöfe seiner Provinz in altherkömmlicher Reihenfolge, links der Erzbischof von York und dessen Suffragane. In ähnlicher Ordnung gruppirten sich auf beiden Seiten die Grafen und Barone. Zu Füssen des Throns an der Marmortafel hatten die Minister und Oberrichter ihre Sitze, rechts der Kanzler, links der Schatzmeister. Es stimmt ganz mit dem ursprünglichen Wesen des Oberhauses als erweiterten Staatsraths, dass es mit dem Könige in einem Gemache seines Palastes tagt. Vor jenem Centrum aber erschienen, sobald sie gerufen, stehend Ritter und Städter unter Führung ihres gemeinsam gewählten Sprechers. Alsbald erhob sich der Kanzler oder ein anderer Minister an seiner Statt und hielt die Eröffnungsrede, die, da der Redende meist dem Klerus angehörte, die Form einer salbungsvollen Predigt bewahrte, aber demungeachtet die Gründe der Berufung klar anzugeben pflegte, welche, sobald die Berichte vorhanden sind, oft auf die jeweilige Lage des Reichs nach Innen und Aussen ein helles Licht werfen. Hierauf wurden von einem der beiden Clerks oder Schreiber des Parlaments zwei übliche Proclamationen angefertigt, von denen die erste allen, mit Ausnahme der königlichen Beamten und Wachen, während der Dauer der Sitzungen das Waffentragen, die andere alles Lärmen und Spielen in der Nachbarschaft untersagte. Alsdann richtete der König von seinem Sitze aus einige Worte an die Stände, die er einzeln hernannte, indem

er sie aufforderte, dass sie eifrig und gewissenhaft berathen möchten, was sie vor Gott zu seiner und ihrer eigenen Ehre und Vortheil verantworten könnten. Die beiden Häuser aber giengen nunmehr an die Geschäfte, indem ein jedes seinen Ausschuss zur Begutachtung und Erledigung der eingegangenen Petitionen niedersetzte. Die Lords beriethen stets unmittelbar vor dem Throne, der in der einst unter Heinrich III. gemalten Bilderhalle oder auch in dem oft genannten Weissen Saale des Palasts zu Westminster errichtet war, während die Gemeinen, Ritter und Städter einzeln oder gemeinschaftlich, wie es die Sachen erforderten, bis ihnen in späterer Zeit ein eigenes Local hergerichtet wurde, ihre Sitzungen in dem schönen, hellen, geräumigen Capitelhause der gegenüber liegenden Abtei hielten. Es war ein durch alten Brauch geheiligter Grundsatz, dass die Versammlungen nicht im Geheimen oder an einem dunklen Orte, sondern vor aller Augen gehalten wurden. Von der Anwesenheit unbetheiligter Zuschauer ist häufig die Rede. Früh Morgens um 8 Uhr schon war man bei einander, an Festtagen sogar eine Stunde früher, um alsdann dem Gottesdienste beizuwohnen. Nur Sonntags, zu Allerheiligen, Allerseelen und am Tage Johannis des Täufers fielen die Sitzungen aus. Auch noch andere, bis auf diesen Tag gebräuchliche Formen finden wir frühzeitig streng beobachtet. Alle Peers sitzen, und nur derjenige, der zu reden beabsichtigt, erhebt sich an seinem Platze und spricht in solcher Stellung, dass er von allen übrigen im Hause vernommen werden kann. Auch soll es für alle nur einen Aus- und Eingang geben. Eine umständliche Geschäftsordnung, das sogenannte Calendarium des Parlaments, schreibt die Reihenfolge der Verhandlungen vor. Dabei wird als Regel beobachtet, dass, wenn der Staat gerade Krieg führt, zuerst der Krieg und die übrigen den König, die Königin und seine Kinder betreffenden Angelegenheiten, hiernach erst die allgemeinen Fragen des Landes, wobei vor allen gesetzgeberische,

und zuletzt erst Privatdinge zur Besprechung kommen. Mit der Gewährung der von der Regierung verlangten Mittel und der Erledigung der Petitionen waren die Aufgaben sämmtlicher Stände gelöst. Keiner durfte sich entfernen, bis auch die letzte Bittschrift beantwortet oder einer während des Recesses sitzenden gemischten Commission zur Bearbeitung überwiesen war. Erst nachdem der König, der während der Sitzungen nur Krankheits halber sich von der Stadt entfernen konnte, den zu Stande gekommenen Bills seine Sanction entweder ertheilt oder versagt, und nachdem man noch gemeinschaftlich einem Hochamte beigewohnt hatte, gieng alles auseinander.

Es versteht sich von selbst, dass noch auf lange Zeiten hin nicht allein Dauer und Bedeutung der einzelnen Parlamente sehr verschieden von einander gewesen sind, sondern es wurden auch die Formen häufig gewaltsam durchbrochen, indem die Verfassungskämpfe mehrerer Jahrhunderte, und damit die wahre Geschichte Englands, recht eigentlich auf diesem Schauplatze vor sich gegangen sind. Die junge Schöpfung des parlamentarischen Musterstaats hatte noch manche schweren Stürme zu gewärtigen, aber ihre Grundpfeiler waren, zum Theil gerade in jenen Formen, fest gelegt und haben, welche Wechsel auch die Zeiten mit sich gebracht, noch immer den schlimmsten Wettern und dem Gezeter der bittersten Feinde siegreich Trotz geboten.

IV. Englands älteste Beziehungen zu Oesterreich und Preussen.*)

Seit den frühesten Zeiten historischer Erinnerung erscheinen die Beziehungen Britanniens zum Festlande nachhaltiger gen Norden als gen Süden. Nachdem die Römer die Insel hatten aufgeben müssen, waren es Jüten, Angeln, Sachsen, die den Kelten ihr Eigenthum wieder streitig machten und bald erfolgreich abgewannen. Die ersten culturlichen Rückwirkungen geschahen dann auf die Heimat eben dieser Eroberer. Das Christenthum, welches ihre Väter erst im bezwungenen Britenlande angenommen, predigten angelsächsische Mönche wiederum in Friesland, im nördlichen und mittleren Deutschland und später bis über die Gestade hinaus, wo der skandinavische sich vom germanischen Stamme scheidet. Die Weltmacht

*) S. einen Aufsatz über Oesterreich in Allg. Monatsschrift f. Wiss. u. Lit. August 1854 und eine Mittheilung über Preussen in Monatsberichten der Kgl. Akad. d. Wiss. zu Berlin 6. Aug. 1857. Vgl. Kopp, Gesch. der eidgenössischen Bünde, erster Band. König Rudolf und seine Zeit, Leipzig 1855. Voigt, Gesch. Preussens, Bd. 2—5, Königsberg 1827—1832, und J. Heller, Deutschland und Frankreich in ihren politischen Beziehungen vom Ende des Interregnums bis zum Tode Rudolfs von Habsburg 1874, — Scriptores Rerum Prussicarum II. p. 788 ff., 1863 und Hanserecesse II. III. 1872. 1875.

Karls des Grossen zieht wie alle übrigen Germanen auch unwiderstehlich die Inselsachsen an. Offa, der König der Mercier, steht in freundschaftlichem Verkehr mit dem Kaiser, wie Karls und Alcuins Briefe bezeugen. Ecgberht, der erste Begründer eines einheitlichen Reichs auf der britischen Insel, hat seine massgebenden politischen Anschauungen am fränkischen Hofe empfangen. Als dann gar die Sachsen des Festlands das Erbe der römischen Weltherrschaft antraten, belebte sich die uralte Vetterschaft mit den Stammgenossen jenseits der Meerenge abermals auf das Glänzendste: Otto der Grosse, der sich mit Eadgyth, einer Enkelin Aelfreds des Grossen, vermählte, erscheint als das erste Beispiel zu der heute seit einem Jahrtausende immer wiederkehrenden verwandtschaftlichen Verbindung der Fürstenhäuser Englands und Norddeutschlands. Es ist, als ob das prächtige Evangelienbuch, welches der König des Festlands und seine Gemahlin einst dem Bruder der letzteren, dem Könige Aethelstan, zum Geschenk machten, und in welchem bis auf diesen Tag ihre Namen eingezeichnet stehn, in den Grundstein des niemals unterbrochenen verwandtschaftlichen Baus gelegt sei. Auch die Ehe der Aelfthryd, einer Tochter Aelfreds, mit dem Grafen Balduin von Flandern hat Beziehungen eröffnet, die sich durch mehrere Generationen verfolgen lassen. Ueber die alten flandrischen Klöster erstreckte sich der Einfluss der einst von dem gelehrten Brun von Köln gehobenen Schule bis nach Canterbury und Winchester. Im eilften Jahrhundert begegnen mehrere tüchtige Lothringer, deren Bildung nach Lüttich weist, auf englischen Bischofsstühlen. Daneben schimmern dann mitten durch die skandinavischen Raubfahrten die Zeugen beständiger Handelsverbindungen zwischen der Themse und den gegenüber liegenden deutschen Küsten, ein segensreicher Verkehr, der auch während der Herrschaft dänischer Dynasten so wie der ersten Normannenkönige niemals unterbrochen wird.

Die Ehebündnisse des salischen Hauses mit dem Geschlechte Knuts und dem Stamme des Eroberers blieben unfruchtbar. Aber welche politischen Gedanken zum Schutze des Reichs vor den Uebergriffen des Fürstenthums und der Kirche lassen sich doch aus der Vermählung Kaiser Heinrichs V. mit Mathilde, der Tochter Heinrichs I., Beauclerc, herleiten. Heinrich II. endlich, der erste Plantagenet, der im Streite mit dem kanonistischen Princip, kraft welches die Kirche eine weltliche Herrschaft erstrebte, sich nach dem Beistande volksthümlicher Institutionen umsah, legte damit den Grund zu einer festen englischen Politik dem Auslande gegenüber, deren Fäden sich ein ganzes Jahrhundert hindurch verfolgen lassen. Die Verheirathung seiner Tochter mit dem kühnsten aller Welfen, mit Heinrich dem Löwen, zeichnete in dem grossen Kampfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen Einheit und Vielheit der Gewalten, den Nachkommen die Richtung einer englischen Hauspolitik vor. Richard Löwenherz, durch seine Gefangenschaft und den ihm von dem mächtigen Heinrich VI. abgenöthigten Eid in die Reichsangelegenheiten verwickelt, befördert nach dessen Tode gegen das staufische Haus durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die Wahl seines Neffen Otto, Grafen von Poitou, zum römischen Könige. Als dieser mit Rom in Streit geräth, thut er sich mit Johann ohne Land zusammen, der ebenfalls gegen Innocenz III. einen Strauss zu bestehen hat. Bei Bouvines am 27. Juli 1214 traf dies Familienbündniss ein schmetternder Schlag. Nichts desto weniger verblieb das überall vornehmlich von welfischer Gewalt begünstigte Emporkommen der Städte und des Handels in stets wachsender Blüthe. Die Communen Flanderns, der holländisch-friesische Seeverkehr, die Keime der grossen städtischen Einung in Ost- und Nordsee verdanken diesen Zeiten ihre rasche, glänzende Entwicklung. Die Fürsten, welche durch Lockerung des Reichsverbandes und durch die Kämpfe seiner Häupter gegen Rom zu immer grösserer Selbständigkeit ge-

diehen, gewährten wetteifernd den Städten Schutz und Freiheiten; in denselben Gegenden, wo der überseeische Handel so rasch emporkam, thaten sich die Herren oftmals zu gemeinsamen Zwecken zusammen; immer wieder finden wir England mit Flandern, Brabant, Holland, Geldern, Jülich, Köln, Sachsen im Bunde. Nachdem die Staufer gefallen, erscheint ein englischer Fürstensohn als römischer König, der Candidat der welfischen Partei, die sich noch immer auf die alten Erinnerungen im Rheinthal und im nordwestlichen Reichsgebiet zu stützen suchte. Indess war Richard nicht im Stande, das Reich wieder herbei zu bringen; Spuren der Wohlthätigkeit seiner Herrschaft können wir allein in den grossen dem alten deutschen Handel nach England ertheilten Privilegien erblicken, wenn man nicht auch gewisse architektonische Einflüsse dahin rechnen will, die an einigen rheinischen Kirchenbauten beobachtet worden sind. Mittlerweile hatte indess das verwandtschaftliche Band mit dem seit Heinrichs des Löwen Sturz täglich an Macht einbüssenden sächsischen Herzogshause fortbestanden. Es ist kein verächtliches Merkmal desselben, dass es Bergleute vom Harz waren, welche Richard, der König der Deutschen, berief um seine reichen Zinn- und Kupfergruben in Cornwall zu befahren. Derselbe „König von Alemannien" freilich hatte auch deutsche Söldner geworben, die mit ihm und seinem übel berathenen Bruder Heinrich III. bei Lewes vor den Vorkämpfern der parlamentarischen Freiheit Englands erlagen. Dies dynastische Band, nachdem es dem Verkehr der beiderseitigen Unterthanen freie Bahn gemacht, scheint sich während der nächsten Generation zu lösen: Eduard I. ist der letzte, der einen Herzog von Braunschweig, Heinrich den Wunderlichen, als seinen Vetter anredet. Allein der Bruch ist nur scheinbar. Die norddeutsch-englische Verbindung besteht nach wie vor, obgleich nicht mehr an ein bestimmtes Haus gekettet, und obgleich vor wie nach Versuche geschehen von ihr abzuweichen.

Sie knüpfen sämmtlich an den Gegensatz und das Ringen zwischen Staat und Kirche, zwischen gibellinischer und welfischer Politik an.

Schon als Heinrich II. im Conflict mit Becket auch dem Papste entgegentrat, trafen sich seine Interessen und die Friedrichs des Rothbart für einen Augenblick auf dem Reichstage zu Würzburg im Jahre 1165. Zum Gegenpapst liess er sich jedoch nicht hinüberziehn und entgieng dafür in der Folge nach Ermordung seines Erzbischofs dem Bannstrahl Alexanders III. Nachdem aber seit dem Niedergang Kaiser Ottos IV. die Söhne und Enkel Heinrichs des Löwen die Weltstellung ihres Hauses eingebüsst und durch Theilung ihres sächsischen Hausguts sogar die deutsche gefährdeten, schaute England zu Anfang der langen, schwachen Regierung Heinrichs III. nach einem anderen stetigen Bundesgenossen zum Schutze gegen Frankreich aus. Im Jahre 1225 machte es zum ersten Mal der in Süddeutschland fussenden, über das Reich und in Italien gebietenden Macht, dem Kaiserhause der Staufer, nähere dahin zielende Eröffnungen. Trotz langwieriger gesandtschaftlichen Verhandlungen jedoch, die in Köln, Ulm und Frankfurt geführt wurden, zersplitterten sie sich an dem Vorzuge, den Friedrich II. immer noch einem französischen Bündnisse geben zu müssen meinte. Auch scheint die Ermordung des Erzbischofs Engelbert I. von Köln, des mächtigsten Fürsprechers Heinrichs III. bei Papst und Kaiser, einen plötzlichen Abbruch einer in manchen Stücken merkwürdigen Gesandtschaft herbeigeführt zu haben. Demungeachtet geschah es zehn Jahre später, als die Stellung Kaiser Friedrichs wesentlich eine andere geworden, dass er sich mit Isabella, einer Schwester Heinrichs, vermählte. Damit eröffnete sich die Aussicht einer neuen glorreichen Verbindung, deren materielle Folgen auch dem südlichen Deutschland zu statten kommen konnten. Bald jedoch brach des Kaisers erbitterter Kampf wider Rom mit erneuerter Wuth

aus; sein mattherziger Schwager kam ihm höchstens mit Worten in unterwürfigen Schreiben zu Hilfe, thatsächlichen Beistand getraute er sich nicht ihm zu leisten. Den Gedanken an eine starke Coalition zum Widerstande gegen die weltliche Herrschaft der Päpste verstand man in England damals am wenigsten zu fassen, seitdem Johann der Vassall Innocenz III. geworden und sein Sohn Heinrich in heftigem Zwiespalt mit den Ständen stets Zuflucht und Entbindung von allen den Engländern geschworenen Eiden in Rom fand. Dazu kam, dass Isabella schon im zweiten Kindbett starb. Ein Jahrzehnt später, und die staufische Macht lag gebrochen am Boden. Söhne und Enkel Friedrichs suchten und fanden dann ihr und ihrer Hauses Grab in Italien. Gibellinische Politik konnte in England keine Wurzel schlagen.

Allein seltsam genug ist gerade derjenige Fürst, den man in England nach dem Ableben Richards von Cornwall als Nachfolger im deutschen Reiche anzuerkennen geneigt scheint, der Vertreter gibellinischer Ansprüche. Alonso X. von Castilien, der Weise genannt, der Sohn einer Tochter des Königs Philipp von Schwaben, war einst von den dissentirenden Reichsfürsten gegen Richard gewählt worden; vergebens hatte er sich bei seinem Bundesgenossen Heinrich III. von England um Anerkennung bemüht. Als aber dieser nebst seinem Bruder Richard todt war und Eduard I. jung, kräftig, staatsklug, den englischen Thron bestieg, gestalteten sich seine Aussichten noch einmal günstiger. Eduard war sein Schwager durch Verheirathung mit der castilianischen Eleonore. Der junge König und seine Gemahlin waren kaum vom Kreuzzuge heimgekehrt, als Eleonore noch im Jahre 1273 mit ihrem Bruder am Fuss der Pyrenäen eine Zusammenkunft hatte, während welcher auch von den Angelegenheiten des deutschen Reichs die Rede gewesen ist. Der Wunsch im Reich keine starke Macht zu fördern trug dazu bei, dass die Politik des Hauses Plantagenet so rasch zu dem Gegner Richards übersprang.

Inzwischen hatten aber die deutschen Fürsten am 29. September desselben Jahres den schwäbischen Grafen Rudolf von Habsburg zu ihrem Könige erkoren. Im folgenden Frühling auf dem Concil zu Lyon entschied Papst Gregor X. für diesen und wies die Ansprüche des Castilianers zurück. Allein noch im nächstfolgenden Jahre verwendet sich sein Schwager Eduard zu seinen Gunsten beim Papste, dem alten Kreuzzugsgefährten von Ptolemais, und bittet dringend, dass ihm sein Recht auf die deutsche Krone gewahrt bleibe. Noch bezeichnet er ihn als römischen König und verheisst ihm Hilfe mit Rath und That gegen Rudolf, den „Grafen von Alemannien“.

Allein wenig mehr als ein Jahr genügte, um gerade über diesen Fürsten auch in England ganz andere Vorstellungen zu verbreiten. Man hat geklagt, dass auswärtige Geschichtschreiber Rudolfs so gar nicht gedenken; was England jedoch betrifft, so bezeugen Zeitbücher und urkundliche Aufzeichnungen hinreichend, mit welcher Aufmerksamkeit die Vorgänge in Deutschland und vornehmlich Rudolfs Auftreten von Anfang an verfolgt wurden. Im Jahre 1276 schon hat sich ihm König Eduard genähert. Ihre Interessen mochten sich zuerst in den Gebieten des Rhoneflusses, der Westalpen und des Jura begegnen, auf dem Boden des alten Königreichs Burgund, auf welches das deutsche Reich noch immer wohl begründete Ansprüche der Oberhoheit erhob. Rudolfs Hausgüter lagen im Elsass und in den nördlichen Vorlanden des Hochgebirgs von den Wasserläufen der Aar bis an den Jura heran. Die Herrschaft des Königs von England erstreckte sich freilich nicht mehr wie unter seinen Ahnherren Heinrich II. und Richard I. bis an die Cevennen, erreichte aber immer noch weiter nördlich den oberen Lauf der Loire. Zudem war seine Mutter eine der vier Erbtöchter des letzten Grafen von Provence; ihre Oheime und Vettern waren Grafen von Savoyen. Genug, wir finden die beiden Fürsten plötzlich in eifrigem

Verkehr; an Alonso von Castilien wird hinfort nicht mehr gedacht; der Gegenstand ihrer Unterhandlungen ist kein geringerer als ein Heirathsbündniss zwischen den beiden reich mit Nachkommenschaft gesegneten Häusern Plantagenet und Habsburg. Vereint hoffen sie dem mächtigen Andrange Frankreichs nach Osten und Süden besser widerstehen zu können.

Fast scheint es, als ob der erste Gedanke einer engen Verbindung von der Königin Anna, der Gemahlin Rudolfs, ausgegangen sei, denn als sich etwas später englische Gesandte an den Hof des deutschen Königs verfügen, werden sie ausdrücklich angewiesen, ihr ganz besonders für die glückliche Eingebung zu danken. Auch war damals gerade Bischof Heinrich von Basel in Wien anwesend, der bei Rudolf in hohem Vertrauen stand und zugleich mit dem Reichsnotar Andreas von Bode, Propst von Werden, im September 1277 die königliche Vollmacht erhielt in England den Antrag zu stellen und möglichst geschickt zur Ausführung zu bringen. Der Plan gieng dahin, dass Rudolfs Sohn Hartmann, der Graf von Habsburg und Kiburg und Landgraf im Elsass, dessen frühere Verlobung mit Kunigunde, einer Tochter des Böhmenkönigs Ottokar, durch letzteren eigenmächtig aufgelöst worden war, mit König Eduards Tochter Johanna vermählt werden sollte. Man sieht aus den mannigfachen Gunstbezeugungen an jene beiden geistlichen Herren, wie freudig der englische Fürst ihre Eröffnungen entgegen genommen; auch hat er sich beeilt in der Person des Bischofs von Verdun, Gerard von Grandison, sich einen Vertreter im deutschen Reiche zu bestellen. Die Sache gedieh so rasch, dass der einleitende Vertrag schon am 2. Januar 1278 in London zum Abschluss kam und die Verlobungsfeierlichkeiten bereits auf das nächst bevorstehende Fest der Geburt der heiligen Jungfrau (8. September) angesetzt werden konnten, wenn nicht etwa die englischen Botschafter, die eben nach Deutschland aufzubrechen gedächten, noch einen bequemeren Termin verabreden würden.

Diese Gesandtschaft überbrachte denn zunächst die dankbarste Bereitwilligkeit Eduards auf das Anerbieten einzugehn, seine Absicht, der Tochter eine Aussteuer von 10,000 Mark auszuwerfen, und dass es ihm genügen werde, wenn ihr der junge Hartmann seinerseits 2000 Pfund als Morgengabe zuführe und selber ein Erbe zum Werth von 10,000 Pfund erhalte. Er wünscht ferner, dass bei dem zarten Alter seiner Tochter jener zuerst nach England kommen möge, denn Johanna, genannt von Acre, war einst während der Kreuzfahrt im Frühling 1272 geboren und wurde gegenwärtig, noch nicht sechs Jahre alt, bei ihrer Grossmutter, der verwittweten Königin Johanna von Castilien, erzogen. Auch sollen sich die Gesandten um die Zusicherung bemühen, dass, falls Rudolf die Kaiserkrone erwerbe, ihm Hartmann als deutscher König nachfolgen möge, und ferner den jungen Mann genau beobachten und sich nach seinen Anlagen und Sitten erkundigen. Eine besondere Klausel verlangt noch gründliche Nachricht über sein Besitzthum und den Werth der ihm zu verleihenden Länder einzuziehn.

Die Conferenzen der beiderseitigen Bevollmächtigten zu Wien hatten so guten Erfolg, dass König Rudolf sofort urkundlich gelobte, er wolle alles aufbieten, dass sein Sohn Hartmann mit Zustimmung der Reichsfürsten das Königreich Arelat erlange; auch wolle er, sobald er selber Kaiser geworden, ihn zum römischen Könige erheben lassen, indem er seinem Erstgeborenen Albrecht die jüngst von Habsburg gewonnene Mark Oesterreich vorbehielt. Ferner verpflichtete er sich, dass in dem Verhältniss wie Hartmann an Reichthum und Macht gewinne, auch die Heirathsgabe seiner Braut, des erlauchten Fräuleins Johanna, vergrössert werden solle. Zehn Tage später beurkundet er alles, was seine Botschafter in seinem Namen ausgemacht haben; er wie seine Königin Anna erklären sich mit Ansetzung der Verlobungsfrist einverstanden. Bei dieser Gelegenheit ist denn auch jene merkwürdige Ver-

schreibung abgefasst worden, nach welcher der Braut seines Sohnes aus des Königs Erbgütern ein jährliches Einkommen von 1000 Mark Silber als Hochzeitsgabe ausgesetzt wird, so wie von seinen festen Plätzen und anderweitigen Gütern bis zum Betrage von 1000 Mark nach Abschätzung durch die zu einem solchen Geschäfte nicht ungeeigneten Bischöfe von Verdun, Basel und Lausanne. Diese Anweisung betrifft einen Theil der alten Besitzungen des Hauses, nämlich Schloss Lenzburg mit den Höfen Vilmeringen, Sur und ihrem Zubehör, die Städte Arau und Mellingen, die Schlösser Casteln und Willisau, die Städte Sempach und Sursee, die Vogtei zu Münster, die Stadt Zug nebst dem dortigen Hof und Amte und allen dazu gehörigen Gütern, das Thal Aegeri, das Thal Schwiz mit den Höfen von Kiburg und Froburg und ihrem Zubehör, den Hof Art und seine Ländereien, und mit geringer Ausnahme den ganzen Argau, wie ihn Graf Hartmann der jüngere von Kiburg, des Königs Vater Albrecht und sein Vetter, Graf Eberhard von Habsburg, besessen, mit allen Aeckern und Brachen, Wegen und Wüsten, Weiden und Wässern, mit allen Rechten und Vorrechten. Die gewöhnlichen Vorbehalte im Falle, dass eine der Ehehälften vor der Zeit mit Tode abgienge, sind hinzugefügt, die Urkunde aber, ausser den anwesenden Bischöfen und einigen anderen geistlichen und weltlichen Würdenträgern, von Rudolf und seinen Söhnen Albrecht und Hartmann bestätigt. Nach Empfang dieses Vertrags liess König Eduard dann seiner Tochter, die er nunmehr zu sich nach England nahm, ebenfalls 10,000 Mark Mitgift anweisen.

Noch merkwürdiger als durch diese Einzelheiten erscheint der Vertrag vom 25. April 1278, weil er den alten Plan wieder aufnahm, über den sich einst Kaiser Heinrich VI. mit Richard Löwenherz ausgleichen wollte. Da Rudolfs Kaiserkrone und Hartmanns Nachfolge als römischer König in weitem Felde standen, sollte dem jungen Fürsten das Arelat zu Theil

werden. Als Lehn des Reichs, mit Englands Hilfe hoffte man Burgund vor den Fängen der Franzosen zu retten. Allein wie viel fehlte um ein so kühnes Project auszuführen. Mit richtigem Blick beschränkte sich Rudolf auf Sicherung der neuen an der Donau gewonnenen Hausmacht. Es zeigte sich bald, dass er auch im Bunde mit Plantagenet der Gegenwirkung der Könige von Frankreich und Sicilien nicht gewachsen war. Indess machte sich die verabredete Verschwägerung beider Häuser auf einem engeren Gebiete geltend. Eduard erhielt von dem deutschen Könige die erforderlichen Vollmachten, um nach Kräften die Zwistigkeiten legen zu helfen, die zwischen Rudolf und dem Grafen von Savoyen ausgebrochen waren. Wer mag entscheiden, ob des ersteren Absichten in jenen Gegenden mehr dem Reiche oder der Dynastie zu Gute kommen sollten. Doch bald darauf ist er genöthigt gewesen seinen grossen Feldzug gegen Böhmen anzutreten, dessen stolzer Fürst ihn auf mancherlei Weise und auch dadurch gereizt hatte, dass er jene erste Verlobte seines Sohns ins Kloster geschickt. Am 26. August verlor Ottokar auf dem Marchfelde Schlacht und Leben; Habsburg aber bemächtigte sich seines Königreichs. Dadurch erleiden dann die englischen Stipulationen zunächst allerdings eine Verzögerung, wenn es auch nicht an Auswechslung freundschaftlicher Worte bei der Kunde von dem grossen Siege gefehlt hat. Ein englisches Haushaltebuch bewahrt die Notiz, dass Rudolfs Wappenkönig Herthelm als Ueberbringer solcher Meldung am Hofe zu Westminster eingetroffen. Da findet sich auch, dass dieser so wie ein Geiger und ein anderer Herold des Königs von Alemannien am Sonntag dem 30. October dort reich belohnt worden sind.

Am 8. November drückt Eduard schriftlich dem Bischof von Verdun seine Freude über den Triumph seines königlichen Bundesgenossen aus, wofür auch er dem Höchsten danke. Der Bischof hat ihm gerathen, er möge doch selbst an Rudolf

schreiben; das würde er auch gethan haben, wenn nicht inzwischen durch den deutschen Boten die Nachricht von dem Siege so in aller Munde sei, dass es sich nicht mehr verlohne, darüber zu schreiben. Dann wird der Bischof dringend gebeten seine hilfreiche Hand zu leihen, damit nun auch die Heirath zu Stande komme. In einem anderen Schreiben vom nämlichen Datum ersucht er denselben, dass, da Rudolf ihm nun nächstens seinen Sohn schicken werde, auch er der Bischof, der so viel zu dem glücklichen Erfolge beigetragen, sich zur Hochzeitsfeier doch nach England begeben wolle. Dringend wünscht er mit ihm namentlich über den Werth der dem Hartmann und seiner Braut ausgesetzten Grundstücke zu sprechen, worüber er, was allerdings auffallend ist, noch nichts gehört habe, jedoch keineswegs beunruhigt werde.

Am selben Tage schrieb er seinem zukünftigen Schwiegersohne, dass, wie es auch sein erlauchter Vater gewünscht, er ihm Geleitsbriefe beim Könige von Frankreich, Philipp III., ausgewirkt habe, die er hiermit übersende. Er möge ihm nunmehr die Zeit seiner bevorstehenden Ankunft melden, damit er ihm zum festgesetzten Tage einige seiner Leute nach Witsand an der flandrischen Küste entgegen schicke, um ihm ein ehrenvolles und stattliches Geleit zu bereiten.

Bischof Gerard hat vermuthlich umgehend geantwortet, denn es findet sich ein Schreiben, in welchem er sein Bedauern darüber ausdrückt, dass ihn Krankheit und andere dringende Umstände an einer Reise nach England verhindern. Es sei ihm vom Bischof von Basel die Nachricht zugekommen, dass dieser in seiner Diöcese die Ankunft der englischen Boten erwarte; leider aber befinde sich in deren Beglaubigungsschreiben ein Formfehler, weshalb sie zur näheren Erörterung noch einmal nach Hause hätten schicken müssen. Noch am Ende des Jahrs ist Bischof Gerard gestorben.

Dazu kam dann, dass sich die Fehde mit Savoyen wegen

der unrechtmässigen Besitznahme einiger Reichsgüter trotz der Vermittelungsversuche von Seiten Eduards von Jahr zu Jahr hinschleppt. England hatte ja eben dort Familieninteressen. Margareta, die Wittwe Ludwigs des Heiligen von Frankreich, eine Schwester von Eduards Mutter und nahe Verwandte des Grafen, schrieb dringend an den König, zuerst doch den Frieden herzustellen und alsdann erst an die Heirath zu denken. Und Eleonore, die Königin Mutter, hat von der beabsichtigten Vermählung zwischen Rudolfs Tochter Clementia und einem Enkel des Königs von Sicilien gehört, wodurch sie sich in ihrem Erbrechte in der Provence bedroht glaubt. Sie wünscht von ihrem Sohne, dass er an Rudolf schreibe, damit dieser ihr zuvor ihre Rechte zusichere. Eduard hat sich in der That für sie in Deutschland verwendet; doch scheint sie ihre Absicht noch einige Zeit hinausgeschoben zu haben, denn in einem Briefe, der dem Jahre 1282 angehört, kommt sie erst wieder darauf zurück.

Die Behinderung auf König Rudolfs Seite lag in der Eroberung, die ihn fünf Jahre lang an den Osten des Reichs fesselte. Er konnte selbst das Gefolge nicht missen, das er dem Sohne zur Vermählung in London hätte mitgeben müssen. Nichts berechtigt freilich zu der Annahme, dass der deutsche König aus unredlicher, übler Absicht, etwa wegen der noch immer nicht erledigten Streitigkeiten mit Savoyen, die Hochzeit zu verzögern oder gar unmöglich zu machen getrachtet hätte. Vielmehr sieht es so aus, als ob der junge Hartmann, der ja gerade das Hausgut zwischen Aar und Jura erben sollte, und der bereits zum Könige des Arelat designirt war, selber gegen den Grafen Philipp ins Feld gezogen ist. Einige Actenstücke in englischen Archiven aus jenen Tagen geben über diesen jungen Mann noch etwas nähere Auskunft. So richtet er einmal einen Brief an König Eduard, seinen Vater und Herrn, wie er ihn bereits nennt. Mit aufrichtig kindlicher Ehrfurcht drückt er für alle Güte bei Beförderung

seiner Heirath seinen Dank aus und verspricht der väterlichen Fürsorge immer mehr würdig zu werden, immer angenehmer, immer gehorsamer. Einem Befehle seines Vaters gemäss werde er noch am Tage des Schreibens, dem 10. September, sich in Gemeinschaft seines Bruders nach Oesterreich begeben, wo hoffentlich die Erhebung desselben zum Herzoge statt finden werde. Bis zu Allerheiligen denke er zurück zu sein und werde dann zu Basel mit Begier die Ankunft der angekündigten Sendboten aus England erwarten. Sein Erzieher, Meister Peter, der vermuthlich den sehr schwülstigen und incorrecten Brief verfasst hat — denn noch scheint der Landgraf fast ein Knabe zu sein — habe den Auftrag dem Könige von England das Nähere mündlich auseinander zu setzen.

Eduard, dessen Ungeduld nicht mehr zu verkennen, hat höchst wahrscheinlich mit demselben Boten ein ausführliches Schreiben des Bischofs von Basel erhalten, in welchem sich dieser bemüht, das lange Ausbleiben Hartmanns verschiedentlich zu entschuldigen. Eingedenk des Worts, schreibt er, welches Eduard einst bei Abschluss des Ehevertrags seiner Gemahlin Eleonore erwidert habe, dass sie ihre Tochter Johanna nicht sowohl dem jungen Hartmann, als ihm, dem Bischofe, antrauten, halte er sich heilig verpflichtet, das übernommene Geschäft zu einem glücklichen Ende hinaus zu führen. Er habe daher dem jungen Fürsten bei mehr als einer Unterhaltung dringend gerathen, sich selbst zu seinem Vater zu begeben und diesen zu ersuchen, den Betrag des ihm verliehenen Erbguts festzustellen. Hartmann gedenke bis Allerheiligen von Wien zurück zu sein, um alsdann den englischen Gesandten einen Bescheid ertheilen zu können, der ihren Herrn zuversichtlich zufrieden stellen werde. Sodann will es der Bischof nur gestehn, Hartmanns erster Aufbruch nach England habe wegen einer Krankheit, der zweite wegen einer Unzahl dringender Geschäfte ausgesetzt werden müssen; ein dritter sei bisher aus Trägheit und Nachlässigkeit unter-

blieben. Dies sei nicht so leicht zu entschuldigen, doch wolle der König, dessen festen und standhaften Sinn die ganze Welt preise, darum ihm, seinem getreuen Diener, auch fernerhin sein Wohlgefallen nicht vorenthalten. Es sei ihm erwünschter auf zwei Jahre oder mehr seiner Diöcese und der Huld König Rudolfs beraubt zu werden, als in dieser Angelegenheit die englische Königstochter zu hintergehn. Er würde sich gern selbst wieder nach England begeben, wäre er nicht seit dem Feldzuge gegen den König von Böhmen mit Schulden belastet. Auch besorge er, sein königlicher Herr werde seiner bedürfen im Streit mit Ungarn, dessen Fürst sich der römischen Kirche und dem katholischen Glauben trotzig widersetzt habe.

Da trat plötzlich, allen unerwartet, als zur Winterzeit die Waffen ruhten, der Tod Hartmanns dazwischen. Am Sonntage vor Weihnachten, am 21. December 1281, hatte sich der junge Landgraf, erst achtzehn Jahre alt, von der Burg Breisach am Rhein eingeschifft und gedachte stromab zu fahren, um seinen seit einigen Monaten wieder im Reich weilenden Vater zu treffen. Ein dicker Nebel versperrte den Weg, die Schiffer wurden irre und unweit Rheinau stiess ihr Fahrzeug an einen überhängenden Ast, schlug um und begrub Hartmann sammt den meisten seiner Begleiter in den Fluthen. So meldet in hastigen Zügen auf einem noch vorhandenen Pergamentstreifen ein Ungenannter schleunigst an den König von England, damit dieser auf eine kürzlich von Rudolf erhaltene Botschaft nicht in Unwissenheit von dem, was geschehn, antworte.

Mit dieser Katastrophe hatten natürlich alle Heirathspläne ein Ende. König Rudolf, dem der Schmerz darüber sehr nahe geht, schreibt erst am 17. August 1282 wieder an Eduard und entschuldigt sein langes Schweigen mit der Trauer über den grossen Verlust. Er versichert ihn aber wiederholt, dass dadurch das einmal zwischen ihnen geknüpfte

Band unauflöslicher Freundschaft nicht zerrissen werden solle. Und in der That sind uns noch einige Zeugnisse eines freundschaftlichen und politischen Verkehrs zwischen den beiden Fürsten erhalten.

Einmal verwendet sich Eduard zu Gunsten eines rheinischen Ritters, dem der römische König die Ertheilung eines Lehns vorenthalten; und bald wird dem Herrn Wenemar von Gymnich denn auch die beanspruchte Burg übertragen. Ein anderes Mal betrifft die Verwendung merkwürdig genug Castilien. Dort hatte sich Sancho gegen seinen schwachen Vater Alonso erhoben; in einem Schreiben an Eduard spricht er die Absicht aus, sich mit einer Tochter des deutschen Königs zu vermählen. Später reiste einmal ein Gesandter Alonsos, Gonsalvo Rodriguez, durch Deutschland, und Eduard legt für ihn bei Rudolf ein gutes Wort ein, damit er ungehindert passiren könne.

Auch der Streit mit Savoyen sollte endlich geschlichtet werden, indem Eduard erst nach Hartmanns Tode ernstlicher an das ihm aufgetragene Geschäft der Vermittelung gegangen zu sein scheint. Er fertigte eine eigene Gesandtschaft ab, an deren Spitze Otto von Grandison, ein Verwandter des Bischofs von Verdun, erscheint, ein Mann, der während der ganzen Regierung Eduards in allen diplomatischen Angelegenheiten desselben thätig und der Begründer einer englischen Peersfamilie gewesen ist. Von Rudolfs Seite war Bischof Heinrich von Basel mit Führung der Unterhandlungen betraut worden. Als im Juli 1283 endlich Aussicht auf eine Uebereinkunft eintrat, wandten sich beide Theile an den reichen König von England mit der Bitte, gewisse geistliche Agenten, die sich durch besonderen Eifer ausgezeichnet, für ihre Verdienste mit Ertheilung einer Pfründe zu belohnen. Nach Verlauf weniger Monate indess brach der Krieg wieder aus, und Rudolf selbst rückte gegen Peterlingen. Aus dieser Zeit scheint ein Brief Philipps an Eduard herzurühren, in welchem

er seinem Neffen für dessen langjährige Bemühungen dankt, aber auch bitter darüber klagt, dass Otto von Grandison kein Gehör bei Rudolf gefunden habe. Vielmehr sei dieser in die savoyischen Gebiete eingebrochen und habe sie mit Feuer und Schwert zu verwüsten begonnen. Der Graf sehe seinen Untergang vor Augen, falls Eduard nicht eile ihm mit kräftiger Hand beizustehn. Aber noch ehe dieser zu Hilfe kommen und neue Aufträge ertheilen konnte, gegen Ende December, scheinen die beiden streitenden Fürsten unter sich einen Weg zur Verständigung gefunden zu haben. Der Gedanke die deutschen Marken im Westen durch einen Bund mit dem Herrn von England und Aquitanien gegen Frankreich zu stärken wurde hauptsächlich dadurch zu Schanden, dass der erste König aus Habsburger Geschlecht in Savoyen wie in Burgund das Wohl des Reichs mit dem seines Hauses beständig verwechselte und damit einem Nachbaren wie Philipp IV. die Schwäche Deutschlands unheilvoll enthüllte.

In den späteren Jahren Rudolfs werden die Beweise jenes intimen Verkehrs immer spärlicher; sie gehören aber gerade dem Gebiete an, auf welchem Deutschland und England sich stets am nächsten berühren werden. Rudolf hat sich in der Sache, welche die wendischen Herrschaften und Städte gegen Brandenburg führten, den durch Lübeck vertretenen Interessen gewogen gezeigt. So verwendet er sich denn auch einmal bei Eduard zu Gunsten lübischen in England dem Strandrechte verfallenen Guts. In einem anderen, noch wichtigeren Schreiben aus dem Jahre 1285 nimmt er sich abermals Lübecks und des deutschen Kaufmanns von der Ostsee an gegen den König Erich Priesterfeind von Norwegen, als sich dieser dem freien Handelsverkehr der Städte feindlich zeigte. So wünschen denn Rudolf und die Städte von Eduard, dass er ihnen Beistand gewähre und durch Verbot der Ausfuhr von England nach Norwegen dessen Fürsten zum Nachgeben zwinge. Dies ist das letzte uns erhaltene Schreiben Rudolfs

nach England. War der Tod Hartmanns schon ein mächtiger Anstoss zur Lockerung des so eigenthümlichen Bündnisses mit einer Macht in Süddeutschland, so galt der geringe Einfluss des Habsburgers im Norden des Reichs erst vollends nicht genug, um ähnlich wie die Welfen und andere Fürsten im nordwestlichen Deutschland mit den Plantagenets und ihrem Reiche in sehr nachhaltige Verbindungen zu treten. Wie ganz anders, wie mannigfaltig werden die Beziehungen wieder während der kurzen Regierung Adolfs von Nassau. König Albrecht, der Bundesgenosse Philipps des Schönen von Frankreich, auf dessen Seite er auch bei den Friedensschlüssen mit England erscheint, konnte unmöglich ein Freund Eduards werden. Nur einmal begegnen wir einem seiner Boten in England. Man darf wohl fragen, ob es diesem erstgeborenen Habsburger gegenüber in der That nur die ernstliche Absicht des Vaters gewesen, den so früh hingerafften Hartmann zum Nachfolger im Reiche werden und damit eine europäische Combination zu Stande kommen zu lassen, wie sie bei jenem Ehevertrage einen Augenblick vorschwebte.

Hierauf ist ein Zeitraum von mehr als einem Jahrhunderte vergangen, bis wieder ein Habsburger als Haupt des deutschen Reichs anerkannt wird. Die internationalen Verhältnisse, während der baierischen und der luxemburger Dynastie verdienen gesonderte Behandlung. Erst als das Haus York mit den burgundischen Herzögen Freundschaft und Verwandtschaft eingegangen, als der erste Tudor mit Maximilian I. gemeinsame Politik macht, scheinen auch die Familien sich wiederum verbinden zu wollen. Und doch ist des spanischen Philipps II. Ehe mit der blutigen Maria die einzige, die je zwischen England und Habsburg geschlossen worden. Kein verwandtschaftliches Band, keine nahe Berührung geistiger und materieller Interessen, sondern ausschliesslich das Gebot einer vorzugsweise stets dynastischen Politik hat die Schicksale

Oesterreichs zu Zeiten mit denen der britischen Insel zu vereinigen vermocht.

Wesentlich anders nun sind die Keime und die ganze Entwicklung der Beziehungen, welche in alten Tagen schon sich zwischen England und Preussen geknüpft haben. Da ist bis in die neueren Zeiten herab keine Rede von einem Heirathsbündniss zwischen zwei mächtigen Dynastien oder von einer gemeinsamen, in die Geschicke Europas eingreifenden Politik. Zwar fehlt es auch hier nicht an Persönlichkeiten, die sich einander nähern, aber sie sind doch meistens nur die Exponenten der Stammgenossenschaft und des Verkehrs, der zwischen den Bevölkerungen zweier Länder besteht. Der Umstand, dass die Urgebiete der Preussischen Monarchie in Norddeutschland liegen, und dass eine niedersächsische Einwanderung den slavisch-lettischen Boden in den Weltverkehr gezogen hat, kettet die Ostseeländer zunächst auf dem Handelswege an das einst selber sächsische England. Die norddeutschen Städte, noch ehe sie zu ihrem weltberühmten Bunde zusammen getreten, führen hauptsächlich den Faden der Urverwandtschaft mit den nach der Insel ausgewanderten Sachsen fort; dieselben haben auch frühzeitig von Westphalen nach der Insel Gothland hinaus ihren ruhmvollen Antheil an deutscher Colonisation in den baltischen Gegenden. Verknüpfte doch späterhin die Sage den Ursprung des deutschen Ritterordens unmittelbar mit der ersten deutschen Ansiedlung in Livland, während nur historisch ist, dass die Pflanzung christlicher Lehre und kirchlicher Ordnung von Bremen an die Düna kam. Nach der Sage aber sollten es Kaufleute aus Bremen und Lübeck gewesen sein, die unter den Mauern von Acre ihre Segelzelte ausspannten und den unter levantischer Hitze und Pestansteckung niedersinkenden deutschen Pilgern Schutz, Rettung und Trost spendeten. Dort auf dem Culminationspuncte der Kreuzzüge weihte sich dann in der That eine deutsche Brüderschaft der Jungfrau Maria, indem sie die

Reste eines deutschen Hospitals heranzog, das seit siebenzig Jahren etwa in Jerusalem ein kümmerliches Dasein gefristet hatte. So wurde damals ein schreiendes Bedürfniss erfüllt, denn während die Johanniter die Pflege und Vertheidigung vornehmlich italienischer, und die Tempelherren französischer Pilger zur Aufgabe hatten, war bisher keine ähnliche geistlich-kriegerische Körperschaft vorhanden, die sich der grossen deutschen Nation angenommen hätte. Dennoch wollte der Orden im Morgenlande neben seinen beiden älteren und mächtigeren Genossen niemals recht eigentlich gedeihen. Es kam wohl schon daher, dass an den Kreuzfahrten des Abendlands nach Palästina die romanischen Völker durchweg mehr betheiligt waren als die rein germanischen. Die neue Stiftung hatte daher auch nur im Kaiser und den Reichsfürsten ihre Gönner; doch hat der Papst Innocenz III., obwohl kein Freund der Deutschen, sie bestätigt. Richard Löwenherz dagegen, unter dem doch Johanniter und Templer den Grund zu ihren herrlichen Besitzungen in England zu legen begannen, scheint die Deutschritter von sich gestossen zu haben. Sie haben dort niemals liegendes Eigenthum erworben, aber trotzdem sollten sie dermaleinst in so enge Verhältnisse zu England treten, wie sie jene beiden vorwiegend romanischen Orden nicht gekannt haben.

Wir müssen die Gründe dazu in der kräftig vordringenden Colonisation im deutschen Nordosten, in der Verpflanzung der Deutschritter nach Europa und in der innigen Verbindung suchen, welche zwischen ihrem ersten, unvergleichlichen Hochmeister Hermann von Salza und Kaiser Friedrich II. bestand. Es war der geniale Griff dieses grossen Manns, der, als der piastische Herzog von Masovien die Ordensbrüder, welche bereits in Transilvanien mit den Ungläubigen gefochten, wider die heidnischen Preussen zu Hilfe rief, alle Schwierigkeiten zu überwinden wusste, indem er im Jahre 1230 die erste Schaar seiner Ritter unter dem Heermeister Hermann von

Balk abfertigte. Vom Culmer Land aus treten sie sofort ihre epochemachende Eroberung an. Wie Hermann von Salza aber sich in dem widerwärtigen Streite mit Gregor IX. durch seine characterfeste Treue Friedrich unentbehrlich macht, wie er als wahrer Vermittler zwischen den beiden hadernden Häuptern der Christenheit erscheint und als Reichsfürst in die wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands eingreift, so vermag er vom kaiserlichen Hofe aus am besten die für die Zukunft so inhaltsschwere Uebersiedelung seines Ordens vom gelobten Lande nach den baltischen Gestaden zu leiten. Als wahrer Staatsmann, als tüchtiger Diplomat auch in den Beziehungen der Herrscher und Staaten Europas unter einander verwendet, ist Hermann, was weniger bekannt zu sein scheint, damals, als sein Kaiser um eine Jungfrau aus dem Hause Plantagenet freite, auch nach England an den Hof Heinrichs III. gekommen. Er in Gemeinschaft mit dem berühmten Peter de Vigny hat dort im Jahre 1235 die Heirath mit Isabella zu Stande gebracht, und ist dabei nicht nur seinem Range und Verdienste gemäss auf das Ehrenvollste empfangen worden, sondern hat bei der Gelegenheit auch höchst wahrscheinlich jene Jahresrente von 40 Mark erwirkt, die seitdem gute hundert Jahre lang aus der Schatzkammer zu Westminster an die Ordensritter in Preussen als Beisteuer für ihr Werk entrichtet worden ist. Die englischen Sympathien für dasselbe sind dann bewusst fortgepflanzt worden vom Grafen Richard von Cornwall, als Kreuzfahrer und römischem Könige, und mehr noch von Eduard I., der ja selber an den letzten Versuchen Theil genommen das syrische Acre der Christenheit zu retten und Zeit Lebens mit echter Ritterlichkeit dem Kampfe des Kreuzes wider den Halbmond das Wort geredet hat. Im Zeitalter jener Herrscher aber festigt sich nun in der That das Band, das einst im Orient zwischen deutschen Städtern und Rittern geknüpft sein soll. Von Wisby aus, dem Angelpunct des Verkehrs zwischen Weser, Elbe und

Trave, Weichsel, Düna und Wolchow, wird der deutsche Kaufmann nach und nach Herr des Handels. Kreuz und Schwert helfen den Lübeckern und ihren Genossen in Danzig, Elbing, Riga und an vielen anderen Stellen blühende Stapelorte zu schaffen. Fehlt es dabei auch nicht an Differenzen mit dem jungen Ordensstaate, die namentlich aus dem Handelsmonopole der Mutterstädte entspringen, so bleibt der Gang ihrer Interessen doch in der Hauptsache ein einheitlicher, zumal dem Auslande, wie England, gegenüber. Die grossen von Heinrich III. und Eduard I. ertheilten Privilegien werden auch bald von den kaufmännischen Unterthanen der Hochmeister Hartmann von Heldrungen und Conrad von Feuchtwangen getheilt. Wie viel Spaltungen im Kleinen es auch geben mag, so treffen wir die Genossen der Hanse und die Kaufleute aus Preussen doch, kleine Unterbrechungen abgerechnet, stets auf dem grossen Weltmarkte zu London als Osterlinge in fester Vereinigung mit einander.

Erst als im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts in England der Mittelstand und vor allen der Kaufmann Dank der politischen Freiheit seiner Heimat auch nach Aussen strebt, als englische Seefahrt es mit jeder anderen der Welt aufzunehmen beginnt, da fühlt man das Missverhältniss, das zwischen den grossen Vorrechten besteht, die sich der deutsche Kaufmann in der Fremde zu erwerben gewusst, und der monopolistischen Unduldsamkeit, mit der er allen Rivalen begegnet, die gleichfalls in der geschlossenen Ostsee Handel zu treiben suchen. Die Engländer aber begehren aus sehr bestimmten Ursachen eben dort dieselben Rechte zu besitzen, haben sie doch schon seit geraumer Zeit Stapelplätze an der Küste von Norwegen inne und neben den Witten der vereinigten wendischen Städte und der Preussen auf der Küste von Schonen einen Strich zum Fang und Einsalzen des Härings erworben. Aus diesem unnachgibigen Antagonismus nun entspringen alle jene Streitigkeiten, welche bis über das

Ende des Mittelalters hinaus gedauert und nicht wenig zum Untergange der Hanse mitgewirkt haben. Merkwürdig ist dabei die Stellung der preussischen Städte, die gleichsam als Colonien des lübischen Bundes einestheils von diesem abhängen, auf der anderen Seite aber auch den Hochmeister und den Orden als ihre Gebieter anerkennen. Da gehen denn wohl bisweilen die Interessen beider Theile auseinander; es kommt vor, dass die Hanse Verständigung mit England sucht, während der Orden, namentlich so lange er sich auf dem Gipfel seiner Blüthe behauptet, selbst dem britischen Königthum gegenüber, als Spitze eines vollkommen selbständigen Staatswesens zu verfahren weiss. Eben so oft freilich sind der Hochmeister in Marienburg und der König zu Westminster wie zwei ebenbürtige Souveräne in Einklang, während ihre städtischen Unterthanen, Engländer und Osterlinge, Process und selbst offen Krieg führen.

Diese Verwicklungen gediehen zu gefährlicher Höhe, als in England nach der langen, vorzüglich auch durch ihre einsichtsvolle Handelspolitik glänzenden Herrschaft Eduards III. unmündig und unfähig Richard II. einen von vielen Seiten zugleich unterhöhlten Thron bestieg, über Preussen aber der ruhmvolle Winrich von Kniprode gebot. Zwar begrüssten sich die beiden Fürsten mit allerhand Artigkeiten, tauschten schöne Edelfalken und kostbares Tuch als Geschenk; allein der Verkehr ihrer Unterthanen litt längst empfindlich, zunächst allerdings durch die Verfassungswirren, welche in England ausbrachen. Die dortigen Behörden machten sich diese Zeitläufte zu Nutz um den Zoll des fremden Handels zu erhöhen oder auf hansisches Gut unrechtmässigen Beschlag zu legen; und der gemeine Seemann, durch echt englischen Fremdenhass angespornt, suchte jede Gelegenheit sich in den einheimischen oder den niederländischen Häfen mit dem Hansegenossen oder dem Preussen zu raufen und selbst Raub und Mord zu üben. Nachdem mehrere Jahre über die Eingriffe in die alten Pri-

vilegien vergeblich Klage geführt war, wurde schliesslich auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Juni 1379 der Beschluss gefasst, allen Verkehr zu suspendiren, so lange nicht das alte Verhältniss wieder hergestellt. Die Folge war, dass, was nur an englischem Gut sich in der Ostsee befand, mit Beschlag belegt wurde und der Handel mit Preussen namentlich, der auch in der That am meisten Anlass zur Klage gab, für einige Jahre gänzlich stockte. Fest und sicher beharrte der Hochmeister bei seiner Politik, so wenig er auch versäumte den König von England, dessen Oheim, den Herzog von Lancaster, oder die Stadtbehörde von London eines besseren zu belehren. Sein Nachfolger Konrad Zöllner von Rotenstein folgte in seinen Fussstapfen, so dass die Kaufleute beider Seiten das Missliche dieses Bruchs recht empfindlich zu fühlen bekamen. Seit dem Jahre 1385 wurden auf gesandtschaftlichem Wege ausführliche Erörterungen eröffnet, indem die Engländer zuerst eine Reihe von Klageartikeln aufstellten, die Preussen aber, störriger als die Hanse, die auf Grund ihrer alten Privilegien einen Vergleich zu machen hoffte, hohe Gegenforderungen erhoben. Bis die Engländer sich nicht bequemten, ihre Wollzeuge nur nach sehr engen Vorschriften auf dem Markte zu Elbing abzusetzen, und auf Niederlassung in den preussischen Städten ganz verzichteten, sollte die Ausfuhr der wichtigsten baltischen Erzeugnisse nach England, wie Getreide, Holz, Theer, Potasche, streng verboten sein. Erst im Jahre 1388 näherte man sich entschieden, als der Hanse und den englischen Märkten diese Handelsstörung unerträglich geworden und beide gegen ähnliche Vorgänge in Flandern gemeinschaftliche Sache machen mussten. So kam durch die im Sommer 1388 geführten Verhandlungen endlich am 21. August zu Marienburg der neue Handelsvertrag zwischen England und Preussen zu Stande, in welchem man sich Entschädigung für alle erlittene Unbill, die Beilegung fernerer Streitigkeiten auf dem Rechtswege

und ungehinderten Verkehr, wie er einst bestanden, zusicherte. Der Vortheil des Monopols blieb dabei, so lange der deutsche Kaufmann in London seine ungewöhnlichen Privilegien behauptete, durchaus auf Seiten der Ostseeländer; es bedurfte der gewaltigen Vorgänge des fünfzehnten Jahrhunderts, als der Orden unter Polens Botmässigkeit sank und England in den Rosenkriegen sich selbst zerfleischte, um die mercantilen Verhältnisse einer völligen Umgestaltung entgegen zu führen.

Doch hatte sich noch, ehe es schliesslich dahin kam, ein eigenthümlicher Verkehr anderer Art zwischen den beiden Ländern entwickelt. Die Unterstützung, welche England seit den Tagen Hermanns von Salza dem Kampfe des Kreuzes wider die Heiden geliehen, war niemals gänzlich abgerissen; sie hatte sich vielmehr, nachdem die morgenländischen Kreuzfahrten aufgehört, gerade an den beiden entgegen gesetzten Enden Europas, gegen die Mauren in Spanien und die Litthauer jenseits des Memelflusses zu neuem, begeistertem Aufschwunge erhoben. Englische Ritter und Herren zogen zur Erfüllung ihrer Gelübde und zur Stillung ihres Thatendrangs dieselben Strassen, auf denen ihr kaufmännischer Landsmann seinen Handel trieb. Wie gern sie auf die Reise nach Preussen giengen — denn mit diesem deutschen Worte bezeichnete man auch in England gerade diese Kreuzfahrt —, das erzählt der von Chaucer so anmuthig gezeichnete Rittersmann. Und Richard II. hebt, als er sich mit dem Hochmeister zu verständigen sucht, ausdrücklich hervor, man möge doch nicht undankbar vergessen, wie viele englische Ritter und Knappen, ohne die Einbusse an Habe und Gut zu achten, seither freudig dem Deutsch-Orden gegen die Ungläubigen zu Hilfe gezogen seien.

Es geschieht daher, nachdem jener Handelszwist kaum geschlichtet, dass sofort wieder ein englischer Zuzug in grösserem Stile statt findet. Ein Herr aus königlichem Ge-

blüte, Graf Heinrich von Derby, der älteste Sohn des Herzogs Johann von Lancaster, derselbe, der hernachmals als erster seiner Dynastie sich auf den Thron schwingt, unternimmt im Jahre 1390 eine solche Fahrt. Vielleicht hat ihn das Vorbild seines mütterlichen Grossvaters, des Herzogs Heinrich von Lancaster, der im Jahre 1352 in Preussen gewesen, auf den Gedanken gebracht; auch äussert gerade dieser Fürst sein Leben hindurch einen starken Hang für das Kreuz zu fechten; vielleicht war es ihm auch Bedürfniss, für einige Zeit die Heimat zu meiden, nachdem er sich bereits an den politischen Parteiungen wider die Missregierung seines Vetters Richard II. betheiligt hatte. Genug, der Graf von Derby fährt, wie sein eigenes über die Reise erhaltenes Rechnungsbuch umständlich verzeichnet, im Sommer des Jahrs auf einigen preussischen Schiffen und an der Spitze von mehreren Hundert Mann, Rittern und Söldnern, nach Danzig über, trifft dort am 10. August ein und beeilt sich mit den nöthigsten Ausrüstungen, um so bald als möglich Königsberg zu erreichen. Von dort soll unter Führung des Ordensmarschalls Engelhard Rabe die Reise gegen das mit Polen verbundene Litthauen ausgehn, welche die Wiedereinsetzung des damals zum Orden und zum Christenthum haltenden Grossfürsten Witold zum Zwecke hatte. Man wartet nur noch auf die Ankunft der fremden Gäste aus Deutschland, Frankreich und England. Als alle beisammen, werden Gepäck und Vorrath in Prahmen über das Haff geschafft; der Ritterzug aber begibt sich in der zweiten Hälfte des August durch die Wildniss von Kauen an die Memel, wo es am Sonnabend dem 27sten zu einem hitzigen Gefechte mit dem Feinde gekommen zu sein scheint. Den ganzen September hindurch wird dann die Burg Wilna belagert, bis die schlechte Jahreszeit dem Feldzuge ohne sonderliche Erfolge ein Ende macht. Graf Heinrich ist schon am 20. October wieder in Königsberg zurück. Durch die Abrechnung, die er dort über

Transport und Verpflegung zu treffen hat, erfahren wir wenigstens von einem seiner Ritter, der im Kampfe geblieben, dass drei Knaben, Söhne eines vornehmen Litthauers, in die Gefangenschaft des englischen Fürsten gerathen sind, und dass sich auf Befehl des Ordensmarschalls zwei preussische Ritter in seinem Gefolge befinden.

Heinrich hat darauf drei bis vier Monate in Königsberg zugebracht und sich dort förmlich für den Winter eingerichtet. Namentlich die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstage wurde nach englischem Brauch festlich mit Schmauserei, Spiel und anderer Lustbarkeit begangen. Er wollte indess keine zweite Fahrt gegen die Heiden abwarten, vielmehr nur noch einige Wochen zu einer Reise durch das Land benutzen. So macht er sich schon im Februar 1391 über Braunschweig und Elbing nach Marienburg auf, von wo er über Dirschau die Weichsel hinab nach Danzig gegangen. Den alten Hochmeister Zöllner von Rotenstein hat er nicht mehr gesehn, der war schon im August einer Krankheit erlegen. Sein Nachfolger Conrad von Wallenrod hingegen wurde erst am 12. März zu Marienburg von den Rittern erwählt; doch hat derselbe nicht versäumt, dem fremden Fürstensohne, der für sie das Schwert gezogen, vor seiner Abreise aus Preussen noch in üblicher Weise einige Falken zum Geschenk zu machen. Den ganzen März hat Heinrich hierauf in Danzig verbracht; nach einer Andeutung seines Rechnungsführers hat ihn vielleicht Unwohlsein aufgehalten. Doch erfahren wir noch andere wissenswerthe Dinge. Der Derby-Herold war zum Könige der Polen und Grossfürsten der Litthauer, Wladislav Jagiel, abgefertigt, um die Auslieferung zweier englische Ritter zu erwirken, die während des Kriegs in dessen Hände gefallen. Auch trifft ein englischer Herold mit einer Botschaft des Herzogs von Gloucester, Heinrichs Oheim, ein, der sich im selben Jahre zu einer ähnlichen Fahrt anschickte, aber nur bis nach Norwegen ge-

langt und von dort nach Hause zurückgekehrt ist. Ein englischer Schiffscapitän ferner überbringt dem Grafen die Nachricht, dass seine Gemahlin eines Sohnes genesen, des vierten, des nachmaligen Herzogs Humfrid von Gloucester.

Ostern wird noch in Danzig begangen, wobei Heinrich den vier Hauptkirchen reichliche Almosen spendet für die ihm vom Papste Bonifaz IX. ertheilte Lösung von seinem Kreuzzugsgelübde. Bald hernach ist er in See gegangen und, nachdem er in Hull glücklich gelandet, sofort nach seiner Burg Bolingbroke weiter geeilt. Als derselbe Fürst zehn Jahre später König von England geworden, hat er bei den oft sehr ernsten Zerwürfnissen, die von Neuem zwischen seinem Reiche und den Ostseeländern ausbrachen, grosse Kenntniss der preussischen Zustände an den Tag gelegt. Er ist aber der letzte Fürst von Bedeutung gewesen, der dort an einer Reise Theil genommen; darum gebührt denn dem Verhältnisse König Heinrichs IV. zu Preussen besondere Aufmerksamkeit.

So fehlte denn auch der stark materiellen Grundlage in den internationalen Beziehungen der beiden Länder die Romantik, das Ideal keineswegs. Beide verschlangen sich vielmehr frühzeitig und hielten in allen Stürmen der Zeit einen Wechselverkehr aufrecht, wie er sich zwischen England und dem die südostdeutsche Mark gegen Slaven und Ungarn hütenden Oesterreich schlechterdings nicht bilden konnte. Erst viel später hat dieses Band die Weihe verwandtschaftlicher Einigung der Fürstenhäuser erhalten, von der einst Rudolf und Eduard auszugehn gedachten. Merkwürdig, wie, gleichsam in Ahnung der grösseren Zukunft, noch in mittelalterlichen Tagen einige Stammväter Hohenzollerns mit den Königen von England und ihrer Politik in Berührung kommen. Der Burggraf Albrecht der Schöne von Nürnberg hat sich unter den deutschen Herren befunden, welche Eduard III. seine herrlichen Siege über Frankreich

erfechten halfen; und am Hofe Heinrichs V. und seines Sohns wusste man von der durchgreifenden Staatsklugheit Friedrichs I., Kurfürsten von Brandenburg, der, hinter Kaiser Sigismund stehend, seiner Zeit der tüchtigste politische Kopf im Reiche war.

V. Kaiser Ludwig IV. und König Eduard III*).

Die höchst merkwürdige Entwicklung Europas im vierzehnten Jahrhunderte offenbart recht deutlich, in wie weit die Geschicke zweier stammverwandte Länder, wie Deutschland und England, auseinander gehn, und in welchen Stücken hin und wieder das Bewusstsein des einheitlichen Ursprungs von Neuem aufleben kann.

Nachdem in dem grossen Kampfe der vorhergehenden Epoche die beiden hellsten Gestirne der Christenheit, Papst und Kaiser, zu erbleichen begannen, indem das eine das Licht des anderen unendlich getrübt hatte, erstarkte naturgemäss die Bedeutung der anderen Staaten, die bisher gleich Sternen niederer Grösse jene Hauptplaneten umkreist. Frankreich und auch England hatten sich zuerst der masslosen Herrschsucht Roms, dem unbeschränkten Machtgebot eines Bonifaz VIII., mit Erfolg entgegen gesetzt, ersteres gar den römischen Stuhl in dauernde Abhängigkeit, ins babylonische Exil nach Avignon

*) Quellen und Erörterungen zur Baierischen und Deutschen Geschichte. VII, 413—440. München 1858. — Geschichte von England. IV, 347 ff. Gotha 1855. — Böhmer, Regesta Imperii 1314—1347. Frankfurt 1839. 1841. — Böhmer, Fontes rerum Germanicarum. I, 190 ff.

gebracht. Aehnliches war selbst den grössten Kaisern der Vorzeit nicht gelungen. Seit dem Untergange der Staufer aber stand das Kaiserthum völlig in der Luft. Aus zwei Schichten, die bisher im Reiche vorgewaltet, strebte in immer mehr Spaltung und Vielheit das deutsche Fürstenthum zur Landeshoheit empor. Seit Rudolf von Habsburg hatte die Wahl drei verschiedene Häuser nach einander auf den Thron erhoben. Habsburg-Oesterreichs entlegene und damals schon der Gesammtheit nachtheilige Hauspolitik, so wie die abstossende Persönlichkeit Albrechts schien die letzte Spur einer Erblichkeit der Kaiserkrone zu tilgen; von Südosten hatte das Wahlrecht wiederholt nach dem Westen gegriffen. Aber selbst die kräftige und gewissenhafte Idee von der Behauptung seiner Würde, welche Heinrich VII. vorschwebte, vermochte nicht, seiner Dynastie eine ununterbrochene Nachfolge zu sichern. Bei seinem Tode standen sich sofort wieder eine österreichische und eine luxemburgische Partei gegenüber, während der päpstliche Hof und vor allen sein Schutzherr, der König von Frankreich, in diesen Angelegenheiten Deutschlands ihre Intriguen unbehindert spielen liessen. So kam es zu jener unseligen Doppelwahl, des Habsburgers Friedrich des Schönen und Ludwigs des Baiern. Wir wissen, durch welche Opfer und Anstrengungen Ludwig freilich die Königs- und selbst die Kaiserkrone für sich errang, wie er Oesterreich nieder zu drücken und Luxemburg-Böhmen hinzuhalten verstand; wie er mit Recht den Inbegriff des Imperium wieder nach Italien zu richten suchte, wie er mit fertigem Geschick seinem süddeutschen Hause im Norden die Mark Brandenburg erwarb und zugleich im Nordwesten sehr weit reichende Familienverbindungen anknüpfte. In diesen Stücken gab es allerdings einmal wieder einen Kaiser, der im Reiche nach dem Beispiele der tüchtigsten Staufer oder Welfen aufzutreten verhiess, wäre nur der abwesende und von anderen abhängige Papst nicht durch den Römerzug unversöhnlich ver-

letzt worden, und Oesterreich wie Luxemburg nicht in immer engeres Einverständniss mit Frankreich gerathen. Ludwig und sein Anhang waren vom Kirchenbann getroffen und zur Aufstellung eines Gegenpapsts, zu einem Schisma getrieben, an dem die Christenheit ein Aergerniss nehmen musste. Seitdem waren die Tage des sonst so wackeren Fürsten mühselig und kummervoll. Nirgends hielten Freundschaften und Bündnisse Stich; wenn sie fielen, musste nothwendig anderswo Ersatz geschafft und geschickt Eifersucht und Zwietracht geschürt werden, damit auch unter den Gegnern keine geschlossene Politik gedeihe. In solcher Lage konnte denn der Kaiser nicht umhin, selbst nach verzweifelten Mitteln zu greifen, wobei ihm freilich der Geist des Zeitalters auf halbem Wege entgegen kam. Die unbedingte Infallibilität der Päpste hatte arge Einbusse erlitten; gerade in ihrer Heimat, in Italien, erschollen die kühnsten Stimmen zu Gunsten eines einheitlichen weltlichen Gebieters. Dantes Staatstheorie zielte auf einen weltbeherrschenden Kaiser, Marsilius von Padua erhob sich als dessen vornehmster Publicist wider das geistliche Regiment, und unter den Bettelbrüdern, besonders aber den Minoriten, entfalteten sich Lehre und Wirksamkeit im geraden, gefährlichen Gegensatze wider die überall erschütterte Autorität der Curie. Kann man nicht umhin, Ludwigs Handlungsweise auf diesem Boden als die des Wagnisses und sogar der Verzweiflung zu bezeichnen, so lässt sich eben so wenig verkennen, wie mehr oder weniger im Anschluss daran eine Erneuerung tief innerlichen Lebens, gleichsam der erste reformatorische Frühlingshauch die deutsche Nation zu ergreifen begann. Die Städte, das Bürgerthum, zugleich friedebedürftig und unabhängigen Sinns, standen zu dem nationalen Herrscher und wider die welsche, ungeistliche Theokratie. Dies der Quell wahrhaft populärer Sympathien für den baierischen Kaiser, wie sie den nächsten Habsburgern und Luxemburgern vor und nach ihm nicht zu Theil geworden sind.

Ein Glück für Ludwig jedoch war es, dass es ihm auch im Auslande nicht gänzlich an Anhängern seiner Sache gebrach. Der Staat in England befand sich ebenfalls im Gegensatze wider die Habgier und Herrschsucht der päpstlichen Curie; es ist von nicht geringer Bedeutung, dass Ludwigs vornehmster Anwalt in seinem Streite mit Papst Johann XXII. gerade ein englischer Franciscanerbruder, der berühmte Scholastiker William Occam wurde. Dazu kam neuerdings einmal wieder die nächste Verwandtschaft zwischen den beiden regierenden Häusern. Der Kaiser hatte Margareta, die älteste Tochter des Grafen Wilhelm von Hennegau, welcher jüngst nach Aussterben der angestammten Dynasten auch Graf von Holland geworden, zu seiner Gemahlin erhoben und, da es dort an Söhnen zu fehlen begann, dadurch der Wittelsbacher Dynastie die ruhmvolle Aussicht eröffnet, alte Reichsgebiete, in denen das Gefühl des Zusammenhangs mit dem Reiche locker zu werden anfieng, wieder herbeizubringen. Eduard III. andererseits war zwar noch minderjährig mit Philippa, einer jüngeren Schwester Margaretas, verbunden worden; aber die Ehe wurde mit trefflicher Nachkommenschaft und politisch mit bedeutendem Einflusse in die Zeitereignisse gesegnet. So mussten sich denn die dynastischen Interessen der Wittelsbacher und der Plantagenets schlechterdings auf niederländischem Boden begegnen, wo es noch ausserdem nicht an Elementen fehlte, um ihre Verbindung abzurunden und geistig wie materiell zu beleben. Zwei wichtige Fürsten der Nachbarschaft waren ebenfalls herangezogen: Reinald von Geldern hatte sich mit einer Schwester des Königs von England vermählt, und Wilhelm von Jülich galt von vorn herein als ein begeisterter Anhänger der englisch-deutschen Alliance. Brabant und ein Stück von Flandern wenigstens waren noch Reichslehn. Hier dominirten aber die reichen, ganz von germanischer Autonomie beseelten Städte, damals die wichtigsten Geldplätze des nordwestlichen Europas, wo der eng-

lische wie der deutsche Handel seinen vornehmsten Austausch trieb. Es lässt sich denken, wie freudigen Anklang dort jenes Bündniss fand, als um dieselbe Zeit der Graf von Flandern vor den popularen Communen seines Landes flüchtig geworden, um bei seinem Lehnsherrn in Paris Schutz zu suchen, und als auf jenem Weltmarkte der Germanen nebst den reichen Erzeugnissen des Ackerbaus und des Handwerks auch geistige Anschauungen und geistliche Lehren Umsatz fanden, welche von der schroffen Doctrin der Kirche beträchtlich abwichen. Die Richtung gegen Frankreich indess, wo der Papst und die formale Lehre Roms neben dem Obdach auch Stütze zum Angriff suchten, strömte in jenen Tagen am mächtigsten in England.

Dort war das einst so gewaltige feudale Königthum auf die Bahn gerathen, die zum Verfassungsstaat führen sollte, und das um so sicherer, als der Lehnsverband mit Frankreich schrittweise immer mehr seiner Lösung entgegen gieng und dagegen in dem Grade, wie das sächsische Element in der englischen Nation erstarkte, eine Antipathie gegen alles französische Wesen wuchs, das bis vor Kurzem geistig und gewissermassen auch politisch die Herrschaft behauptet hatte. Während der schwachen Regierung Eduards II. hatten sich diese Tendenzen nach beiden Richtungen hin mächtig entwickelt, zugleich aber durch das Erleiden nationaler Schmach für den Nachfolger Stoff gesammelt, der nach Sühne drängte. Dies erkannte der dritte Eduard, als er jung, thatenlustig und ruhmbegierig selber die Zügel der Regierung ergriff. Es hinderte ihn nicht, dass er der eigenen ränkevollen Mutter entgegentreten und sie strafend den Antheil, den sie an Englands Erniedrigung gehabt, fühlen lassen musste; er trug kein Bedenken, sich auf die volksthümlichen Regungen seiner Unterthanen zu stützen und zur Erreichung seines hohen Ziels selbst von den Prärogativen der Krone herzugeben. Als in Frankreich die directe Linie der Capetinger ausge-

storben und der erste Valois ihren Thron bestieg, da hielt der König von England, unbekümmert um die salische Erbfolgeordnung, die Ansprüche eben jener Mutter empor und trat selber als Prätendent der französischen Krone auf. Statt eines Vassallen, wie es seine Vorfahren seit dem Eroberer kraft ihrer Besitzungen in Normandie, Poitou und Guienne gewesen, hoffte er kühn und verwegen selber Herr von Frankreich zu werden. Da traf er mit allen Wünschen seines mündig werdenden Volks zusammen, da begegneten sich auch seine Gedanken zunächst um näher anzuknüpfen mit denen seines kaiserlichen Schwagers. Wir sehen den jungen Fürsten nun, nachdem er vorläufig die englischen Beziehungen zu Schottland, die während der vorigen Regierung arg gelitten, geordnet und gebessert, nachdem er sich mit seinem Parlament verständigt hatte, sich mit einer Leidenschaft auf die Förderung des überseeischen Handels werfen, welche das Gewicht einsichtsvoller Rathgeber und eines unwandelbar festen Ziels erkennen lässt. Um die Mittel für grosse, weit aussehende Unternehmungen zur Hand zu haben, wird keck nach einer meisterhaft politischen Massregel gegriffen, deren volkswirthschaftliches Princip wenigstens den Zuständen jener Tage durchaus angemessen war. Eduard verdoppelte und verdreifachte trotz alles Murrens die Ausfuhrsteuer auf die vornehmste Geldquelle seines Landes, auf die Wolle, und beobachtete ein äusserst schroffes Schutzsystem, indem er die Massen, als wären sie sein Eigenthum, in bestimmten Häfen aufstapelte, die Verladung nur in grossen Quantitäten und ihre Ueberführung ausschliesslich nur nach Antwerpen und den flandrischen Städten gestattete. Dadurch fesselte er dann nicht nur jene blühenden Municipalitäten und die Verbrüderung der niederdeutschen Städte, deren Schiffe vornehmlich die Spedition betrieben und die fertigen Stoffe entweder nach England heim oder über Köln ins Inland weiter führten, mit starken Banden an seine Politik, sondern schaffte

sich und den Seinen auch prompte Bezahlung in klingender Münze, wie sie anderswo in Europa schwerlich aufzutreiben war.

Nach solchen Vorbereitungen nun wurden im Frühling 1337 an den verschiedenen niederländischen Höfen diplomatische Verhandlungen angeknüpft. Eine vornehme englische Gesandtschaft, darunter Grafen und Bischöfe, gieng über das Wasser mit gewaltigen Massen Wolle an Bord; dies galt als Vollmacht und Credit, dies war das Angebot, das für ein militärisch-politisches Bündniss gemacht wurde. England brauchte fremde Truppen zu seinem festländischen Kriege damals so gut wie in allen späteren Zeiten europäischer Kriegsgeschichte; statt der modernen Subsidien und Fremdenlegionen warb man im vierzehnten Jahrhunderte um gepanzerte Geschwader und bezahlte deren Kriegsherren über Antwerpen und Brügge mit hohem Wollwerthe. Ueberall, mit Hennegau, Brabant, Geldern, Jülich, Berg und einer grossen Anzahl kleinerer Gebieter wurden diese Soldverträge geschlossen. Im Juli kam es zu Frankfurt auch mit den Bevollmächtigten des Kaisers zum Abschluss, der sich selber verpflichtete, zu November 2000 Lanzen wohl gerüstet ins Feld zu stellen, wogegen sein Schwager Summen bis zu 300,000 Goldgulden auf Dortrecht anwies. Auch wurde zwischen beiden verabredet, nächstdem persönlich am Rhein zusammen zu kommen. Ludwigs Erstgeborener, der Markgraf von Brandenburg, Markgraf Friedrich von Meissen, so wie sämmtliche Anhänger der baierischen Politik in Deutschland traten ebenfalls hinzu. Mit Nassau und sogar mit süddeutschen Herren, den Grafen von Teck und ihren Nachbaren, und selbst den Oesterreichern wurde auf das Eifrigste verhandelt; ja, Eduard mochte die Hoffnung hegen, bei dieser Gelegenheit ein besseres Verhältniss zwischen Habsburg und Wittelsbach anzubahnen und jenes in eine Coalition hinein zu ziehen, deren allgemeiner Grundgedanke ein deutscher war. Noch niemals war dem Kaiser-

thume von aussen her eine solche materielle Stütze geworden.

Indess nahmen alle diese Vorbereitungen doch längere Zeit in Anspruch, als dem gewaltigen Eifer lieb war, so dass der König erst am 16. Juli des nächsten Jahrs sich in Begleitung seiner erlauchten Gemahlin und eines vornehmen, kriegsfertigen Gefolges nach Antwerpen begeben konnte. Sein persönliches Erscheinen — das war sein Gedanke — sollte sofort die an verschiedenen Stellen geknüpften Fäden zusammen fassen, um dann mit den gesammten englisch-deutschen Kräften den Angriff gegen Frankreich zu beginnen. Wie wurde es da lebendig in der alten Abtei St. Michaels, wo der glänzende Fürst und sein zahlreicher Hof auf Jahr und Tag das Hauptquartier genommen. Der Herzog von Brabant, der verschwägerte Graf von Geldern, eine Menge kriegseifriger Herren vom Rheine giengen aus und ein; hochgestellte Beamte aus England, Botschafter, die so eben im Reich gewesen, trafen hier zusammen. Auch hatte ein Mann offenen Zutritt, dessen Name damals auf allen Lippen war, ein schlichter und doch gewaltiger Mann, dem Könige von England ein viel bedeutenderer Bundesgenosse als alle jene Fürsten und Edelleute. Es war Jakob van Artevelde, den man gewöhnlich den Brauer von Gent nennt. Wegen der wichtigen Rolle, die er wenige Jahre hindurch an der Spitze der flandrischen Demokratie gespielt, übersieht man nur zu leicht, dass Ursprung und Anschauung des Mannes weit eher aristokratisch, dass seine Grösse aber eine nationale war. Aus altem Adel hervorgegangen, hatte er ganz die Bildung seines Standes in sich aufgenommen, war gleich anderen Edelgeborenen sogar einmal nach Jerusalem gepilgert und lebte und handelte in öffentlichen Dingen, wie seinem Range und seiner Zeit zukam. Nun war aber die städtische Commune in Flandern gleichsam an die Stelle des Staats getreten, die politischen Parteiungen hatten sich auf die popularen Factionen übertragen und

fanden in den mächtigen Gilden ihren kräftigen Ausdruck. Längst war es Sitte, dass auch Patricier und Edelleute sich in eine der Zünfte aufnehmen liessen, und so kam es, dass Artevelde der Brauer dem Einflusse anderer Gilden den Rang ablief. Als nun die Fläminger ihr franzosenfreundliches Grafenhaus vertrieben hatten, da wurde die siegreiche Faction in Gent auch die Herrin im Lande, ihr grösster Mann aber zum Ruwaert von Flandern ausgerufen. Wie hieng da alles in den geschäftigen, reichen und unruhigen Bürgerschaften an dem Wink Arteveldes, wie lauschte man auf seine Entschlüsse, wie stolz war der Haufe, wenn er ihn im vollen Schmuck seiner Würde an der Spitze seiner Trabanten, glänzend und mächtig wie ein König, durch die geräuschvollen Strassen schreiten sah. Die Verbindung mit einem solchen Manne, hinter dem ein ganzes Volk begeistert stand, durfte Eduard am wenigsten verabsäumen. Die Berichte lassen denn auch keinen Zweifel, dass beide sich verstanden und dass Artevelde vorzüglich das wahre Bindeglied der englisch-flandrischen Handelspolitik gewesen; wenigstens besitzen wir Andeutungen genug, wie intim die beiden mit einander verkehrt, und wie die Auffassung des Ruwaert von dem grossen Ziele, auf welches man lossteuern will, eine entschieden deutsche gewesen. Seine grosse Seele barg die richtige Erkenntniss der Fesseln, mit denen Kirche und Staat, Gesellschaft und Verkehr übermässig belastet waren.

Nachdem man sich nun in Antwerpen umständlich berathen hatte, schickte sich der König zu der Reise nach Deutschland an, um die längst verabredete Zusammenkunft mit seinem kaiserlichen Schwager zu begehen. Sie beide erst konnten das so eifrig betriebene Werk in Gang setzen. Endlich meldeten die Boten, dass Ludwig, der schon im Frühling aus Baiern an den Rhein gezogen war und längere Zeit in Frankfurt verweilt hatte, mit den ernstesten Reichsangelegenheiten beschäftigt, sich gegen Ende August von dort nach

Coblenz begeben werde. Es war Sonntag der 16. August 1338, als der englische Hof in Begleitung vieler Edelleute und einer zahlreichen Dienerschaft, mit einer Leibwache von etlichen sechzig Mann von Antwerpen aufbrach, um auf einige Wochen eine Sommerfahrt an den Rhein zu unternehmen, von der uns das bei der Gelegenheit geführte königliche Haushaltebuch viele schätzenswerthe Einzelheiten aufbehalten hat. Die kleine, erst fünfjährige Prinzessin Johanna, welche dem jungen Herzoge von Oesterreich, Friedrich IV., dessen Mutter wieder aus Baiern stammte, verheirathet werden sollte, — man sieht das politische Ziel — befand sich in der Gesellschaft ihres königlichen Vaters, und auch die treue Gemahlin, die edle Königin Philippa, obwohl sie einer Entbindung entgegen sah, wollte den Ihrigen eine Strecke Wegs das Geleit geben. Das schwere Gepäck war bereits im Voraus zu Antwerpen eingeschifft und zu Wasser landeinwärts geschafft worden. Eine Reihe von Wagen war gemiethet, um die Gesellschaft und die ihnen unentbehrlichsten Sachen zu befördern.

Der Weg gieng quer durch Brabant nach Osten; am 19ten übernachtete Eduard in Herenthals; Tags darauf nahm die Königin Abschied, um nach Antwerpen zurückzukehren, während die Anderen über Bree nach Sittard weiter zogen und am Sonnabend dem 22sten in Jülich eintrafen. Der König war hier bei einer Frau Juliana von Werth abgestiegen, die in liebenswürdigster Weise die Wirthin gemacht zu haben scheint. Auch der vor zwei Jahren zum Markgrafen erhobene Graf Wilhehm von Jülich hatte sich zur Begrüssung seines königlichen Gastfreundes eingefunden. Am Sonntage muss der reisige Zug mit der Sonne aufgestanden sein, indem er noch bei guter Zeit die starke Strecke bis Köln zurücklegte. Hier wurde auch während des folgenden Tags gerastet und vielerlei beschafft, wozu diese grosse, weit berühmte Stadt so manchen Anlass bot.

Schon die uralten Handelsbeziehungen Kölns zu England,

die so eben in der herrlichsten Blüthe standen, machten es zu einem grossen Ereigniss für ihre Einwohner, dass der König jenes reichen Landes bei ihnen eingekehrt. Wohl mochten ihre Jahrbücher die Notiz bewahren, wie einst vor anderthalb Jahrhunderten ein anderer englischer König, Richard Löwenherz, aus der harten Gefangenschaft des Kaisers entlassen, jubelnden Empfang bei ihnen gefunden, wie sie in ihrem Dom das Hochamt zu seiner Befreiung gefeiert. Von der frühsten Verbindung mit der britischen Insel erzählten viele der christlichen Heiligthümer Kölns in den an ihnen haftenden Legenden. Neuerdings waren die Schulen der Dominicaner weit über die deutschen Grenzen hinaus berühmt geworden; wiederholt kamen auch englische Ordensbrüder um dort zu studiren; König Eduard I. schon hatte für seine nächsten Angehörigen auch an den vornehmsten Wallfahrtsstätten in Köln Seelenmessen lesen lassen. Mit offenem Sinn und grossem politischen Vorhaben erschien nun der Enkel, um so manche auch im Auslande berühmte Wunderdinge in Augenschein zu nehmen, sich den Leuten zu zeigen und alle jene Saiten anzuschlagen, die zwischen hier und seiner Themsestadt gemeinschaftlich erklangen. Wir finden nun, dass er in dem Hause eines reichen Bürgers, des Ritters Heinrich Scherfgin, Wohnung genommen, der nebst seiner Gemahlin Blida, einer geborenen von Spiegel, sich den hohen Besuch so recht zur Ehre gerechnet hat. Da muss es denn wieder sehr lebendig hergegangen sein. Der Andrang der neugierigen Menschenmenge von der Strasse her war so gewaltig, dass die Stadt vier bewaffnete Diener stellen musste um dem Pförtner des Hauses beizustehn. Vornehme Herren erhielten hier Zutritt oder übersandten durch ihre Boten Geschenke zum Willkomm. Der Erzbischof Walram aus dem Hause Jülich liess durch seinen Schildknappen Wilhelm von Strake einen kostbaren Zelter überbringen, und selbst der ritterliche Wirth des Königs bat um die Erlaubniss ihm einige schön gearbeitete

Waffenstücke, wohl die Frucht kölner Kunstfertigkeit, darreichen zu dürfen. Ein Geiger, Franz geheissen, hat dabei Musik gemacht. Noch wichtiger aber für die Culturgeschichte erscheint das freigebige und wahrhaft königliche Auftreten Eduards selber. Die vielen Kirchen und geistlichen Stifter, von deren Pracht und Herrlichkeit er zu Hause so oft gehört, hat er bei seinem kurzen Aufenthalt auf das reichlichste bedacht, vielleicht gar den einen oder den anderen Ort selber besucht und in ihm ein Gebet verrichtet. Indem er die Klöster der Minoriten, Dominicaner, Augustiner und Carmeliter, die Brüder vom heiligen Kreuze und andere mit je 40 Schilling Sterling beschenkt, ersieht man, wie in Hinsicht auf solche Spenden ein König des vierzehnten Jahrhunderts bei seinen Besuchen zu verfahren hat. Die verschiedenen Altäre und Bildnisse der eilftausend Jungfrauen, die nach der Sage einst von Britannien nach Germanien gezogen, haben gar eilf Pfund und fünf Schillinge erhalten. Die reichsten Gaben aber wurden dem Dome gespendet, dessen herrlicher Chor, wie wir ihn kennen, vor wenigen Jahren erst fertig geworden. Hatte doch England an der Aufführung gerade dieses wundervollen Gebäudes schon vor mehreren Menschenaltern lebhaften Antheil genommen, als einst eine Feuersbrunst die alte Kathedrale zerstört und in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Erzbischof Conrad von Hochstaden sich selber übers Meer begeben hatte, um an dem kunstsinnigen Hofe Heinrichs III. und bei dessen durch den kölner Handel reich werdenden Unterthanen Beiträge zu sammeln, damit recht bald wieder ein der Stadt und ihrem Ruhme würdiger Prachtbau aufgeführt werde. Es scheint beinah, als ob sich König Eduard persönlich zum Dom verfügt habe, denn das Rechnungsbuch unterscheidet seine Gaben nach besonderen Zwecken, die den unmittelbaren Augenschein wenigstens annehmen lassen. Den einzelnen Capellen und Altären, die er mitten in der weiten Anlage des Werks vorfand, hat er nur 22 Schillinge

und 6 Pfennige dargebracht, während der jüngst errichtete Schrein der durch das ganze Abendland weit und breit verehrten heiligen drei Könige 58 Schillinge und 6 Pfennige für sich erhält. Dann aber hat am Eingange vielleicht eine Baukasse, ein Opferstock der Gläubigen gestanden, oder man hat den reichen Fürsten offen um einen Beitrag angesprochen, oder aber Eduard hat selber — denn von seinem architektonischen Geschmacke hat er späterhin zu Westminster und Windsor zahlreiche Beweise gegeben — begeistert über das unvergleichliche Muster gothischer Baukunst, das der Chor bot, aus freien Stücken zur Weiterführung des herrlichen Werks beisteuern wollen. Genug, wir finden in seinem Haushaltebuche auch die Summe von 67 Pfund und 10 Schillingen als Geschenk für den Dombau verrechnet, die, wenn man ihren vollen Werth nach dem damaligen Münzfusse, der das Funfzehnfache des heutigen betragen haben mag, in Anschlag bringt, jetzt einer Gabe von 1000 Pfund oder 6- bis 7000 Thalern gleich kommen würde. Englisches Geld steckt daher schon in den Fundamenten des Mittelschiffs und in den Strebepfeilern des südlichen Thurms. Jedenfalls aber darf, wenn einmal eine Riesentafel mit den Namen hoher und edler Gönner die vollendeten Säulenhallen zieren wird, unter den ersten und berühmtesten der König Eduard III. von England nicht fehlen.

Doch begleiten wir ihn nun Rhein aufwärts, indem seine Reise noch manchen für Zeit und Land merkwürdigen Beitrag liefert. Am Dienstag befindet sich der König mit seinem ganzen Tross in Bonn, wo er bei einem Domherrn des dortigen Münsters, Johann von Rese, abgestiegen. Erzbischof Walram aber, der in Bonn Hof hält, hat im Palast seinem vornehmen Gaste, mit dem es auch wohl allerlei wichtige Angelegenheiten zu besprechen gab, eine grosse Mahlzeit bereitet; wir begegnen zwei Minstrellen des Kirchenfürsten, Conrad und Ancelin mit Namen, die während der Tafel in der Halle aufspielen.

Am folgenden Tage wird dann auf dem schönen Strome die lustige Wasserfahrt angetreten, um pünctlich am Orte der Conferenz einzutreffen. Zwei Rheinschiffer, deren ehrliche Namen sogar in der Urkunde aufbewahrt, Dietrich von Andernach und Hanekin von Breisich, haben mit achtzehn Schiffsleuten und vier und vierzig Gesellen gegen einen Lohn von 20 englischen Pfunden die Beförderung des ganzen Hofs mit allen seinen Pferden und Gepäckstücken bis nach Coblenz übernommen. Da besteigt denn der König mit der kleinen Tochter und seinem vornehmen Gefolge sein Schiff; vier Herren aus rheinischen Ritterfamilien befinden sich, vom Kaiser dazu abgeordnet, in seiner Umgebung; seine Leibwache, sechs und sechzig Mann stark, jene kräftigen Söhne englischer Freibauern, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, in ihrer grünen Waidmannstracht füllen munter die Sitze; alles freut sich der wundervollen Gegend, als die Fahrzeuge langsam gegen das breite, mächtig strömende Wasser zwischen Drachenfels und Rolandseck bergauf geschleppt werden. Am Mittwoch Abend ist man zu Sinzig ans Land gegangen, wo wieder ein Edelmann Wolfram von Diest den König bewirthet. Die nächste Strecke wird dann bis zu der Insel Niederwerth zurück gelegt, wo die Gesellschaft auch noch am darauf folgenden Freitage Rast hält. Wir erfahren nicht, ob Eduard vielleicht für den zur Zusammenkunft mit Kaiser Ludwig verabredeten Tag noch zu früh kam, oder ob, wie es fast den Anschein hat, ihm unterwegs noch einmal ein glänzendes Fest veranstaltet wurde. Eine Anzahl der benachbarten Fürsten und Edelleute hatten sich hier zusammengethan, um dem hohen Bundesgenossen aufzuwarten und ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Es ist abermals von Ueberreichung werthvoller Geschenke die Rede; mehrere der Fürsten hatten ihre Minstrelle mitgebracht, wie sie damals zu einem Hofstaate gehörten und Bildung und Geschmack der Herren bekundeten. Eine Schaar von zehn solcher Musiker, die verschiedenen Herren angehören, an deren

Spitze aber der Wappenkönig Meister Conrad auftritt, so wie die fünf Minstrelle des Erzbischofs Balduin von Trier, geführt von Herrn Heinrich von Valbeck und Gottschalk dem Pfeifer, erhalten je 50 Schillinge Sterling ausgetheilt; Meister Ithel mit 10 Minstrellen, die der Kaiser gesandt, wird mit 100 Schillingen belohnt. Man ist zu der Annahme versucht, dass diese zahlreiche Schaar von Musikern nicht nur geblasen und ihre Instrumente geschlagen, sondern dass sie auch deutsche Lieder haben erklingen lassen, lebendige Proben ritterlichen Minnegesangs, wie sie damals vermuthlich im schönen Rheinlande noch nicht verschollen waren. So erhielten Kunstsinn und Geschmack des fremden Fürsten auch in Musik und Poesie ihre Befriedigung. Unter aller Lustbarkeit wurde aber in echt mittelalterlicher Weise von den Thaten verhandelt, die man gemeinsam vollbringen will. Vom Kriege gegen Frankreich, auch von den Zuständen des deutschen Reichs ist dort zweifelsohne die Rede gewesen. Unter den vielen Leuten, die mit dem Könige von England zu thun haben, begegnen wir auch dem Wappenherolde des Hochmeisters von Preussen, dessen Herr in mehrfacher, enger Beziehung zu England stand und gewiss seinen Grund hatte, den Fürsten desselben bei seiner Anwesenheit in Deutschland begrüssen zu lassen. Das Gedränge auf der Insel Niederwerth aber muss wieder sehr bedeutend gewesen sein, denn die Rechnungen lassen erkennen, dass dem vornehmsten Eigenthümer daselbst, dem Ritter Johann von Valendar, der in seinen Weingärten angerichtete Schaden mit 46 Schillingen und 8 Pfennigen, so wie dem Vogte des Erzbischofs von Köln, Reginald Sculf, der Unfug auf den Ländereien des Prälaten mit 40 Schillingen vergütet werden musste. Gegen seinen Wirth, Bruder Conrad Winter, den Vorstand einer Prämonstratenser-Zelle daselbst, Capitular der Abtei Romersdorf, Caplan und Freund des Erzbischofs von Trier, hat der König gleichfalls mit 20 Mark seine Schuld abgetragen, sowie den Insassen des Nonnenstifts 46 Schillinge

und 8 Pfennige zum Geschenk gemacht. Am 29sten ist er langsam nach Andernach gefahren und hat dort bei den Franciscanern Wohnung genommen, denen er ihre Gastfreiheit mit 40 Schillingen lohnt. Wahrscheinlich ist daselbst auch der Sonntag verbracht worden, denn erst am Montag dem 31. August wird die letzte Strecke bis Coblenz zurückgelegt. Dabei fehlte es denn nicht an feierlichen Begrüssungen. Noch ehe die Schiffe bis an die Stadt gekommen, fuhr ihnen die Staatsbarke des Kaisers entgegen; vier Minstrelle, die sich darin befanden, liessen Zinken und Trompeten ertönen, und Ludwigs Grossfalconier, ein Lombarde, den unsere Quelle Scolaus nennt, überreichte an Eduard im Namen seines Herrn als sinnvolles Festgeschenk einen lebendigen Adler. Wir finden aber dann leider nichts näheres über die Landung oder über die persönliche Begrüssung der beiden Schwäger und Freunde. Vielmehr schweigen die Columnen des Rechnungsbuchs acht Tage lang, während welcher Eduard mit seinem ganzen reisigen Trosse bei dem Kaiser an seinem Hofe gelebt haben und von diesem in allen Stücken bewirthet worden sein muss.

Dies ist aber gerade die Woche, in welcher zu Coblenz, wo sich um den Kaiser sein ganzer Reichstag versammelt hatte, grosse Dinge berathen und endgiltig beschlossen worden sind. Es handelte sich nämlich, wie wir aus verschiedenen chronistischen Aufzeichnungen und einigen werthvollen Documenten erfahren, vor allen um zwei hochwichtige Angelegenheiten, die Verabredung behufs eines Kriegs gegen Frankreich von Seiten des Reichs, und die gesetzliche Regelung der Reichsverfassung gegenüber den unerträglichen Eingriffen der Curie und zur Wahrnehmung der Würde und Autorität des Kaisers und der Kurfürsten, eine Frage, zu deren Berathung die letzteren vor anderthalb Monaten mit alleiniger Ausnahme von Böhmen zu Rense versammelt gewesen. Der Abschluss in allen diesen Dingen sollte möglichst feierlich

begangen werden, und so geschah es denn, dass am Sonnabend dem 5. September ein grossartiger Act auf dem offenen Floriansmarkte zu Coblenz statt hatte. Kaiser Ludwig erschien dabei im vollen Schmuck seiner Würde, mit der Doppelkrone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand, und liess sich auf einem Throne nieder, welcher zwölf Fuss über dem Boden erhaben war. Eine Stufe niedriger sass sein Schwager, der König von England, ebenfalls mit seiner Krone geschmückt, während wenigstens vier der Kurfürsten in Person und andere der Reichswürdenträger um sie her standen, ein jeder in seinem Ornat und mit den Insignien seines Amts. Auf der Rechten des Kaisers hatte der Markgraf von Meissen, links vom Könige der Markgraf Wilhelm von Jülich sich niedergelassen. Hoch über Ludwig hielt Otto von Cuyk, ein edler Herr vom Niederrhein, der auch in vielfacher Beziehung zu König Eduard erscheint, als Stellvertreter des Herzogs von Brabant, ein altes Staatsschwert empor. Die Herolde haben nachgerechnet, dass bei dieser Gelegenheit an die 17,000 Ritter und Herren, ganz abgesehen von ihrer Begleitung und dem herbeigeströmten Volke, versammelt gewesen seien.

Sobald feierliche Stille geboten, wurden zunächst im Namen des Kaisers fünf wichtige Reichsgesetze verkündet, die bestimmt waren dem ungefügen, fast zusammen brechenden Staatskörper noch einmal aufzuhelfen. Darnach soll der von den Kurfürsten zum römischen Könige erkorene Fürst die Rechte und das Eigenthum seines hohen Amts sofort antreten können, ohne die Bestätigung durch den Papst abwarten zu müssen. Wenn ein Lehnsmann sich gegen das Reich erhebt, so sind sein Leib und Gut verfallen. So oft der Kaiser oder sein Stellvertreter das Heer zu einem Reichskriege aufbietet, ist ein jeder kaiserliche Lehnsträger bei seiner Treue verpflichtet Heeresfolge zu leisten. Niemand, der einen anderen herausfordert, darf bei Strafe der kaiserlichen Acht vor dem

dritten Tage der Person oder dem Gute desselben etwas anhaben. Gegen alle Friedensbrecher und Strassenräuber soll mit den schärfsten Strafen an Leib und Leben eingeschritten werden, von denen selbst der Kaiser nicht entbinden kann. Nach diesem Acte der Gesetzgebung geschah ein anderer Ausfluss kaiserlicher Vollmacht, der mehr, als es auf den ersten Anblick scheint, mit jenem in Verbindung steht. Kaiser Ludwig ernannte nämlich, anknüpfend an Verhandlungen, welche die Reichsversammlung behufs des bevorstehenden Feldzugs schon vorher geführt hatte, seinen Schwager, den König von England, zum Vicarius oder kaiserlichen Stellvertreter für alles Reichsgebiet auf dem linken Rheinufer. Es war längst Brauch, Reichsfürsten und selbst fremden Herren für die Striche oder Grenzen, in denen sie vorzüglich mächtig waren, solche Vicariate zu übertragen. Wenn nun aber gar Eduard, dessen Inselreich so weit abgelegen, mit dieser Würde bekleidet wurde, so findet diese auffallende Thatsache weniger in der nahen Verwandtschaft mit dem Kaiser, als in dem mächtigen Einflusse, den die englische Politik wenigstens im Nordwesten des Reichs ausübte, und vor allen darin ihre Erklärung, dass ja die Hälfte der Reichsfürsten mit dem Kaiser an der Spitze Soldverträge mit den Engländern abgeschlossen und gelobt hatten in dem von Eduard geleiteten Kriege Dienste zu leisten. Dazu bedurfte er denn allerdings einer Stellung, der für die Gebiete, auf welche es ankam, wenigstens ein Stück der kaiserlichen Autorität übertragen wurde. Sein Vicariat und jene Reichsgesetze aber finden darin ihre innere Verbindung, dass beide Handlungen vom Papste absahen, und dass der Krieg gegen diejenige Macht eröffnet werden sollte, bei welcher Benedict allein materieller Hilfe versichert sein konnte. Feierlich, wie nur das volle kaiserliche Ceremoniell es zuliess, wurden die Reichsbeschlüsse vollzogen; aller Welt erschien noch einmal die Macht Deutschlands gross und gewaltig. Nachdem nun am folgenden Sonntage Kaiser und Reich

in der Hauptkirche von Coblenz noch ein gemeinsames Hochamt begangen, nachdem auch der Erzbischof Balduin von Trier, der greise Bruder Kaiser Heinrich VII., des Luxemburgers, nächträglich einen Soldvertrag mit König Eduard geschlossen und 500 Reisige zu stellen verheissen, nachdem, wie erzählt wird, der Kaiser dem Könige auf Leben und Tod geschworen, ihm gegen Philipp von Valois sieben Jahre lang beistehen zu wollen, und die Eröffnung des Feldzugs festgestellt worden, wurde der Reichstag entlassen.

Am Montag den 7. September trennten sich auch die beiden Schwäger. Kaiser und Kaiserin, denen Eduard die kleine Tochter mitgegeben, zogen über Frankfurt langsam nach München. Eduard aber trat, nachdem er die Reichs- und Hofdienerschaft freigebig beschenkt, unter anderen auch für die Ausfertigung der die Bündnisse und das Vicariat betreffenden kaiserlicher Urkunden den Notaren, Kanzlisten und Schreibern hohe Sporteln entrichtet hatte, ungefähr denselben Heimweg an, den er gekommen, freilich mit kleinen Abweichungen, die wohl hervorgehoben zu werden verdienen. Das erste Nachtlager wurde wiederum in Andernach genommen, jedoch dieses Mal in einem Privathause; das folgende in Bonn, wo es noch mit dem Schultheiss und den Vorstehern des Orts eine ärgerliche Sache auszutragen gab. Ein Theil der englischen Dienstmannschaft nämlich war während des Aufenthalts in Coblenz hier zurückgeblieben und am 31. August, vermuthlich wohl durch Weingenuss erhitzt, mit den nicht eben überhöflichen Einwohnern Bonns in Schlägerei gerathen. Man hatte dabei einen nicht unbeträchtlichen Schaden angerichtet, den König Eduard nun den Stadtbehörden mit 22 Pfund 10 Schillingen zu vergüten hatte. Am 9. September gieng die Reise bis Düren, und von dort in Stationen über Sittard, bis wo Philippa dem Gemahl entgegen gekommen, Bree, Herenthals nach Antwerpen, wo der Hof nach einer Abwesenheit von gerade vier Wochen wieder eintraf.

Eduard mochte sich in der That schmeicheln, durch alles, was er es sich hatte kosten lassen, nun mit hinreichenden Mitteln ausgerüstet zu sein um sofort Hand an sein grosses Vorhaben zu legen. Allein die Enttäuschung hinsichtlich der Festigkeit des im Reiche geschlossenen Bündnisses hat nicht lange auf sich warten lassen. Denn kaum wollte er im October von seiner neuen Würde Gebrauch machen, indem er als kaiserlicher Vicar einen Tag aller seinen Befehlen unterstehenden Fürsten nach Herk in Brabant ausschrieb, als sich die ganze Hohlheit des Bodens offenbarte, auf welchem man gemeinschaftlich zu handeln gedacht. Nicht nur eine Reihe entschieden französisch gesinnter Fürsten wie der Bischof von Lüttich verweigerten es an jenem Kreistage zu erscheinen, sondern auch andere, welche bis dahin als Freunde gegolten, wie der Herzog von Brabant, stellten sich nicht ein. Der Winter, während dessen von keinen Kriegsoperationen die Rede sein konnte, vergieng, ohne dass etwas Wesentliches geschah um die losen Massen zu grösserer Einheit zu festigen. Höchstens bemerkt man noch den eifrigen Verkehr der zwischen Antwerpen und München, zwischen dort und den vielen kleinen Höfen hin und her gehenden Boten. Erst zum Sommer 1339 sammelten sich die englischen und deutschen Streitmassen in Brabant und Flandern; viele der Herren, welche bereits hohe englische Gelder bezogen, waren an der Spitze der verheissenen Reiter erschienen, darunter der Brandenburger und der Meissener; allein der Kaiser blieb aus und andere folgten seinem Beispiel. Die blanken Angelotten sahen sie zwar gern in ihren Beuteln, doch mächtiger als das Wort, das sie gegeben, wirkten schon wieder Einflüsse, die von Avignon und Paris ausgiengen. Nichts desto weniger erkennt man noch in der Richtung, welche der Krieg bei seinem Ausbruche nimmt, dass es ein Reichskrieg sein soll, und dass Eduard als kaiserlicher Vicarius Rücksichten zu nehmen hat. Man bricht zunächst verheerend und erobernd

in den noch immer zum Reiche zählenden Sprengel von Cambray ein. Aber König Philipp VI. hatte die wichtigen Pässe an den nicht gerade furtenreichen Flüssen im Norden seines Landes bei Zeiten gewählt und vorsichtig besetzt. Mit grosser Umsicht wich er einem jeglichen ernsten Zusammentreffen mit der Uebermacht des Feindes aus; wohin dieser kam, war alles brach gelegt und blieb selten noch etwas zu zerstören. Schon rückte der Herbst heran, die Soldfrist lief zu Ende, die Thatenlust der deutschen Bundesgenossen begann zu schwinden. Der Feldzug nahm einen ruhmlosen Ausgang ohne der baierischen Partei im Reiche irgend welche Früchte getragen zu haben; der König von England hatte sich ausser der nutzlosen Vergeudung grosser Summen, da er nirgends als Feldherr hatte glänzen, niemals die Kraft seiner eigenen Nation in den Kampf führen können, noch den Spott der Gegner und ernste Androhungen des Papstes zugezogen. Zwar besann sich Benedict XII. sehr wohl auch mit ihm zu brechen; aber er hatte den König bereits warnend darauf aufmerksam gemacht, dass er aus Ehrfurcht vor dem päpstlichen Stuhle und ohne grosses Aergerniss zu bereiten unmöglich Titel und Würden von einem Fürsten annehmen könne, der selber weder Kaiser noch König, vielmehr mit der schärfsten Form des Kirchenbanns belegt sei. Eduard liess denn auch wirklich, obenein durch jenen verunglückten Versuch zu Herk und durch den elenden Ausgang des Feldzugs hinreichend belehrt, das Reichsvicariat fallen; er that wohl gar, als ob ein solches nie bestanden, denn die von Ludwig damals zu Coblenz ausgefertigte Ernennungsurkunde scheint trotz allen Suchens spurlos verschwunden zu sein. So geschah es, dass es kaum ein Jahr nach jener glänzenden Zusammenkunft auf dem Reichstage der päpstlich-französischen Einwirkung gelingen konnte, die grosse gefährliche Coalition, welche so gut wie vollendet schien, auseinander zu halten. Vergebens suchte der Kaiser um

dieselbe Zeit sich trotz der Schärfe des Bruchs mit der Curie zu vertragen.

Verfolgen wir noch die Fäden, die sich nun wieder von einander entfernen, wie wir sie haben zusammen kommen sehn. Während des ersten Winters findet noch von Antwerpen aus ein ungemein reger Verkehr mit dem Münchener Hofe statt; die Boten gehen hin und her, noch mit politischen Aufträgen zum Kriege gegen Frankreich, zum Heirathsbündniss mit Oesterreich. Grosse Summen hat monatlich der vornehmste Botschafter, Herr John de Montgomery, mit sich geführt, an 20- oder 30,000 Gulden, um damit in der Umgebung von Kaiser und Kaiserin und unter den Fürsten des südlichen Deutschlands zu wirken. Wir verfolgen seine Zahlungen bis an den Hof von Mainz oder zu dem einflussreichen Grafen Berthold von Henneberg. Dreimal hinter einander muss er sich nach Oesterreich begeben. Die ersten Beamten des kaiserlichen Hofs, wie der Kanzler oder Herr Heinrich von Cipplingen, der Deutschordenscomthur, der Protonotar Meister Ulrich von Augsburg, Meister Raimund von Valenciennes, der kaiserliche Leibarzt und Secretär, erhalten von ihm hohe Geschenke in klingender Münze. Dem Kaiser werden aus England wohl ein paar Messer, der Kaiserin eine prächtig mit Perlen besetzte seidene Tasche, ihrem ältesten Sohne, dem Markgrafen von Brandenburg, ein mit Silber ausgelegter Gürtel und dem bei Hofe so überaus einflussreichen Grafen von Neiffen ähnliche kostbare Präsente mitgebracht. Sie werden auch noch häufig durch Höflichkeiten der anderen Seite erwidert, indem kaiserliche Wappenherolde oder österreichische Ritter zu St. Michael in Antwerpen eintreffen oder Ludwigs Musiker bei der Weihnachtsfeier daselbst aufspielen. Auch für die jugendliche Johanna und ihren Staat in München hat reichlich gesorgt werden müssen. Leinwand, Juwelen und Perlen, die sie entweder selbst gebraucht oder freigebig anderen darreicht, finden sich wiederholt verrechnet; die ihr

beigegebene Begleitung scheint ebenfalls nicht unbeträchtlich gewesen zu sein, denn nach Ablauf eines Jahrs findet sich die in Bezug auf englische Ansprüche damals schon sehr bemerkenswerthe Notiz, dass Speise und Trank, wie sie am kaiserlichen Hofe geboten wurden, nicht hinreichten, und dass für die Rechnung des Königs von England noch für 46 Pfund Sterling mehr verzehrt worden ist. Um dieselbe Zeit muss aber auch Eduards Geduld erschöpft gewesen sein: die Annäherung zwischen Baiern und Oesterreich kommt trotz aller Bemühungen nicht zu Stande, und Kaiser Ludwig, indem er in Avignon demüthige, eitle Anträge macht, bebt immer mehr vor dem einst so eifrig betriebenen Beginnen, vor der Möglichkeit zurück das Reich zu einer Einigung mit England zu bewegen, durch die er den Papst, Eduard den Valois zum Nachgeben zu zwingen gehofft hatte. So lässt letzterer denn schon im December 1339 die kleine Tochter durch John de Montgomery aus Baiern zurückholen. Zur Beförderung der Reisigen und ihres Gepäcks sind abermals umfassende Anstalten erforderlich gewesen; man hat dabei aber so viel wie möglich die Wasserstrassen benutzt und hat Menschen und Pferde zu Schiff geladen, die Donau so weit als möglich Strom auf und späterhin den Rhein hinunter. Bis zum 15. April 1340 ist Johann wieder bei den Eltern eingetroffen, womit die äusserst lebhaften Beziehungen zum kaiserlichen Hofe ein Ende erreichen. Sie sind auch späterhin nicht völlig zerrissen, denn hat man auch glänzende politische Erwartungen und nahe Aussichten auf wichtige Familienverbindungen aufgeben müssen, so ist doch darum keine ernstliche Entfremdung oder gar eine Spannung zwischen den so eng verschwägerten Höfen eingetreten.

König Eduard mochte wohl die traurige Nothwendigkeit, die gewaltigen Schwierigkeiten erkennen, in denen sich der Kaiser befand, als ihm Luxemburg-Böhmen und Oesterreich das Regiment im Reiche überall verlegten und der Papst un-

erbittlich auch unter den Getreuen immer wieder Feindseligkeiten aufwiegelte. Er hat es ihm daher auch nicht übermässig hart entgelten lassen können, als Ludwig in seiner Noth sich Frankreich zu nähern beginnt, dem Könige Philipp in den zwischen ihnen streitigen Puncten nachgibt und ihn nach den ersten freundschaftlichen Rückäusserungen ersucht ein besseres Verhältniss zwischen seiner Partei und dem apostolischen Stuhle zu vermitteln. Er hofft wohl auf diesem Wege leichter aus den unendlichen Bedrängnissen heraus zu kommen und vor seinem Lebensabende noch einmal wieder sonnigere Tage zu sehn. Die verwandtschaftlichen Bande mit England und den Niederlanden, denkt er, werden auch bei Zumuthungen, wie er sie ihnen machen muss, festhalten; und darum hat er denn noch nachträglich am 25. April 1341 auch jene kaiserliche Uebertragung des Reichsvicariats an Eduard widerrufen, sich verpflichtet, den Frieden zwischen Valois und Plantagenet anzubahnen und dies ganze Verfahren schriftlich gegen Eduard zu rechtfertigen gesucht.

Allein die grosse Entwicklung der Dinge nahm doch einen wesentlich anderen Gang, als ihn die Machthaber sich vorgezeichnet hatten. Der König von England hatte bereits mittlerweile gezeigt, dass er Energie genug besass, um nach dem ersten Misslingen nicht sofort zurückzutreten und sich, wenn andere Stützen wankten, so viel als möglich auf die eigenen Füsse zu stellen. Am 24. Juni 1340 hatte seine Flotte vor Sluys jenen ersten, in der maritimen Geschichte Englands denkwürdigen Seesieg über die bei Weitem überlegenen von Franzosen und Italienern bemannten Geschwader gewonnen, die den Engländern die Einfahrt in die Schelde sperren und ihr mercantil-politisches Bündniss mit den Niederlanden hatten sprengen wollen. „Alles was deutsche Zunge redet, frohlockt bei dieser Siegesbotschaft“, singt in seinen treuherzigen Reimen Jan der Klerk von Gent, ein begeisterter Anhänger eines Bündnisses unter alten Stammverwandten. Und wahrlich durch

jenen Schlag hatte sich Eduard wenigstens die materiell tüchtigsten deutschen Kräfte erhalten, die volkreichen und betriebsamen Städte Flanderns und die Baarschaften der ihm so sehr verpflichteten Hanse. Man sieht das recht bei den nächst folgenden Auseinandersetzungen. Es war der richtige Gedanke des Königs die Wirkung der Seeschlacht durch einen abermaligen Einbruch in Frankreich vollends nachhaltig zu machen. Das Heer, welches er dazu herbeiführte, war wiederum grösstentheils aus Fremden und Söldnern zusammengesetzt; noch ein Theil der Reichsfürsten hatte seine Trupps gestellt, und die flandrischen Communen mit ihrem Ruwaert an der Spitze waren ebenfalls ausgerückt. Aber der Erfolg war kein besserer als im Jahre vorher, vielmehr bedeckte sich das Heer der Städte auf Seite der stolzen Ritterschaaren noch obenein mit Unehre, und man schloss endlich einen erbärmlichen Waffenstillstand, der keinen der Streitpuncte austrug, um welche es sich handelte, der des Kaisers Abfall vom Bündnisse gewissermassen rechtfertigte und Eduard glücklicher Weise nur die Aussicht liess, bei nächster Gelegenheit mit anderen Kräften den Kampf wieder aufzunehmen. Darüber aber hatte er sich tief in Schulden gestürzt und kam bereits bei Auszahlung der hohen Soldsummen an die deutschen Fürsten in nicht geringe Verlegenheit. Jenes Rechnungsbuch enthält zu Abschluss des Jahrs 1341 eine lange Liste der ausbezahlten Gelder, wonach der Kaiser 8227 Pf. 12 D., der Markgraf von Jülich 8962 Pf. 10 Sch., der jüngst zum Herzoge erhobene Graf Reinald von Geldern 4612 Pf. 10 Sch., Herr Dietrich von Falkenberg 3864 Pf. 8 Sch. 3 D., der Graf von Hennegau 3150 Pf., der Herzog von Brabant 600 Pf., der Erzbischof von Trier 506 Pf. 5 Sch. und viele andere ähnliche, aber meist doch geringere Summen erhalten haben. Sie waren durchweg auf hansische Wechsel gezogen, der König aber auf diesem Wege in die engste abhängige Verbindung mit den deutschen Kaufleuten ge-

rathen, die ihm für die nächsten Jahre viele Sorge gemacht haben muss.

Noch von Antwerpen aus, wo der englische Hof bis zu seiner definitiven Rückkehr nach Westminster fast zwei ganze Jahre verweilt hatte, sah sich Eduard genöthigt, seine kostbaren Reichskleinodien als Pfänder nach Deutschland zu schicken. Aus der sorgfältig bewahrten Correspondenz ersehen wir, dass die grosse Staatskrone dem Kurfürsten von Trier übergeben werden musste, und dass die Krone der Königin nebst anderen werthvollen Krönungsjuwelen sich längere Zeit hindurch in der Hand mehrerer Bürger zu Köln befand. Das Haushaltebuch bewahrt in seinen dürren Zahlen den näheren Hergang: wie ein englischer Ritter, Herr Bartholomäus de Burgersh, vom Könige und seinem Rath mit der Ausführung dieses delicaten Geschäfts betraut wurde, wie er bei der Ankunft in Köln die Kleinodien von einem dortigen Goldschmied, Lauretto geheissen, abschätzen liess, wie zwei Bürger, Johannes von Spiegel und Richard Grim, mit den Wechslern der Stadt das eigentliche Geschäft verhandelten, und wie gegen das Depositum wiederholt beträchtliche Summen erhoben wurden. Aber die Noth wuchs rasch. Schon im Jahre 1342 waren die Juwelen verfallen; die Schreiben, welche die Staatskanzlei zu London und der Rath von Köln in der Angelegenheit mit einander wechselten, lassen erkennen, dass König Eduard durchaus nicht im Stande war sie durch Erfüllung seiner Verpflichtung zu lösen. Da einigten sich die im Londoner Stahlhof vertretenen deutschen Hansegenossen, deren wohlhabende und einflussreiche Häuser sogar einzeln dem Namen nach bekannt geblieben, mit den Kölnern; sie liessen die Schuld und ihre Pfänder auf sich übertragen, streckten dem Könige neue Summen vor und stellten ihm seine Reichsjuwelen zurück, als er ihnen den Wollzoll in mehreren der vornehmsten Häfen, einige Zinngruben in Cornwall und andere einträgliche Regalien auf eine Reihe von

Jahren in Pacht gab. Auf diesem Wege gelangte die deutsche Hanse in England auf den Gipfel ihrer hohen Privilegien, aber erregte durch dieselben auch bei den Einheimischen steigende Missgunst und Fremdenhass. Der eigene Kaufmannsstand und überseeische Handel begann mündig zu werden um in den nächsten Menschenaltern die Stellung der Ausländer wankend zu machen.

Allein einstweilen hatten doch gerade jene klugen, aber neben aller Speculation hinlänglich patriotischen Stahlhofsgenossen dem Könige, der als Vorkämpfer der deutschen Nationen die Anmassungen Frankreichs niederzuwerfen unternommen, aus argen Verlegenheiten geholfen. Nur dadurch wurde es ihm möglich noch einen anderen schweren Schlag zu ertragen, als nämlich im Juli 1345 bei einer erbitterten Rauferei zwischen den Zünften der Weber und Walker von Gent sein begeisterter Freund Jakob von Artevelde, der sich kühn ins Mittel geworfen, erschlagen worden war. Erst vor wenigen Tagen war er von Sluys zurück gekehrt, wo er auf der Rhede eine geheime Zusammenkunft mit König Eduard gehabt hatte, der es der Mühe werth erachtet wegen eines Gesprächs mit dem Ruwaert eigens von der Themse herüber zu fahren. Es war unverkennbar, die Gründe dieses Todtschlags lagen tiefer; ganz Flandern lief Gefahr dem französischen Einflusse zu verfallen, wenn nicht sofort entschieden gehandelt würde. Da war es denn, als der König im Vertrauen auf die Hilfsmittel der Heimat und zugleich durch deutsche Gelder gefördert sich zu einem Angriff von einer ganz anderen Seite entschloss und im August des folgenden Jahrs jene kühne Landung in der Normandie ausführte, deren Wagestück nach einem verzweifelten Marsche quer durch Nordfrankreich von dem glänzenden Siege bei Crecy gekrönt wurde. Vor einem bereits arg zusammengeschmolzenen Heere, das aber von Eduard in Person und von seinem noch unbärtigen Erben, dem schwarzen Prinzen, geführt wurde, erlag hier die Blüthe

der Ritterschaft von Frankreich. Brachte der König auch kaum viel mehr heim als die Lilien und den leeren Titel der Valois auf seinem Wappenschilde, so verkündete doch die wenig später vollbrachte Eroberung von Calais, dass für die Insel ein Zeitalter der kühnsten Unternehmungen wider das mächtige Nachbarland angebrochen und dass bereits ein Punct in Beschlag genommen, der nicht nur für Angriff und Vertheidigung unvergleichlich war, sondern auch die unmittelbare Verbindung mit den deutschen Völkern, und vorzüglich zum Besten des commerciellen Verkehrs, offen hielt. Die Botschaft von dem ruhmvollen Tage bei Crecy ist abermals freudig durch die niederländischen und deutschen Gaue gezuckt, während Genuesen und Toscaner, die dort auf Seite der Besiegten mitgefochten, in ihrer italienischen Heimat vom Schrecken zu erzählen gewusst, welchen die englischen Pfeile und Streitäxte und, wenn wir den Berichten trauen dürfen, die ersten Kanonenkugeln unter ihnen angerichtet. Nicht minder bemerkenswerth ist die Thatsache, dass lombardische Banken in London und Florenz fallirt haben, die Stahlhofsgenossen aber, vom Glück begünstigt, reichlich die Früchte ihrer geschickten Speculationen ernteten. Fortan aber wird der Krieg in Frankreich nur von englischen Völkern geführt. Nur vereinzelt noch tauchen deutsche Herren auf, Graf Heinrich der Eiserne von Holstein und Burggraf Albrecht der Schöne von Nürnberg, welche unter Eduards Fahnen die alte Kriegsgenossenschaft fortsetzen, während auf der anderen Seite, wohl durch die Nachbarschaft angelockt oder auch durch die Politik der Luxemburger Dynastie getrieben, mehrere Fürsten und Grafen für Frankreich das Schwert gezogen haben.

Schon ein Jahr nach der grossen Feldschlacht an der Somme, am 11. October 1347 sank der wittelsbachsche Kaiser ins Grab. Wohl behauptete sich sein Geschlecht noch mehrere Jahrzehnte in Brandenburg und einige Menschenalter hindurch in Holland; die Aussicht aber ihm auch die kaiserliche Krone

zu vererben war mit Ludwig selber dahingegangen. Als nun der Markgraf von Brandenburg seinem Oheim König Eduard III. die Reichsinsignien hinhielt und ihn aufforderte, im Vertrauen auf seine Verwandtschaft und die früheren Beziehungen zum Reiche sich zum römischen Könige wählen zu lassen, da hat dieser nicht lange mit der ablehnenden Antwort gezögert. Die eigene Krone dünkte ihn, wenn auch nicht so funkelnd, doch fester und schmerzloser als die mit Dornen durchflochtene Karls des Grossen. Langsam, Schritt für Schritt hatte er sich seit sechs Jahren von der Reichspolitik, in die er so tief verwickelt worden, zu lösen gewusst; er konnte am wenigsten wieder darauf zurückkommen in einem Moment, als es ihm gelungen in den Dornen, unter die auch er gerathen, die erste Rose zu pflücken.

VI. Der Hansische Stahlhof in London.*)

Wer noch vor zwanzig Jahren mit dem Cityboot von Westminster stromabwärts fuhr, konnte trotz Rauch und Nebel in dem wüsten und schmucklosen Getümmel von Werften und Waarenlagern am linken Ufer, ehe man die letzte den Themsestrom überspannende Brücke erreicht, einen durch zwei enge nach der Wasserseite führende Gassen, Cosins- (Fortsetzung von Dowgate) und All Hallows-Lane, abgetheilten Quai wahrnehmen mit Wohnhäusern und Speichern von verschiedenen Stockwerken, deren Baustil, deren grüne Fensterläden, deren in jener Atmosphäre besonders seltener Schmuck, einige grüne Bäume, unwillkürlich an ähnliche Plätze in deutschen Seestädten erinnerten. Es war in der That mitten in dem fremden London ein Fleck, an welchem seit unerdenklichen Zeiten unsere Landsleute gelebt und den sie bis um die Mitte des Jahrhunderts besessen hatten. Es war die uralte Factorei, der Stapelplatz der Kaufleute aus den Landen

*) Liber de antiquis legibus edited by Thomas Stapleton. Camden Society 1846. Urkundliche Geschichte des Hansischen Stahlhofes zu London, von J. M. Lappenberg. Hamburg 1851. Hanserecesse, I. 1874; Koppmanns Einleitung.

des Kaisers, bekannt unter dem Namen des Stahlhofs, auf englisch Steelyard. Seitdem vor wenigen Jahren der Fluss eingedämmt, der stolze Themsequai von Westminster bis Blackfriars aufgemauert und zu den bisherigen Brücken noch mehrere riesige Eisenbahnviaducte über das breite Wasser gespannt worden sind, ist auch die Uferstrecke, die einst deutsches Eigenthum gewesen, vollständig umgewandelt. Das ganze Quadrat von Thames Street landeinwärts, wo ehedem der alte Thorweg mit dem Doppeladler stand, ist bis an die Wasserseite mit modernen hohen Ziegelbauten, Packhäusern und Geschäftsräumen, bedeckt. Nur die zur Werft führende Gasse, Dowgate, trägt ihren den Londonern wohlbekannten Namen weiter.

Die Ursache, weshalb den Deutschen fast allein vor allen anderen Nationen Europas die seltene Vergünstigung widerfahren ist in dem exclusiven England Jahrhunderte hindurch Grund und Boden zu besitzen, lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, wenn man sie nicht in den geographischen Beziehungen des nördlichen Deutschlands und des südlichen Englands und in der unvertilgbaren Stammverwandtschaft ihrer Bewohner finden will. Die Angeln und Sachsen, die über die rauhe Nordsee zogen um Britannien zu gewinnen, eröffneten unstreitig auch den ersten Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern. Er wird dann besonders kräftig aufgeblüht sein, nachdem die Nachkommen Aelfreds des Grossen sich in Erinnerung an die gemeinsame Herkunft mit den Ottonen Deutschlands verschwägerten. Die Verwandtschaft der norddeutschen Fürstenhäuser mit dem englischen besteht ja bis auf diesen Tag; das weisse Ross, das schon Hengist und Horsa im Schilde führten, findet sich bis heute im Wappen von Braunschweig-Lüneburg wie in der Grafschaft Kent; es ist der Seerappe, nach welchem die Sachsen einst dichterisch ihre hochgeschnäbelten Schiffe benannten. Enge verwandtschaftliche Bande der Fürsten und gemeinsamer Ursprung der beiden Völker haben also

die eigenthümliche Entwicklung, welche ihr nationaler Verkehr genommen hat, wesentlich gefördert.

Es fällt nicht schwer, die Hauptmomente desselben gerade aus der Geschichte des Stahlhofs hervorzuheben. Lange ehe noch die deutschen Städte zu dem weltberühmten Bunde der Hanse zusammentraten, und ehe der Grund zu ihren fernen Handelsfactoreien in Russland, Scandinavien, Flandern und Portugal, zu Novgorod, Wisby, Bergen, Antwerpen und Lissabon gelegt war, muss es eine Corporation deutscher Kaufleute an der Themse gegeben haben. Eine Rechtsaufzeichnung der Stadt London aus den Tagen König Aethelreds II., der von 978 bis 1016 die Krone trug, gewährt den Leuten aus den Landen des Kaisers, welche mit ihren Schiffen nach England fahren, dieselben Handelsrechte wie sie die Einheimischen besitzen, wofür sie zu Weihnachten und zu Ostern je zwei Stück graues und ein Stück braunes Tuch, zehn Pfund Pfeffer, fünf Paar Mannshandschuh und zwei Fässchen Essig als Abgabe zu entrichten haben. Dass kein Geld verlangt wird, sieht ganz wie die althergebrachte Leistung einer Genossenschaft aus, von deren Mitgliedern ausserdem angenommen wird, dass sie auch in England überwintern. Mitten im Zeitalter der Dänenherrschaft und der normännischen Eroberung gedeiht das Bürgerthum und der überseeische Handel. Wilhelm von Malmesbury, der um 1140 schrieb, nennt London reich an Schätzen seiner Bürger und angefüllt mit Kaufleuten aus der Fremde, vorzüglich aber aus Deutschland. Heinrich II., der erste Plantagenet, nimmt dann im Jahre 1157 die Leute von Köln, mit denen vermuthlich die Bürger der westphälischen Binnenstädte und einiger Nordseeplätze wie Hamburg und Bremen im Verbande standen, nebst ihrer Londoner Hanse in seinen besonderen Schutz. In diesem ältesten Privilegium wird ihnen ausdrücklich gestattet ihren Rheinwein, den sie damals schon in London zu Markte brachten, für denselben Preis zu verkaufen, zu dem man dort den französischen Wein

ausbot. Als späterhin Richard Löwenherz aus der Gefangenschaft Kaiser Heinrichs VI. entlassen wurde und froh gleich einem wilden Vogel, der dem Käfige entkommen, in die Heimat eilte, rastete er einen Tag in Köln, liess sich im Dome ein Hochamt feiern und dankte den Bürgern für den ihm bereiteten Empfang, indem er ihnen die Jahresrente von zwei englischen Schillingen, die sie für ihre Gildhalle in London zu entrichten hatten, auf immer erliess. Es sind also die Leute des Kaisers, vor allen die Kölner, denen in London ein Haus gehörte, das wie heute noch das Stadthaus der City daselbst den Namen einer Gildhalle trug.

Allein es dauert nicht lange, so werden die Angehörigen noch anderer deutschen Städte an den Ufern der Themse erkennbar. Es sind die Zeiten der grossen für das Reich so verhängnissvollen Kämpfe zwischen den Staufern und Welfen; dadurch dass Heinrich II. von England eine seiner Töchter an Heinrich den Löwen vermählte, hatte er seiner Dynastie eine welfische Politik vorgezeichnet. Diesem Princip aber, das auf der einen Seite an der Zertrümmerung deutscher Einheit mitwirkte, verdanken andererseits die Städte Italiens so gut wie die des südlichen und nördlichen Deutschlands ihr wunderbar rasches Aufblühen zu fast autonomen Communen. Die Wahl Kaiser Ottos IV., desjenigen Welfen, der zum ersten Mal die Staufer verdrängt, wurde mit Hilfe seines Oheims, des löwenherzigen Richard, und des von ihm gezahlten englischen Geldes durchgesetzt. Fest hielten die Kölner zu ihm; selbst nach der grossen Schlacht bei Bouvines, wo Otto nebst Johann ohne Land von französischen Waffen und hohenstaufischer Politik besiegt wurde, wollten sie nicht von ihm lassen. Um diese Zeit indess erkämpfte sich Lübeck, die Ostseestadt, einen Platz neben Köln und seinem Bund im Westen. Bald wurden den Kaufleuten von der Trave wie denen aus Wisby von Heinrich III. in England dieselben Privilegien zugesagt, wie sie die anderen Deutschen besassen. Als dann der grosse

Kaiser Friedrich II. nach langer wechselvoller Regierung gestorben und seine Nachkommen bald nach ihm ihr tragisches Ende gefunden hatten, erscheint unter den Thronprätendenten des gespaltenen Reichs als Vertreter der welfischen Ideen geradezu ein Prinz aus dem Hause Plantagenet, Richard von Cornwall, der Bruder des englischen Königs Heinrich III. Durch seine Fürsprache gedeiht jene Vergünstigung immer weiter. Schon König Johann hatte die Bremer ausdrücklich mit denselben Rechten wie die Kölner zugelassen; ihnen folgen jetzt die Hamburger, die Leute von Lübeck, in der Folge Vorort der baltischen Hanse, die von Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald. Die Kölner, eifersüchtig auf dieses Herbeidrängen der Osterlinge, mochten noch so viel grollen, im Jahre 1260 wird allen gemeinsam von Heinrich III. ein grosser Freibrief ausgestellt, allen Kaufleuten von Alemannien, die das Haus zu London besitzen, welches die deutsche Gildhalle heisst, die Aula Teutonicorum. Indess noch sind sie nicht zusammengewachsen, denn von 1266 und 1267 datiren besondere Verschreibungen an Hamburg und Lübeck, die ihnen das Recht ertheilen eigene Hansen oder Gilden zu errichten.

Eine kleine Familiengeschichte aus jenen Tagen mag hier dienen uns die Einwanderung und das Fortkommen unserer Landsleute zu vergegenwärtigen. In dem städtischen Archive zu London liegt ein merkwürdiger Pergamentcodex aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, dessen Verfasser, der bescheiden nur in der dritten Person von sich selber redet, eine kurze Erzählung seiner Herkunft gibt. In den letzten Decennien des 12. Jahrhunderts, berichtet er, sei ein Mann, Arnold von Grevinge mit Namen, gebürtig aus der Stadt Köln, nach England gekommen nebst seiner Frau, welche Ode geheissen. Sie seien kinderlos gewesen und wären nach ihrer Landung sofort nach dem Grabe des im Jahre 1170 ermordeten und als wunderthätigen Heiligen verehrten Erzbischofs Thomas

nach Canterbury gewallfahrtet, um sich die Fürbitte des Märtyrers um Nachkommenschaft zu erflehen. Würde ihnen ein Sohn geschenkt, so wollten sie ihn dem Dienste Gottes weihen, er sollte Mönch werden in dem berühmten Kloster zu Canterbury, dem Thomas Becket einst vorgestanden. Arnold zog darauf nach London und gieng seinem Geschäfte nach; er erhielt zwei Kinder, einen Sohn, den er zum Danke für die Erhörung seines Gebets Thomas nannte, und eine Tochter Juliane. Thomas wurde nun freilich nicht Mönch; er nahm statt dessen das Kreuz und folgte im Jahre 1203 den Schaaren des Grafen Balduin von Flandern nach Konstantinopel. Bei der Einnahme des Reichs durch die Latiner ist er verschollen. Seine Schwester Juliane aber heirathete zu London einen Landsmann, Thedmar, gebürtig aus der Stadt Bremen. Sie wurden Eltern von eilf Kindern; und dass es ihnen wohl ergangen, erhellt daraus, dass ihre vier Töchter bei der Verheirathung auf das Reichste ausgestattet worden sind. Einer ihrer Söhne, Arnold mit Namen, ist der Verfasser jenes Liber de antiquis legibus, dessen wesentlichster Inhalt neuerdings veröffentlicht worden ist, und ausserdem ein Mann, der in seinem bewegten Zeitalter eine hervorragende Rolle in der Geschichte der Stadt London gespielt hat. Er wurde einer der sechsundzwanzig Aeltermänner der Stadt und bewahrte daneben in treuer und dankbarer Erinnerung an seine Abstammung den Zusammenhang mit seinen Landsleuten, die ihn ebenfalls zum Aeltermanne und Vorstande ihrer Gildhalle erwählten. Während des Kampfs der Barone mit dem Könige Heinrich III., an welchem das demokratische Element in der City eifrigen Antheil nahm, hielt er sich streng conservativ zu dem Fürsten; mehrere Mal hat er von seinem bedeutenden Vermögen hohe Strafgelder bezahlen müssen, einmal schwebte sogar sein Leben in Gefahr. Er ist hernach in grossem Ansehen und hoch betagt über neunzig Jahre alt gestorben. In em ohne Frage von ihm selbst dgeschriebenen Buche erzählt

er viel von dem römischen Könige Richard, dem er persönlich nahe gestanden zu haben scheint, und bei dem er sicher die bedeutenden Privilegien für seine Landsleute aus den deutschen Seestädten befürwortet hat; auch gedenkt er mit besonderer Theilnahme der Wahl des Grafen Rudolf von Habsburg zum römischen Könige, durch welche das zerrüttete Deutschland dem Auslande gegenüber doch einigermassen wieder zu Ehren kam. Diese wenigen Züge aus dem Leben eines englischen Aeltermanns bremischer Abkunft gewähren uns ein Bild, in welcher Weise es fleissigen deutschen Einwanderern und ihren Nachkommen gelang auf englischem Boden heimisch und ihres Lebens froh zu werden; sie zeigen ausserdem, wie in einer Familie wenigstens, als Beispiel für die ganze deutsche Handelskolonie, der kölner und der niedersächsische Ursprung durch Heirath zur Versöhnung kam.

Mit der Zeit im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts wohnten denn auch in der That die Kaufleute vom Rhein und die von der West- und Ostsee harmlos bei einander und genossen gemeinsam die Einigung zu einer Hanse und die bedeutenden an ihre Gildhalle geknüpften Vorrechte. In ihrer emsigen Thätigkeit kamen ihnen die Engländer noch nicht gleich; reicher als sie waren allein die italienischen Wechsler, welche damals die bis auf diesen Tag noch von Banquierhäusern angefüllte Lombardstreet bewohnten. Dem Wuchergeschäfte abhold, betrieben die Deutschen dagegen fast ausschliesslich die Spedition; auf ihren eigenen Schiffen führten sie die Rohprodukte Norwegens und Russlands, so wie aus Spanien und Portugal die Früchte des Südens ein. Ein bedeutender Aufschwung ihres Handels geschah zu Anfang der glänzenden Regierung des mächtigen Königs Eduard III. Der grosse langjährige Kampf, den dieser Fürst um die Krone von Frankreich führte, erforderte auch ganz ausserordentliche Mittel. Seine engen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem deutschen Kaiser Ludwig IV. und den niederländischen

Fürstenhäusern richteten seine Blicke wegen Anknüpfung politischer und commercieller Verbindungen bald ausschliesslich nach dem Reiche. Im Sommer 1338 reiste Eduard selbst an den Rhein, verweilte in Köln, wo er den eben vollendeten Chor des herrlichen Doms anstaunte und reichlich beschenkte, und verhandelte mit seinem Schwager, dem Kaiser, in Koblenz. Aber nach wenigen Jahren überstiegen die seinem eigenen Lande abverlangten Kriegssteuern die zugänglichen Kräfte desselben, eine gewaltige Noth ergriff den Geldmarkt in England, Flandern und Italien; der Mittelpunct der italienischen Wechselgeschäfte, die berühmte Handelssocietät der Barden zu Florenz, fallirte, in ihrem Conto stand der König von England mit einer Million Goldgulden angeschrieben. Diesen Moment haben die Hansen klug zu nutzen gewusst, immer wieder sind sie dem Könige in seiner Noth beigesprungen. Wolle und Leder bildeten damals bekanntlich die einträglichsten Erzeugnisse des in so vielen Stücken gesegneten Englands; nach der auf feste Schutzzölle gegründeten Handelspolitik des Königs durfte vor allen die Wolle während des Kriegs mit Frankreich nur nach einer Richtung, nach Flandern hin, ausgeführt werden. Niemand anders war geeigneter als die Genossen der deutschen Hanse, die namentlich in Brügge ihre Niederlassung hatten, sie nach den reichen flämischen Städten zu verschiffen; die fertigen Zeuge und Tücher giengen dann vor allen über Köln weiter ins Inland. Für solche Vergünstigung streckten die Mitglieder der deutschen Gildhalle immer wieder neue Summen vor. Die reichen Häuser des Tidemann von Limberg, der Gebrüder Reule, der Clippings u. a. hatten damals eine Bedeutung in London wie gegenwärtig Rothschild oder Baring. Als Pfand war sogar die Verwaltung der Ausgangszölle in den Hafenstädten in ihren Händen; jener Tidemann von Limberg erhielt auf eine Reihe von Jahren die kostbaren Zinngruben in der Grafschaft Cornwall, die zu dem Regal des Prinzen von Wales gehörten,

überwiesen. Die Krone Eduards und das Krönungsgeschmeide seiner Gemahlin waren längere Zeit in der Stadt Köln versetzt; nach einer noch im Archive der Staatskanzlei zu London vorhandenen Correspondenz war der König, als diese kostbaren Pfänder fällig geworden, nicht im Stande sie zu lösen; da streckten jene Stahlhofsgenossen abermals neue Summen darauf vor, liessen die Juwelen nach England kommen und stellten sie dem Könige zurück. Immer von Neuem konnte er 20- oder 30,000 Pfund Sterling bei jenen Häusern aufnehmen, Summen, deren damaligen, vollen Werth wir heute nur durch eine Multiplication mit 15 erkennen können. Es sind daher die grossen Schlachten des schwarzen Prinzen, die Siege von Crecy und Poitiers in nicht geringem Masse mit der Hilfe deutschen Fleisses und deutschen Capitals gewonnen worden; unsere Landsleute sind nicht schüchtern gewesen, sich so grosse Dienste durch neue bedeutende Privilegien ihrer Factorei belohnen zu lassen.

Der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ist überhaupt der Höhepunct hansischer Macht und also auch der Blüthe des Stahlhofs zu London. Bald sollte das Emporkommen der skandinavischen Reiche und die Consolidirung des Herzogthums Burgund in den Niederlanden dem stark monopolistischen Handelssysteme des grossen Städtebundes gefährlich werden. Auch die Beziehungen zu England wurden in Kurzem unfreundlicher Art. Hier hatte sich trotz der bösen Zeiten, die damals im Kampfe der rothen und weissen Rose über die Insel hereinbrachen, ein einheimischer tüchtiger Kaufmannsstand nach italienischen und deutschen Vorbildern zu grosser Bedeutung entwickelt. Damals regt sich zuerst bei ihm jener mercantile Unternehmungsgeist, den man gegenwärtig unter allen Zonen des Erdballs zu bewundern Gelegenheit hat. Eine grosse Gilde ins Ausland handelnder Kaufleute sucht auch in den deutschen Städten der Ostsee, in Preussen und Livland zugelassen zu werden. Aber die Hausen in ihrer

exclusiven Gesinnung wollten ihnen nicht Vorrechte gewähren, welche sie selber doch seit Jahrhunderten in Russland, Scandinavien und England genossen. Mancher Merchant-Adventurer, wie man die Mitglieder jener Handelscompagnie nannte, wurde an seinem Eigenthum oder gar körperlich verletzt. Darüber kam es zu Processen, zu Repressalien und endlich gar zu Feindseligkeiten. Mehrere Jahre lang wüthete ein erbitterter Seekrieg, von dem wir uns bei dem gegenwärtigen Verhältnisse der hansischen zur grossbritannischen Schiffahrt nur schwer eine Vorstellung machen können. Einmal wurde eine Flotte von 108 Segeln, die sämmtlich in Lübeck und Riga zu Hause waren, auf der Heimkehr aus Spanien, schwer beladen mit Salz und Südfrüchten, im Canal von den Engländern aufgebracht. Dafür nahmen denn die grossen Bergenfahrer Lübecks oder Danzigs wieder Rache, verwegen kreuzten sie lange in der Nordsee umher und brachten manche treffliche englische Prise auf, mit Tuch und anderer werthvollen Waare geladen. Darunter litt natürlich der Handel in ganz Nordeuropa ungemein; umsonst seufzten die Länder nach Frieden und verhandelten die Regierungen durch ihre Gesandten. Hartnäckig bestanden die Osterlinge und besonders auch die preussischen Städte auf ihre alten Privilegien, während die Engländer, da man ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, von ihnen forderten, dass sie nunmehr in England dieselbe Abgabe auf Wein und Wolle entrichten sollten, welche von allen anderen die englischen Märkte besuchenden Fremdlingen erhoben wurde. Sie sträubten sich mit Händen und Füssen und wurden endlich im Jahre 1469 von den königlichen Gerichtshöfen zu einer Busse von 13,520 Pfund Sterling verurtheilt. Viele Mitglieder des Stahlhofs sassen in Haft, die alte Genossenschaft lief Gefahr ihre Corporationsrechte und den Grundbesitz auf immer zu verlieren. Zu gleicher Zeit war im Schoosse des Hansebundes selbst Zwist ausgebrochen: Köln und der Westen zankten mit Lübeck und dem baltischen

Osten. Ein jäher Sturz vor der Zeit wäre eingetreten, hätte nicht das Parlament zu Westminster zuerst die Hand zum Frieden geboten. Das Haus der Gemeinen liess sich in seinen Bemühungen zur gütlichen Ausgleichung des Streits selbst dann nicht beirren, als bewaffnete Schiffe von Bremen, Hamburg und Danzig, unter der Flagge Karls des Kühnen von Burgund einhersegelnd, mehrere Stellen der englischen Küsten angefallen hatten. Eduard IV. endlich, der, nachdem ihn eine lancastrische Faction aus dem Reiche vertrieben, mit Hilfe hansischer Seefahrer siegreich zurückgekehrt war, gebührt das gerechte Lob im Jahre 1474 den Frieden von Utrecht herbei geführt zu haben, in welchem allen Theilen Genugthuung geschehen, den Hansen aber, so weit es die veränderten Umstände gestatteten, Recht und Besitz ungeschmälert zurückgegeben sind.

In dem Genusse derselben haben sie dann fast ein ganzes Jahrhundert verharrt, — jenes wunderbare Jahrhundert, in welchem die Menschheit die Auffindung eines grossen Continents und die Reformation der Kirche erlebt hat. Vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus, an die sich die Colonien der Spanier und Portugiesen im Süden, und später der Engländer und Franzosen im Norden anreihen, sind in Kurzem der Glanz Venedigs und Genuas und die Machtansprüche der nordischen Hanse in den Schatten getreten. In dem kühnen Trachten Jürgen Wullenwevers, von Lübeck aus noch einmal über Nordeuropa zu gebieten, haben sich auf kurze Frist die noch nicht geläuterten Strömungen des kirchenverbessernden Geistes mit der mercantilen Politik gekreuzt; noch einmal flackerte der Gedanke an eine hansische Weltmacht auf, aber rasch sank die taube Flamme in sich zusammen. Inzwischen waren dem Welthandel und dem Unternehmungsgeiste der europäischen Nationen ganz andere Wege eröffnet worden, bisher gänzlich unbekannte Producte wurden zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen der Menschheit, an die Stelle der gebrech-

lichen Fahrzeuge, mit denen man zuvor im Mittelmeere, in der Ostsee und an den atlantischen Gestaden Handel getrieben, waren ganz andere gewaltige Schiffe getreten. Die Hanse hatte sich überlebt; auch die Grösse ihrer Schiffe war gewachsen; sie konnten nicht mehr wie bisher durch die londoner Brücke hindurch segeln und ruhig vor ihrem Stahlhofe vor Anker legen. Dennoch steiften sie sich bei den gänzlich veränderten Zeitumständen auf den Buchstaben ihrer alten Vorrechte, keinem Engländer gewährten sie in der Heimat was sie selber in der Fremde genossen. Als daher einmal, besonders auf kaiserliches Gebot, englische Unterthanen aus Elbing und Stade ausgetrieben waren, verstand die grosse Königin Elisabeth keinen Spass. Sie liess von ihren Admiralen Drake und Norris, vor denen die stolzen Spanier an den Küsten der alten und neuen Welt zu zittern gelernt, in kurzer Frist einige sechzig hansische Schiffe aufbringen und vertrieb durch königliches Decret vom Januar 1598 die deutschen Gildegenossen aus dem Stahlhofe. Die Gebäude und Werften desselben sind dann eine Weile als Admiralitätsmagazin verwendet worden, bis man sich zu Hamburg und Lübeck dazu verstand, die Merchant-Adventurers unter denselben Bedingungen bei sich aufzunehmen, die den Hansen in London gewährt wurden. Von da an haben sie sich ihr altes Besitzthum so gut es gieng wieder zu Nutz gemacht bis zu der grossen Feuersbrunst, die im Jahre 1666 den bedeutendsten Stadttheil Londons in Asche legte. Allein ehe von dem Ausgange des Stahlhofs gehandelt wird, ziemt es sich, so weit dies möglich ist, die Baulichkeiten und das Leben und Treiben derer, die einst darin gehaust, zu schildern.

Das Grundstück, welches, wir können nicht mit Bestimmtheit sagen weshalb, der Stahlhof hiess, hatte in der That, zumal in dem mittelalterlichen London, eine ganz vortreffliche Lage. Nur etwas oberhalb London Bridge, der bis in die neueren Zeiten einzigen Brücke der Stadt, nicht zu weit von

der Börse und der Kathedrale, reicht es von seinen breiten Werften am Flusse weit landeinwärts bis an die Südseite von Thamesstreet; im Westen wird es von der Gasse Dowgate, deren Name noch an das alte Wasserthor von London erinnert, im Osten vom Allerheiligengässchen abgegrenzt. Der ursprüngliche Hof war klein genug, es sind dann aber im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte mehrere herrschaftliche Häuser und Baulichkeiten der Nachbarschaft hinzugekauft worden. Sobald dieselben bei einander waren, wurde ein solider, den Anforderungen einer mittelalterlichen Genossenschaft entsprechender Bau aufgeführt, recht wohl zu vergleichen mit dem Artushofe zu Danzig, der Rumeney zu Soest und anderen ähnlichen alten Kaufhallen. Besonders stattlich muss sich die nördliche Front desselben nach der Thamesstreet ausgenommen haben, in mehreren Stockwerken, mit drei runden durch Eisenbeschlag sicher verwahrten Pforten, deren jede mit einer sinnreichen Inschrift versehen war. Nach der einen bietet dies Haus: Freude und Fülle aller Güter, Friede, Ruhe und ehrbare Lust; nach der zweiten ist das Gold der Vater schmeichelnder Künste und der Sohn des Mühsals; die dritte drohte demjenigen, der die Zucht bricht, mit der verdienten Strafe. Hoch darüber aber am Dache spreitete der Doppeladler des Reichs seine Flügel aus. Starke Ringmauern umgaben den wie eine kleine Festung mitten in der Stadt gelegenen Ort und haben bei mancher Gelegenheit den Einwohnern Schutz gewährt. Bisweilen war es der rauflustige rohe Pöbel des Themseufers, der mit den Fremdlingen, deren Sprache unverständlich, deren Tracht und Erscheinung auffällig war, deren Vorrechte zur Missgunst reizten, Streit angefangen. Aber auch bei der grossen socialen Bewegung des Jahrs 1381, als der vierte Stand unter Führern wie John Ball, Wat Tyler und Jack Straw seine Fesseln brach und niemand, der sich eines Ranges oder Besitzes erfreute, seines Lebens sicher war, konnten sich die Hansen nur hinter ihren Mauern bergen,

während namentlich die Flanderer und andere Fremden zu Haufen erschlagen worden sind.

Die Baulichkeiten, die von diesen Mauern burgartig umschlossen wurden, waren mancherlei Art. Hoch über den übrigen ragte besonders die grosse Halle empor; sie diente bei den allgemeinen Versammlungen als Rathsstube; bei den althergebrachten, häufig wiederkehrenden Festlichkeiten fanden hier die Schmausereien und Gelage statt. Ueber den hohen Kaminen und dem künstlich verzierten Gesimms waren in dichter Reihe die glänzend geputzten silbernen und zinnernen Geschirre, das Prachtgeräth der Corporation, aufgestellt; darunter mag sich, wie wir es heute noch in deutschen Zunfthäusern antreffen, manch seltsamer Zierath aus der Fremde befunden haben. Von besonderem Werthe aber müssen zwei Gemälde gewesen sein, welche sich die auch in der Heimat die Kunst gern pflegenden Deutschen von einem Landsmanne, dem berühmten Meister Hans Holbein, hatten anfertigen lassen. Sie stellten als Gegenstücke in allegorischem Gewande den Triumph des Reichthums und den Triumph der Armuth dar. Auf der einen Seite der Halle erhob sich ein Thurm, die Threse oder Schatzkammer, in welcher man die pergamentenen Urkunden und besonders werthvolle Kleinodien und Kunstwerke aufbewahrte; auf der anderen lag eine steinerne geräumige Küche, wo in reichlichem Masse für den Mittagstisch an Alt- und Festtagen gesorgt wurde. Zwischen der Halle und der Mauer auf der Westseite befand sich ein Garten, in welchem die Deutschen nach ihrer Weise und Bedürfniss sich einige aus der Heimat herübergeführte Weinstöcke und feine Obstbäume angepflanzt hatten. An Sommerabenden pflegten sie dort nach der Arbeit zu rasten, während die jüngeren Leute sich mit Ballspiel und ähnlichen Vergnügungen ergötzten. In langen Reihen aber erstreckten sich die Speicher, die Verkaufsbuden und die Geschäftslokale bis an den Fluss und nahmen bei Weitem den grössten Raum des Grundstückes ein. Hier-

hatten die einzelnen Kaufmannschaften der deutschen Hanse ihre Comtoire, hier stapelten sie in regelmässig vorgeschriebenen Abtheilungen ihre Waaren auf. Daran grenzten dann breite Werften mit einem hohen Krahnen, an den zur Fluthzeit die Wellen der Themse hinaufschlugen und die Schiffe mit ihren Frachten bequem anlegen konnten. Das war recht eigentlich eine Stätte des Weltmarkts, wo, ehe man nur von den amerikanischen Produkten etwas ahnte, die Hauptbedürfnisse der Menschen aus- und eingeladen wurden. Aus Scandinavien, Russland, Livland, Polen und den Gebieten des Hochmeisters in Preussen wurde Eisen, Holz, Hanf, Talg, Wachs und Pelzwerk eingeführt; die Ostsee selber lieferte in grossen Massen ihre Fische, vor allen den Häring, der damals noch nicht in die oceanischen Gewässer ausgewandert war, den als besonderen Leckerbissen geltenden Stör und viele Schiffsladungen von Stockfisch, die allgemeine Fastenspeise, mit der aber auch die Engländer wohl auf Feldzügen ihre Truppen zu füttern pflegten. Auch befanden sich unter den Waaren bisweilen lebendige Wesen, besonders seltene Edelfalken aus Norwegen oder Livland, wofür der englische die Jagd mit aller Leidenschaft betreibende Adel hohe Summen bezahlte. Aus den vom Rheine her kommenden Schiffen sah man manch gehaltvolles Stückfass edlen Weins auswinden; Tücher und Leinwand, fein und grob, kamen hauptsächlich aus Flandern herüber. Feuerigeren Wein luden sie in Bordeaux und Bayonne, Salz in den Häfen der Bretagne und Galliciens. Der Verkehr mit Spanien und Portugal schloss sich unmittelbar an die den orientalischen Handel betreibenden Nationen Südeuropas an und vermittelte die Zufuhr von allerhand Leckereien wie Feigen, Datteln, Mandeln, Zimmt, von Farben, edlen Specereien, Medicamenten, Metallen und selbst Goldstaub und Juwelen. Von solchen Dingen verkauften die Hansen wohl weniger an ihre englischen Geschäftsfreunde, sie beförderten sie weiter nach Hamburg und Lübeck, nach Bergen

und Riga. Dem Engländer aber kauften sie die Erzeugnisse seiner Viehzucht und seines Ackerbaus, Wolle und starke Rindshäute, Korn, Bier und Käse ab. Auf dem Stahlhofe sind in der That alle Handelsartikel der damals bekannten Welt umgesetzt und verladen worden.

Noch ein zum Stahlhofe gehöriges Haus darf nicht unerwähnt bleiben; es lag auf der Nordseite und bildete einen Theil der Front nach der Thamesstreet, damals wie heute eine der Hauptstrassen der City von London. Hier befand sich schon im fünfzehnten Jahrhunderte eine Weinstube, in welcher der Rebensaft vom Rheine geschenkt und zum Imbiss geräucherte Ochsenzunge, Lachs und Caviar genossen wurde. Bei einem vollen Glase schloss hier nicht nür der gemüthliche, wohlhäbige Kaufherr von Nord- und Ostsee sein Geschäft ab; das Haus hatte unter der Regierung König Jakobs I., zu einer Zeit, als die hohe Welt noch nicht nach dem Westend von London ausgewandert war und noch stattliche Wohnhäuser in der City besass, einen ähnlichen Ruf, wie die ganz nahe dabei gelegene Kneipe, in welcher Shakspere den dicken Falstaff und den ausgelassenen Prinzen Harry ihren Sekt schlürfen lässt. Nicht allein die Kaufleute liessen sich die guten Dinge im Steelyard zum Frühstück wohl schmecken; Bischöfe und Edelleute, ja der Lordkanzler selber und vornehme Geheime Räthe haben es nicht verschmäht dort einzutreten und von den Leckerbissen der Fremdlinge zu kosten. Wiederholt wird in den Lustspielen aus den Tagen der Königin Elisabeth und ihres Nachfolgers, den besten Autoritäten für das damalige Leben in England, darauf angespielt. *Let us goe to the Stilliard and drink Rhenish wine,* sagt der Verfasser des *Pierce Penilesse.* Und in einem Stücke von Webster heisst es: „Ich lade Euch ein ihn diesen Nachmittag im rheinischen Weinhause im Stahlhofe zu treffen; kommt und lasst Euch einen deutschen Kuchen und ein Fässchen Caviar wohl schmecken!“ Bemerkenswerth genug stand bis vor Kurzem

noch am selben Flecke ein grosses Wirthshaus, das sich auf seinem Schilde Steelyard nannte, darüber eine goldene Weintraube, wie wir sie viel in alten deutschen Städten in die schmalen Gassen hineinragen sehen. Es war, als wollte sich, nachdem so mancher Wechsel über die Stätte hinweggegangen, ein Gewerbe wenigstens zäh behaupten, seitdem, wie wir gesehen, Heinrich II. den Kölnern vor 600 Jahren verstattete dort ihren Rheinwein zu verkaufen.

Materiell genug war hiernach allerdings die Wirksamkeit der deutschen Kaufleute, und doch fehlte es ihnen auch nicht ganz an Lust für andere Dinge. Sie selbst deuteten in ihren Sinnsprüchen darauf hin, wie Reichthum guten Geschmack und Freude an der Kunst erzeuge und hege; sie selbst gaben ihren kunstreichen Landsleuten Gelegenheit ihre Halle mit schönen Bildern zu schmücken. Noch höhere und ernstere Gefühle hielt in ihnen ihr christlicher Glaube wach, den ja die ehrsamen Bürger der deutschen Reichs- und Hansestädte stets vielfach bethätigt haben. Gerade das abenteuernde, lebensgefährliche Seemannsleben und die gewagten Speculationen der Kaufleute nährten, zumal in den vorreformatorischen Zeiten, eine biedere, einfache Frömmigkeit, die im fleissigen Besuche des Gottesdiensts und in Stiftungen allerlei Art ihren Ausdruck fand. Seltsam genug finden wir von einer eigenen Capelle im londoner Stahlhofe kaum eine Spur; die Genossenschaft war dagegen dem benachbarten Kirchspiele Allerheiligen eingepfarrt. Diese Kirche, Allerheiligen die Grössere genannt, erscheint frühzeitig unter dem Namen der Seemannskirche. Obgleich sich die Nachricht, die Deutschen hätten sie gestiftet, nicht bestätigen lässt, so hiengen sie doch mehrfach mit ihr zusammen. Sie unterhielten wahrscheinlich einen eigenen Altar, weihten zu besonderen Festen die langen Wachskerzen und liessen an bestimmten Feiertagen von ihnen gestiftete Messen lesen. Auch die Reformation hat dieses Band, das recht augenscheinlich beweist, wie innig hier von uralten Zeiten

her deutsches Wesen mit englischem durchwachsen war, nicht gelockert. Freilich scheinen die Deutschen die neue, gereinigte Lehre wenn nicht eben langsam, doch vorsichtig angenommen zu haben, denn als im Jahre 1526 auf Befehl Heinrichs VIII. von dem berühmten Sir Thomas More in Person bei ihnen Haussuchung nach den Schriften Luthers gehalten wurde, fand man nur alte und neue Testamente, Evangelien und deutsche Gebetbücher; sie selbst, alt und jung, konnten noch mit gutem Gewissen am Kreuze auf dem St. Paulskirchhofe schwören, dass sich unter ihnen kein Ketzer befände. Bald darauf siegte die Reformation in England wie in den meisten zur Hanse gehörenden Städten, und die Stahlhofsgenossen wohnten von nun an dem englisch-protestantischen Gottesdienste in Allerheiligen bei. Dort besassen sie längst mehrere Reihen alter Gestühle, die sie auch nach dem durch den grossen Brand nöthig gewordenen Wiederaufbau erneuert haben. Mehrere kunstvoll in buntem Glase gemalte Fenster, in denen als Mittelpunct der doppelköpfige Reichsadler nicht fehlt, sind ebenfalls von ihnen gestiftet. Auch nach dem Brande haben sie der Kirche ein noch heute erhaltenes und viel bewundertes Schnitzwerk aus dauerhaftem Eichenholze geschenkt, das den Chor von dem Hauptschiffe scheidet. Es ist das Werk eines hamburger Holzschneidemeisters und stellt vielfach gewundene Säulen, Pilaster und Bögen dar. An der zum Altar führenden Pforte ist wiederum der Reichsadler angebracht, darüber erhebt sich das königliche Wappen von England. Noch im Jahre 1747 haben sich die Kirchenstühle im Besitze des Stahlhofmeisters und der übrigen Repräsentanten der Gilde befunden, obgleich das kirchliche Leben der Deutschen in London bereits eine ganz andere Wendung genommen hatte.

Das wären also die Gebäude des Kaufhofes; es bleibt nun noch übrig einen Blick in das Leben der Genossenschaft und ihrer Mitglieder zu werfen. Dieser kleine Staat

im Staate hatte natürlich auch seine Verfassung, die in ihren Formen der Zeit ihrer Entstehung und den mittelalterlichen Zuständen entsprach. Die sämmtlichen wirklichen Mitglieder der Corporation, die Meister, hatten bei den Versammlungen, in denen man alle seine Interessen wahrte, volles Stimmrecht. Alljährlich wählten sie aus sich selbst einen Aeltermann, der mit zwei Amtsgehilfen und einem Ausschusse von neun Mitgliedern die Verwaltung in Händen hatte. Bei der Wahl jedoch wurde ängstlich darauf gesehen, dass die Vertreter aller betheiligten Städte der Reihe nach in den Ausschuss kamen. Unter dieser Leitung wurden in der sogenannten Morgensprache die Angelegenheiten der kleinen Welt verhandelt und die darauf bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen getroffen. Fast klösterlich war die Zucht des Orts: alle im Stahlhofe selbst lebenden Meister und Gesellen, sogar der Hauswart mussten unverheirathet sein. Scharfe Vorschriften bezweckten dauernde Ordnung und Ruhe. Schimpfworte, Schläge und andere thätliche Verletzungen waren mit hohen Geldbussen belegt; harte Strafen standen auf Trunkenheit, Würfelspiel und unsittliche Aufführung. Um neun Uhr des Abends wurden die Pforten geschlossen und keinem während der Nacht aufgethan. Ein jeder Meister war verpflichtet den in England seit Heinrichs II. Tagen geltenden Statuten gemäss auf seiner Kammer Helm und Harnisch und alle zur vollen Rüstung gehörigen Waffen in gutem Stande zu erhalten. Diese Vorschriften bezweckten sämmtlich eine strenge Wahrung der rechtlichen Beziehungen zu dem Lande, in welchem man die Gastfreundschaft genoss. Es kam darauf an, niemals selber den Anstoss zu einem Zwiste zu geben. Als Vermittler bei allen Streitigkeiten oder civilrechtlichen Fällen mit den Einheimischen wählte man sich daher auch immer einen der Aeltermänner der City von London oder gar den Lord Mayor selbst zum Schiedsrichter. Bei Criminal-

sachen wurden die Geschworenen, wie das ja auch noch heute bei der gemischten Jury in England der Fall ist, zur Hälfte aus Engländern, zur anderen aus den Deutschen gewählt.

Die Pflichten gegenüber der Obrigkeit der Stadt und des Landes waren durch alten Brauch scharf vorgezeichnet und wurden ängstlich beobachtet. So war z. B. das Instandhalten der Waffen keineswegs unnütz; die Deutschen waren gebunden an der Vertheidigung der Stadt Theil zu nehmen, alten Verträgen gemäss mussten sie das nach Norden führende Thor Bishopsgate in dauerhafter Wehr erhalten und, sobald es die Umstände verlangten, bewachen und vertheidigen. Das alte Bischofsthor war daher, wie es uns beschrieben wird, ein Werk deutscher Baukunst, dessen von oben herab schauende Statuen: ein Bischof segnend in der Mitte, rechts König Aelfred und links sein Eidam der Earl Aethelred von Mercia, wieder an die graue sächsische Vorzeit gemahnten. Noch bis in die protestantischen Zeiten hinein, als die Stadt London von keinem Feinde mehr bedroht wurde, haben die Hansen an Erfüllung dieser alten Pflicht Theil gehabt.

Noch wichtiger waren im Laufe der Zeit die freiwilligen Lasten geworden, die sie sich auferlegten, um ihre bedeutenden Vorrechte, die hauptsächlich in der Geringfügigkeit der von ihnen entrichteten Zölle bestanden, zu wahren. Da kam es sehr auf Geschenke in Geld und Materialien an. Dem Lord Mayor wurden jedesmal zu Neujahr 15 Goldnobel überreicht, in ein Paar neue Handschuhe eingewickelt, die unwillkürlich an die bereits mitgetheilte alterthümliche Abgabe zur Sachsenzeit erinnern. Besonders beliebte Lord Mayors erhielten ausserdem ein Fässchen vom besten Caviar zum Geschenk, auch wohl einige Tonnen mit Häringen oder einen Centner polnisches Wachs. Auch die Rechtsconsulenten, welche die Genossenschaft meist aus der Anzahl der Kron-

advocaten, der Sergeants-at-law, wählte, empfiengen ausser ihrem Gehalte ähnliche annehmbare Geschenke. Aus einem aus der Zeit der Königin Elisabeth herrührenden Rechnungsbuche ersieht man, wie sehr diese Präsente an die Behörden der Stadt und sogar an die Minister der Krone stehend geworden waren. Die Beamten der Post, der Admiralität, der Staatskanzlei, des Staatssecretariats sind alle mit ihren Neujahrsgaben angeschrieben; den Zollinspectoren auf dem Hauptzollamte flossen einige 20 Pfund Sterling zu, um sie vermuthlich bei der gelinden und nachsichtigen Ausübung ihrer oft verfänglichen Pflicht zu erhalten. Eine nicht unbeträchtliche Summe ist für die Trinkgelder, kleinen Gaben von Leckerbissen und Wein und für die Handschuhe festgesetzt, in welche man stets zartfühlend die Goldstücke einwickelte.

Dadurch wurden denn vielfache freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Die Osterlingen (Easterlings), wie der Engländer von jeher die deutschen Hansen nannte, galten ihm bei öffentlichen Gelegenheiten oft geradezu für seine Mitbürger. Bei grossen prunkvollen Festen, wie sie die Stadt London ja bis auf diesen Tag in abenteuerlichen Aufzügen zu begehen pflegt, fehlten daher auch die ehrbaren, angesehenen Hansen nicht. Schon als der junge Heinrich VI. im Februar 1431 aus Paris kam, wo man ihm die französische Krone aufgesetzt, und der Lord Mayor, die Sheriffs und Aelterleute zu Pferde und in Scharlach und Hermelin auszogen ihn einzuholen, ritten, wie der Dichter Lydgate in einem Festliede schildert, die Osterlinge unmittelbar hinter den Beamten der Stadt, auf zierlichen Pferden, geführt von ihren Vorständen und Meistern.

An bestimmten Tagen des Jahrs feierten sie dann auch Feste bei sich zu Hause. Es war besonders der 4. December, der Tag der heiligen Barbara, an welchem, nachdem man vorher in Allerheiligen dem Gottesdienste beigewohnt, die feierliche Jahresmahlzeit in der grossen Halle gehalten wurde.

Doppelt blank waren dazu die Schaugefässe geputzt, die Wände mit Teppichen geschmückt. Die Meister sassen an der Hochtafel, die Gesellen etwas niedriger an langen Tischen; unter den Gerichten durfte von Alters her der Kabeljau nicht fehlen. Vor allen anderen Gästen wurden jährlich der Pfarrer von Allerheiligen und der Pförtner des königlichen Gerichtshofs der Sternkammer eingeladen.

Doch genug der Züge aus einem Leben, das, so lange es den Zeitumständen angemessen war, gewiss von Vortheil und Segen begleitet gewesen ist. Noch ist des Endes zu gedenken, das der Stahlhof gefunden. Wir haben gesehen, wie sich die Hanse und ihre Factorei in England bereits im sechzehnten Jahrhunderte überlebt hatten. Das Geschick der letzteren erhielt eine bedeutende Wendung durch den grossen Brand von London im September 1666, der gleich dem besten Theil der Stadt auch den Stahlhof in Asche legte. Als darauf die englische Regierung zögerte die Privilegien der Gesellschaft zu erneuern, bestanden die Genossen abermals hartnäckig auf ihr gutes altes Recht und erhielten in der That nach einigem Processiren von Karl II. eine Bestätigung ihres uralten Freibriefs. Der Neubau, den sie nun aufführten, ist viel anspruchsloser als die alten festen Mauern, Hallen und Gewölbe gewesen; nur für den Stahlhofsmeister wurde ein Wohnhaus errichtet, der ganze übrige Raum zu Packhäusern und Werften verwandt, nicht viel anders, als sie auf beiden Ufern der Themse genug vorhanden sind. Die Hanse bestand nur noch in der Erinnerung, ihrer ausländischen Comtoire bedurfte sie nicht mehr, die Stellung der fremden Kaufleute in England war namentlich seit Cromwells grossen handelspolitischen Massregeln eine ganz andere geworden. Die Stahlhofsgenossen konnten daher nun ihr Eigenthum in London selber nur zum kleinsten Theile nutzen und haben es seitdem stückweise zu verschiedenen Waarenlagern an londoner Kaufleute vermiethet. Obwohl der Werth des Grundstücks und der Miethzins

die Kosten der Verwaltung reichlich deckte, so ist das Eigenthum den freien Städten Lübeck, Hamburg und Bremen, den Erben des einst so mächtigen Hansebundes, doch bisweilen zur Last geworden; nach längeren Unterhandlungen zwischen den betreffenden Regierungen und ausführlicher Erforschung der historischen und rechtlichen Verhältnisse ist der Stahlhof endlich im Jahre 1853 für etwa 72,500 Pfund Sterling an einige englische Speculanten verkauft worden.

Doch bis auf diesen Tag und hoffentlich noch auf lange Zeiten hin verdanken die in London lebenden Deutschen, deren es gegenwärtig über 50,000 geben mag, dem alten Corporationsgeiste der Stahlhofsgenossen nicht hoch genug zu schätzende Güter. Als nach dem Brande auch der Stahlhof noch einmal aus der Asche erstand, kamen die damaligen Vorsteher und Meister beim Könige Karl II. um die Gnade ein, ihnen, da mehrere der kleinen Stadtkirchen nicht wieder aufgeführt werden sollten, eine derselben zu überlassen. Ein königlicher Freibrief trat ihnen im Jahre 1673 die kleine Dreifaltigkeitskirche nahe bei ihrem Hofe ab, sie bauten sie auf und konnten von nun an den protestantischen Gottesdienst in ihrer Muttersprache halten. Die Kirche zur Dreifaltigkeit ist mit Ausnahme der deutschen Hofcapelle die Mutter der übrigen fünf, sechs protestantisch-deutschen Kirchen in London.

Der deutsche Kaufmann lebt nun dort nach wie vor, freilich nicht mehr auf dem Stahlhofe; oft kommt er in der Blüthe seines Geschäfts ganz dem Einheimischen, in einzelnen Beispielen sogar den höchsten, glänzendsten Erscheinungen gleich. Aller mittelalterliche Zwang ist dahin, freie Concurrenz steht auch dem Fremdlinge offen. Es ist ein schönes Zeichen, dass darum auch der Gemeinsinn und die Erinnerung an die gemeinsame Heimat nicht verschwunden sind, wenn wir seit einem Menschenalter hauptsächlich

auch durch freiwillige Beiträge der deutschen Kaufleute in London, dort ein vortrefflich geleitetes deutsches Hospital aufblühen und die ungetheilte Aufmerksamkeit der Engländer erregen sehen, da es Fremden und Einheimischen ohne Unterschied heilende und pflegende Hilfe bietet.

VII. Zwei Dichter, Gower und Chaucer*).

Der Aufschwung der nationalen Dichtung und eine glänzende Literaturepoche treffen zusammen mit dem auch für die übrige Entwicklung eines Volks bedeutungsvollen Zeitalter. Geschieht dies zum ersten Mal in dem langen Leben einer Nation, so tritt ihre Sprache gleichzeitig aus dem gährenden Zustande der Jugend ins Mannesalter über. Im Lichte einer regen Gegenwart wird dem Volke der Ausdruck der eigenen Individualität bewusst. Er verspricht für die Zukunft wesentlich derselbe zu bleiben, so wenig er sich auch den zersetzenden Einwirkungen seiner weiteren Entwicklung völlig zu entziehen vermag. Dieser Durchgangspunct ist nun aber von ganz besonderen Erscheinungen begleitet bei Mischvölkern, zumal wenn er in ein historisch erkennbares Zeitalter fällt. Wie sich zwei Stämme zu einer Nationalität verbinden,

*) The Poetical Works of Geoffrey Chaucer. London, W. Pickering, 1845. 6 vols. — Confessio Amantis of John Gower ed. Dr. R. Pauli. London, Bell and Daldy, 1857. 3 vols. — A six-text print of Chaucer's Canterbury Tales ed. F. J. Furnivall. London 1868 ff. (Chaucer Society.) — Chaucers Canterbury-Geschichten übersetzt von Wilhelm Hertzberg. Hildburghausen 1866. — Chaucer, Studien zur Geschichte seiner Entwicklung und zur Chronologie seiner Schriften von Bernhard ten Brink. I. Münster 1870.

so fliessen alsdann auch ihre Sprachen allmälich zu einem neuen Idiom zusammen. Der Ursprung und die Geschichte der englischen Sprache bieten daher der vergleichenden Philologie wie der vergleichenden Literarhistorie einen überaus reichen Stoff und unendliche Anknüpfungspuncte, gleich viel ob für nah oder weit abliegende Forschungen.

Wer ist im Stande genau das Verhältniss zu berechnen, zu welchem sich keltische, römische, angelsächsische, scandinavische und normännische Bestandtheile in dem heutigen Engländer und seiner Sprache verschmolzen haben. Wir sehen nur den einen oder den anderen überwiegen und erkennen erst bei tieferem Einblick, dass auch solche Elemente, deren Spuren verloren scheinen, nicht ohne Nachwirkung geblieben sind. Als einst Angeln und Sachsen Britannien und ein in keltisch-römische Civilisation getauchtes Geschlecht unterjochten, hielten sich die Sieger gleich allen übrigen germanischen Stämmen und wie vor Alters die erobernden Völker des Orients lange und schroff gesondert von den Besiegten. Gegenseitigen Einflüssen aber entzog sich keiner auf die Dauer, und noch heute hat das englische Lexikon eine Reihe zum Theil alltäglicher Wörter aufzuweisen, die nicht gemeinsames indoeuropäisches Besitzthum, sondern nur aus dem Altbritischen herübergenommen sein können. Auch der Faden, welcher die Insel einst mit dem römischen Reiche des Abendlands verbunden hatte und dann beim Untergange desselben zerrissen war, wurde durch die römische Kirche wieder angeknüpft. Man kann es dahin gestellt sein lassen, ob neben der kirchlichen Einwirkung, die sich in Beimischung und Stil bereits am Angelsächsischen erkennen lässt, auch noch eine classische nachzuweisen sein dürfte. Lebhafter, unvermeidlicher wurde die Berührung, als die Dänen, stammverwandte Völker, zuerst als Seeräuber und in der Folge als Ansiedler auf das vorhandene Volksthum einwirkten. Aber es bleibt doch ein gewichtiges Zeugniss für die Standhaftigkeit und grössere,

innere Bedeutung der niederdeutschen Grundlage, dass, wenn auch eine Anzahl scandinavischer Wörter, zumal im Norden zwischen Humber und Forth, sich eingebürgert, doch die eigentlich characteristischen Merkmale des Scandinavismus in Flexion und Wortstellung nirgends nachzuweisen sind. Bis in die Tage Eduards des Bekenners hatte sich das Angelsächsische schwerlich mit viel mehr fremdartigen Substanzen versetzt als das festländische Deutsch um dieselbe Zeit.

Romanen, die selber aus einer Mischung von Kelten, Römern, Franken und Scandinaven hervorgegangen, war es vorbehalten dies verhältnissmässig rein erhaltene Deutschthum der Angelsachsen zu erschüttern. Allein der Process ist doch immer ein sehr langsamer und in seinen Epochen höchst ungleichartiger gewesen. Freilich war dem erobernden normännischen und nordfranzösischen Stamme gewissermassen der Weg gebahnt, indem sich schon vor dem Jahre 1066 unverkennbare Spuren zeigen, dass durch höfische, klerikale, vielleicht gar mercantile Vermittelung romanische Bestandtheile in die Sprache Englands einzudringen begannen. Aber noch viel erkennbarer sitzen die beiden Nationalitäten noch hundert Jahre nach der Eroberung völlig gesondert und unvermischt neben einander. Nachdem der König die grossen Kronlehne ausschliesslich seinen französischen Edelherren ausgetheilt und die Kirche ihre Spitzen beinah nur mit Prälaten desselben Ursprungs besetzt, bilden Hof und Adel, die das Land beherrschen, eine geschlossene Nation für sich. Auch in der Ritterschaft und selbst in den Städten fehlt es ihnen nicht an Landsleuten, doch herrscht hier die breite Masse der Unterjochten vor, die im Gefühle des Drucks, der nicht zu leugnen ist, sich gesellschaftlich, wie sprachlich um so schroffer von den Herren abschliessen. Eben deshalb aber konnte, wie man schon damals und bisweilen noch heute behauptet, wenigstens im ersten Jahrhunderte nach der Eroberung das Normannisch-Französische **nicht** die Staatssprache sein; da der Klerus

zwischen den beiden Stämmen vermittelte und die wichtigsten Regierungsämter versah, war diese vielmehr wie um jene Zeit überall im Abendlande das Latein. Selbst nachdem unter den Plantagenets das englische Wesen wieder zu erstarken beginnt, als gar der Verlust der Normandie die Insel auf sich selber anweist, und dem Könige in der Magna Charta das erste gemeinsame Staatsgrundgesetz abgenöthigt wird, bleiben alle öffentlichen Acte, alle Aufzeichnungen juridischer und administrativer Art lateinisch, obwohl in den Verfassungswirren unter Heinrich III., bemerkenswerth genug wegen des Bedürfnisses sich rasch und einfach zu verständigen, schon vereinzelte Beispiele öffentlicher Erlasse in beiden Vernacularsprachen auftauchen. Inzwischen halten der königliche Hof und die Schlösser der vornehmen Herren zäh am Französischen fest, scheint es doch, als ob dasselbe gerade in den Tagen, in welchen die Grundlagen einer nationalen Selbständigkeit gelegt worden sind, einen neuen Aufschwung genommen habe. Wir haben keinen genügenden Beweis, dass nur einer der drei ersten Eduards geläufig englisch gesprochen habe; dem dritten unter ihnen noch soll es schwer geworden sein, bei einer öffentlichen Gelegenheit drei Worte in der Volkssprache hinter einander hervorzubringen. Vielmehr wird unter Eduard I., der doch mit Recht der erste wirklich englische König genannt werden muss, Dank den monarchischen und ritterlichen Einflüssen des Continents das Französische nun vollends zur Staatssprache erhoben. Im Parlament herrscht es durchaus vor: die Aufzeichnungen über die Verhandlungen, die grosse Mehrzahl der Erlasse und Urkunden, ja, selbst die Petitionen aus niederen Schichten sind französisch abgefasst. Behauptet nun freilich das Latein daneben noch immer seinen Platz, und gelingt es auch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts dem Englischen von allen Seiten zugleich durchzubrechen, so bewahrt doch das alterthümliche Nordfranzösisch noch eine Weile an verschiedenen Stellen seinen Vorrang, im

Oberhause und selbst in den Custumalbüchern der City von London, bis es langsam, aber stetig auch hier bis auf wenige starre Reste von der Zeit verdrängt worden ist.

Solche officielle Wandelungen sind nun aber begleitet und zum grossen Theile erst das Resultat von bedeutenden Vorgängen innerhalb der beiden streitenden Idiome, von literarischen Aeusserungen, von Annäherung und Verbindung derselben. Zweien Flüssen gleich winden die beiden Sprachen sich neben einander her, bis sie endlich in einen breiten Strom zusammenfallen. Bis dahin bewahrt eine jede ihre Eigenthümlichkeit und sucht nach ihrer Weise zu schaffen. Während einige der besten Autoren des Nordfranzösischen im Dienste und Auftrage der Plantagenets schreiben und dichten, während es Beispiele genug gibt von feiner romanischer Lyrik, die auf englischem Boden erwachsen, während das Volkslied auf den Helden der popularen Bewegung, Simon von Montfort, sogar noch französisch anstimmt, existirt eine einheimische Literatur, die man nur germanisch nennen kann. Die alten angelsächsischen Jahrbücher brechen erst mit der Thronbesteigung Heinrichs II. ab und zeigen abgesehen von einigen wenigen französischen Wörtern höchstens Uebergänge und Abschleifungen der alten kräftigen Flexionen, wie sie parallel den Uebergang des Althochdeutschen ins Mittelhochdeutsche kennzeichnen. Die langen Heldengedichte und Reimchroniken des dreizehnten Jahrhunderts, zwar mehr oder minder provinciell gefärbt und von fremden Substanzen beeinflusst, bewahren dennoch im Grossen und Ganzen denselben Character. Dann gibt es Erzeugnisse einer nationalen Lyrik, deren zarter, echt poetischer Inhalt bisweilen dreist mit dem deutschen Minneliede oder der provenzalischen Dichtung wetteifern könnte, die aber die Form nicht zu bewältigen vermögen, indem die uralte germanische Alliteration mit dem romanischen Reime und seinen künstlichen Verschlingungen, man kann wohl sagen auf Tod und Leben ringt. Dem politi-

schen Liede allein, welches vor allen gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts und darüber hinaus üppig gewuchert hat, so wie der nationalen Ballade gelingt es zuerst Ton und Form zu treffen, die man modern englisch nennen könnte, und gleichsam die ersten Proben der Verschmelzung zu liefern.

Dieser Hergang selber indess ist nicht ausschliesslich naturwüchsig; er vollzieht sich vielmehr mit Hilfe künstlerisch bewusster Momente und eines kraftvollen Andranges allgemeiner Umstände. Es ist ganz folgerichtig, wenn das höchst merkwürdige Gedicht Wilhelm Longlands, das die bitteren Klagen des im Schweisse des Frohndienstes stöhnenden Peters des Pflügers ausströmt und in starken Strichen das Erwachen des vierten Standes, den Keim der grossen Bauernerhebung in England schildert, noch ganz in der Weise des älteren Volkslieds, dem gemeinen Manne vorzugsweise verständlich, fast rein altenglisch redet, wenn es hartnäckig am Stabreime festhält und alles Fremdländische beinah eifersüchtig von sich stösst. Es ist aber eben so natürlich, dass Wiclif, als er durchaus nicht allein für die mittleren und unteren Klassen predigt und die Bibel übersetzt, sich eines bereits durchmischten Dialekts bedient, der wie eine Lingua franca gleichsam das neutrale Gebiet beider Nationalitäten bildete und, wir wissen nicht seit wie lange, gesprochen werden mochte, aber erst in jenen Tagen anfieng auch geschrieben zu werden. Der Reformator konnte und musste auf dem Gebiete der Kirche und der Religion dies um so mehr thun, als in denselben Decennien, bald nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts dieselbe Erscheinung social und politisch zur Geltung kam. Das Haus der Gemeinen, dessen nationaler Einfluss zumal während der grossen französischen Kriege bedeutend um sich griff, verhandelte hinfort nur in dem allen Mitgliedern, dem Ritter wie dem Kaufmanne geläufigen Idiom, ja, es hatte sogar die Genugthuung, bereits im Jahre 1362

das versammelte Parlament mit einer englischen Anrede eröffnet zu sehn. Ein Statut desselben Jahrs weist die Gerichtshöfe an die Verhandlungen englisch zu führen, weil den Parteien das Französisch in der Regel unverständlich ist. Mögen daneben auch in den Acten der verschiedenen Behörden Latein und Französisch fortleben, jetzt gibt es endlich eine Nationalsprache, der sich vor dem Ablaufe des Jahrhunderts bereits der hohe normännische Adel zu unterwerfen beginnt, indem die beglaubigten Aussagen einiger des Hochverraths beschuldigter Peers englisch zu Protokoll genommen werden, und der bald darauf nach einem gewaltsamen Thronwechsel auch die Träger der Krone sich bedienen müssen. Geschieht dies in den vornehmsten officiellen Sphären, wo Blut und Herkommen noch vorwiegend romanisch geblieben, wie viel mehr in den tiefer liegenden Schichten und vor allen in der jüngeren Generation. Nach den Angaben des Chronisten Ralph Higden zwang man nicht nur die Söhne der Gentry von Kindes Beinen an die ausländische Sprache zu lernen, sondern wurde auch in den Grammatikschulen der Unterricht auf französisch ertheilt. Das änderte sich nach dem Jahre des grossen Sterbens 1349, bis Higdens Uebersetzer Trevisa nach der Aussage namhafter Schulmeister zum Jahre 1385 angibt, dass die Kinder zwar noch Französisch lernen, aller Unterricht aber auf englisch ertheilt wird.

So hatte sich denn für alle Zwecke und Richtungen des Verkehrs eine Volkssprache entwickelt; fast gleichzeitig empfieng sie ihre höhere Weihe und den Stempel dauernder Anerkennung, indem sie von zwei Poeten mit einer Kunstpoesie beschenkt und dadurch gleichsam sanctionirt wurde. Die Verdienste G o w e r s und C h a u c e r s um englische Sprache und Dichtung sind freilich sehr ungleichartig, da man, was Begabung und Anwendung der Mittel betrifft, sich kaum zwei grössere Gegensätze denken kann; aber die Leistungen der beiden Zeitgenossen und Freunde streben doch nach dem-

selben Ziele, und das Auseinandergehn ihrer Lebenswege, ihrer Ansichten und ihrer schöpferischen Kraft ladet vollends ein sie zusammen zu stellen, um aus dem Vergleiche erst das Resultat dessen zu gewinnen, was mit ihrer mächtigen Hilfe vollbracht worden ist. Ausserdem dürfte eine Skizze von dem Leben und Wirken beider kaum aus einander zu halten sein, da sich die doppelten Fäden nothwendig an mehr als einer Stelle zu Knoten verschlingen.

Nach den wenigen erhaltenen biographischen Bruchstücken waren die Ursprünge wenigstens ähnlich. Die Stammväter beider sind, wie schon die Namen vermuthen lassen, zur Zeit oder im Gefolge der Eroberung vom Festlande eingewandert. John Gower, dessen Geburtsjahr sich mit Bestimmtheit nicht angeben lässt, das aber in die zwanziger Jahre des vierzehnten Jahrhunderts hinaufreicht, war der ältere. Einer wohlhabenden, landsässigen und ritterbürtigen Familie angehörend, verfügte er über beträchtlichen Grundbesitz im Süden seiner Heimat nicht allzufern von London, in jenen Gegenden, wo mehrere Generationen seiner Vorfahren schon gelebt haben müssen. Er ist wenigstens in zweiter Linie der Erbe eines Sir Robert Gower, dessen Gut Kentwell in Suffolk lag und der in der Kirche von Brabourne in der Grafschaft Kent bestattet wurde. Er selber nennt sich Junker (Esquire) von Kent und hat sich jedenfalls, obwohl er etliche Rittergüter in wenigstens drei Grafschaften theils zu eigen, theils zu Lehn hielt, den Ritterschlag nicht ertheilen lassen. Die Verwaltung seines Besitzes hat aber viel Aufmerksamkeit und Zeit in Anspruch genommen, wie aus der Sorgfalt hervorgeht, mit welcher der Sicherheit halber jede durch Abgabe, Pacht oder Belastung eintretende Veränderung in die Rollen der Staatskanzlei eingetragen wurde. Wahrscheinlich giengen ihm die Anlagen und Neigungen ab, die einen Kriegsmann aus ihm gemacht haben könnten. Aber auch den öffentlichen Angelegenheiten seiner Grafschaft und der Politik des Reichs, wo-

mit sich doch der Gentleman damals schon pflicht- und rechtmässig befasste, scheint er von Anfang an fern gestanden zu haben. Es ist dies um so mehr eine seltene Ausnahme, als in jenen Tagen gerade für seinen abenteuerlustigen Stand durch die glänzenden Kriege Eduards III. und des schwarzen Prinzen die ritterliche Romantik in ihre vollste Blüthe trat, und auf der anderen Seite bei der wachsenden Bedeutung des Hauses der Gemeinen der Gentry ein grossartiges Gebiet politischer Thätigkeit eröffnet worden war. Eine standesgemässe Bildung, in welcher die Ritter längst mit dem Klerus wetteiferten, hatte er sich indess angeeignet, höchst wahrscheinlich doch in Oxford oder Cambridge, denn die ungemein vielseitige Belesenheit, welche seinen Werken zu Grunde liegt, konnte in England damals schwerlich anderswo erworben werden als auf einer der beiden Landesuniversitäten. Mit Bestimmtheit ist hier freilich nichts anzugeben, am allerwenigsten, dass er einer der Advocateninnungen oder gar dem Richterstande angehört habe. Selbständig für sich und möglichst abgeschlossen von der Aussenwelt scheint er sich sein Leben eingerichtet zu haben: darum denn auch von Zeitereignissen in seinen Werken merkwürdig wenig die Rede ist. Nur ein einziger grosser Vorgang, der Aufstand der Bauern und Leibeigenen im Jahre 1381, hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, der seitdem in allen seinen schriftstellerischen Aeusserungen zu spüren ist. Gieng doch die Bewegung von Kent aus, wo er kürzlich sein Haupterbe angetreten und vielleicht selber geboren war. Wenn er auch bisher gleich allen Einsichtsvollen unter seinen Zeitgenossen das tiefe Verderben der Kirche nicht verkannt hatte, so bebte er doch vor einem gleichmachenden Fanatismus, der alle socialen Schranken zu durchbrechen drohte, angstvoll zurück; vielleicht hatte er selbst dabei an Habe und Gut einzubüssen gehabt. Wir finden ihn seitdem conservativ und zäh durchaus auf Seite der alten Autoritäten in Kirche und Staat, ja, sogar im

Bunde mit denen, die zur Erreichung der ehrgeizigsten Zwecke die Fahne des Klerus hoch trugen und doch die Revolution nicht scheuten. Gower erkannte mit Recht, dass Richards II. leichtfertige Regierung den Tendenzen Wiclifs und der Emancipation des untersten Standes mächtigen Vorschub leistete. So wandte er sich von Richard ab, obwohl er ihm persönlich nur Freundlichkeit und Aufmunterung zu danken gehabt, und seinen politischen Gegnern zu, vorerst wahrscheinlich dem Herzoge Thomas von Gloucester, und bald darauf mit unbedingtem Vertrauen dem Lancaster Heinrich von Derby, dem nachmaligen Heinrich IV. Schon im Jahre 1393/4 hat dieser, damals noch Graf, ihm eine Ordenskette verliehen, ohne Zweifel mit dem silbernen Schwan, dem Sinnbilde Lancasters, denn dasselbe findet sich sowohl in einem illuminirten Manuscript wie auf dem Grabmonument des Dichters.

Aus seinem übrigen Leben ist weiter nur herzlich wenig zu berichten. Erst in alten Tagen, „mit grauen Locken“ wird er des Junggesellenstandes überdrüssig und schliesst am 25. Januar 1397 die Ehe mit Agnes Groundolf. Sein umständliches Testament erwähnt keine Kinder, bedenkt aber reichlich die treue Pflegerin seiner letzten Jahre. Krank und schwach lebt er nun dahin; im Jahre 1401 erlischt sein Augenlicht und nöthigt ihn die Feder auf immer nieder zu legen; gegen den Herbst 1408 ist er gestorben, etwa 80 Jahre alt. Er liegt in der schönen Stiftskirche zu St. Mary Overies hart an der Südseite der Londoner Brücke begraben und hat hiernach, wie überhaupt aus seinem letzten Willen hervorgeht, von seinen benachbarten Landsitzen aus in mancherlei Beziehung zur Stadt London gestanden. Dort in der St. Johanniscapelle findet sich heute noch, trotz späterer Renovation ziemlich erhalten, sein von ihm selber angegebenes Denkmal. Im langen zugeknöpften Gewande seiner Zeit mit Ordenskette und Wappenschild liegt er da. In wie weit das

Antlitz, mit langen Locken und einem Rosenkranze geziert, auf Aehnlichkeit Anspruch macht, lässt sich schwer sagen. Grössere Bedeutung für uns haben, wie wir sehen werden, die drei Bände, auf denen sinnbildlich das Haupt ruht.

Wie ganz anders, wie viel bunter und mannigfaltiger sind die wenigen erhaltenen Fragmente aus dem Lebenswege des anderen Dichters. Geoffrey Chaucer ist nach neueren Untersuchungen kaum vor dem Jahre 1340 geboren und gehörte einer Familie an, die wahrscheinlich auch in Kent sesshaft war und jedenfalls eine rege Verbindung mit London unterhielt. Name und Wappen deuten auf edlen normännischen Ursprung, aber nirgends findet sich, wo das Gut gelegen, oder worin es bestanden. Der Dichter vielmehr hat sich niemals so behäbiger Verhältnisse wie Gower zu erfreuen gehabt, ein Umstand, in welchem, abgesehen von seinen bedeutenderen geistigen Anlagen, doch auch wohl ein gutes Stück seiner reicheren Entwicklung gewurzelt haben mag. An Bildung freilich kann er sich getrost mit dem anderen messen und wird daher gewiss die Universität besucht haben; es ist nur schwer zu sagen welche, denn da er einer jeden ein köstliches Denkmal seiner Vertrautheit mit ihren Zuständen gesetzt hat, streiten sich heute noch Oxford und Cambridge um die Ehre ihn den Ihrigen zu nennen. Nicht minder unbestimmt ist die Ueberlieferung, dass er ein Mitglied der Tempelinnung gewesen sei. Das erste sichere Datum aus seinem Leben hat er selber durch die Angabe bewahrt, dass er in jenem Heere Kriegsdienste genommen, welches Eduard III. in Person im Herbste 1359 zu einem keineswegs glücklichen Feldzuge nach Frankreich führte. Dort hatte der vermuthlich erst neunzehnjährige Chaucer das Schicksal in feindliche Gefangenschaft zu gerathen, aus der ihn jedoch schon im Mai des folgenden Jahrs der Friede von Brétigny befreite. Sieben Jahre später finden wir ihn als Valet oder Yeoman, wir dürfen übersetzen als Kammerjunker, am Hofe

Eduards III. und verheirathet mit Philippa Roet, einer Ehrendame und Landsmännin der liebenswürdigen Königin Philippa von Hennegau. Diese Verbindung macht dann gewissermassen sein Glück, da sie ihm zu seiner Jahrespension noch andere Vortheile zuführt. Seine Frau war nämlich die ältere Schwester der bekannten Catharina Swynford, die, nachdem sie den Prinzen Johann (gewöhnlich von Gent genannt, Herzog von Lancaster und Titularkönig von Castilien) die Kinder seiner ersten Ehe hat erziehen helfen, Anfangs als seine Maitresse und schliesslich als seine dritte Gemahlin mit ihm lebt, die Stammmutter der Könige aus dem Hause Tudor. Auf diesem Wege kam Chaucer dem geistig sehr regen Fürstensohne nahe, der nunmehr sein hoher Gönner blieb. Als im Jahre 1369 der Tod dem Königssohne seine erste Gemahlin Blanche von Lancaster entriss, hat Chaucer diesen Verlust in dem Buch der Herzogin, das er selber ein Jugendwerk nennt, besungen. Nachdem er bald hernach im Sommer 1370 schon einmal auf einer kurzen diplomatischen Sendung im Auslande thätig gewesen, erscheint er als Mitglied einer Gesandtschaft, die zu Ende 1372 um engere Handelsverbindungen anzuknüpfen an den Dogen von Genua abgefertigt wird. Auf jener schönen Reise hat er auch Florenz berührt und, wie man gar zu gern aus einer merkwürdigen Aeusserung in seinem grossen Gedichte schliessen möchte, ist er vielleicht gar zu Padua persönlich mit Petrarca zusammen getroffen. Auf jeden Fall hat dieser Ausflug seine innige Bekanntschaft mit den unsterblichen Werken der grossen Schöpfer italienischer Dichtung angebahnt. Bei der Rückkehr in die Heimat macht ihn der alte König zum Zollschreiber im Hafen von London, wo er die Abgaben von Wolle, Fellen und gegärbten Häuten so wie die kleineren Weinzölle zu erheben hatte. Ausser namhaften Gefällen war er bei dem königlichen Kellermeister Zeit Lebens auf einen Krug Wein täglich angewiesen. Demungeachtet befindet er

sich 1576 wieder auf geheimer Sendung über See, deren Ziel verborgen bleibt; im Februar 1377 geht er nach Flandern, im April zu Friedensverhandlungen an den französischen Hof. Hierauf versieht er mehrere Jahre hindurch ruhig sein Amt, bis ihn die Grafschaft Kent, in der er also wohl Grundbesitz gehabt haben muss, als Ritter in das Parlament vom 1. October 1386 wählte. Damit trat er in die Parteischwingungen einer bewegten Zeit ein, die ihm eben nicht sehr förderlich geworden sind. Auf dieser Versammlung nämlich wurde die Regierung gestürzt, die bisher unter dem Einflusse seines Gönners des Herzogs Johann gestanden. Schon im December bekommt Chaucer die Wirkung zu spüren, da er aus seinem Amte entlassen wird und auch die einst seiner inzwischen gestorbenen Frau verschriebene Hofpension nur noch bis zum Mai 1388 fortbezieht. Alsbald machen sich bei dem den Freuden des Lebens gewiss nicht fern stehenden Manne Geldverlegenheit und Mangel bemerkbar, bis im Jahre 1389 der Sturz der Administration des Herzogs von Gloucester, der ihm als Anhänger der lancastrischen Faction nicht hold gewesen zu sein scheint, seine Umstände noch einmal bessert. Er wird wieder angestellt und zwar als Rechnungsführer bei verschiedenen Neubauten, welche König Richard damals an seinen Palästen und Landschlössern vornehmen liess. Allein nach zwei Jahren schon verliert er auch dieses Amt, ohne dass man erfährt, welche Veranlassung er etwa dazu gegeben; man darf nur vermuthen, dass seine Ansichten bei den stets wechselnden Einflüssen auf den wankelmüthigen König einmal wieder angestossen haben. In vorgerücktem Alter tritt ihm nunmehr die Sorge nahe; nach den erhaltenen halbjährigen Quittungen erscheint er arm und hilfsbedürftig. Wir sehen ihn, wie er wiederholt vor der Zeit persönlich bei der Schatzkammer die ihm einst von Eduard III. ausgesetzte kärgliche Summe erhebt, um drängenden Gläubigern zu entgehn; auch die Unterstützung des alten Johann von Gent, zehn Pfund

jährlich, reicht nicht weit die Schulden zu decken. So ist er denn beim Schatzamt beständig in Vorschuss und sucht gar den Nachstellungen der lästigsten Bedränger mit Hilfe eines königlichen Patents auszuweichen. Welches Gegenstück wieder zu dem wohlhabenden Gower, der Noth und Sorge um den Lebensunterhalt niemals kennen gelernt! Wie erinnert bei Chaucer die Verbindung von Kriegsdienst, Lebenslust und Armuth, getragen und geweiht durch den nie versiegenden Humor eines echten Dichtergemüths, doch auch wieder an den ihm in so mancher Beziehung geistesverwandten grossen Castilianer Cervantes. Zum Glück sollte er nicht in Elend verkommen, denn zu guter Letzt blitzt sein Stern noch einmal auf. Als Heinrich IV., der Sohn seines Gönners, sich auf den englischen Thron schwang, wird dem alten Freunde des Hauses sogleich in den ersten Tagen der neuen Herrschaft seine Pension verdoppelt. Auch seine Nachkommen noch haben dankbar und ergeben das eigene Geschick an das der Dynastie Lancaster gekettet. Er selber freilich hat sich nur noch kurze Zeit des günstigen Wechsels erfreuen dürfen. Wohl finden wir, wie er auf eine Reihe von Jahren zu Westminster ein Haus miethet, doch schon gegen Ausgang des Jahrs 1400 schlummern seine Gebeine im südlichen Querschiffe der ehrwürdigen Abtei, im „Winkel der Poeten", wo ein halbes Jahrhundert hernach ein aufrichtiger Verehrer ihm das noch erhaltene Denkmal errichtet hat.

Nach der Inschrift starb er am 25. October. Der für das Bildniss bestimmte Platz ist heute leer. Und doch ist uns das Aeussere des Dichters treuer erhalten als von Gower. Sein Freund und Nachahmer Occleve nämlich hat aus der Erinnerung in einem Autographenbande ein artiges Miniaturbild gezeichnet, von dem mehrere Copien in anderen Handschriften und selbst in Oel und Holz begegnen. Das Haar ist schon ergraut, der Bart dünn und in zwei Theile gespalten, die Gestalt wohlbeleibt und vom faltigen Gewande jener

Tage bekleidet. Das Gesicht zeigt den feinen, träumerischen Ausdruck, die Haltung noch immer eine Spur der Zierlichkeit, die sich der Dichter in einer schalkhaften Stelle der Pilgerfahrt nach Canterbury trotz seiner wohlgenährten Erscheinung selber beilegt. Auch der Blick ist sinnend auf den Boden gerichtet. Der Rosenkranz in den Fingern so wie das Schreibmesser an einer Schnur um den Hals sind auf sämmtlichen Abbildungen typisch geworden.

Nach diesen Skizzen dürfte sich nun die innere Entfaltung der beiden Zeitgenossen leichter verfolgen lassen. Gowers Ideen scheinen gleichsam an den Boden gekettet, den er kraft des feudalen Erbrechts den seinen nennt. In jüngeren Jahren hat er sich nicht ohne Geschick in französischen Versen versucht; fünfzig noch erhaltene Balladen klingen artig und fliessend in der damals längst stehend gewordenen Form, und könnten sich auch in dem vorschriftsmässigen Gedankengange mit der gleichzeitigen Verskunst auf dem Festlande messen. Bescheiden freilich bittet der Dichter als geborener Engländer um Nachsicht mit seiner fremden Sprache; allein sie dürfte ihm wohl keineswegs so fremd, vielmehr nach Stand und Herkommen mit der Muttermilch zugeströmt sein. Es finden sich französische Verse auch noch aus späterer Zeit und wenigstens die Notiz einer langen Dichtung (*Speculum Mèditantis*) in demselben Idiom, die bildlich in einem jener drei Bände auf dem Denkmal in St. Mary Overies dargestellt gewesen sein mag. Aber als ob sich in seiner Person so recht die Sprachverwirrung seiner Tage und der Kampf der verschiedenen Elemente unter einander veranschaulichen sollte, hat Gower auch Jahre lang sein Latein dichterisch geübt. Ausser einigen kleineren Producten und den lateinisch geschriebenen Rubriken seines englischen Gedichts ist es ein viele tausend Distichen umfassender, an die Eindrücke des Bauernaufstands anknüpfender Versuch (*Vox Clamantis*), der in verschiedenen Büchern und grosser an die Langeweile streifender Breite

jenes Ereigniss, das Urtheil über seine Ursachen und die Corruption der einzelnen Stände zu ergründen und zu schildern meint. Der Dichter ist sich offenbar so wenig über die Form seines Ausdrucks wie über seine Stellung zu dem klaffenden Zwiespalt seiner Tage klar geworden. Als Laie, der französisch dichtet und wenigstens englisch spricht, greift er dem Geistlichen und Klosterbruder ins Handwerk. Auch sein Latein hat freilich einen naiven, fast modernen, nicht ungefälligen Fluss, strotzt aber von den schlimmsten Verstössen scholastischen Stils und scholastischer Metrik. Seine Ansicht endlich kommt zu keinem festen Abschlusse, da er mit mehr als einem Fusse in dem ganzen Besitzthume der Vergangenheit steht, und dennoch mächtig von den neuen, drohenden Ideen ergriffen worden ist. Erst später findet er eine gewisse Versöhnung und wagt es englisch zu schreiben, und auch das erst, nachdem ihn der grosse Vorgang Chaucers dazu angespornt.

Landsmannschaft, gleiches Lebensalter, die Stadt London und der Hof mögen sie früh genug zusammengeführt haben. Als Chaucer im Mai 1378 nach Italien geht, setzt er zur Wahrnehmung seiner Finanzen nebst einem anderen guten Freunde auch John Gower ein. Endlich huldigen sie einander in ihren Werken, indem Chaucer seine anmuthige Dichtung von Troilus und Cressida „dem moralischen Gower und dem philosophischen Strode“, wie er sie nicht uneben unterscheidet, gewidmet hat, Gower aber seinem englischen Gedicht einen schmeichelhaften Gruss an jenen einflicht. Er lässt Frau Venus sagen:

„Grüss Chaucer mir, wenn ihr euch seht,
Er ist mein Jünger und Poet u. s. w.“

Ihre Ansichten indess so wie ihre individuelle Stellung zum Leben haben schwerlich ein inneres Einverständniss zwischen ihnen begründen können, wenn auch auf die An-

nahme eines späteren Bruchs Nichts zu geben ist. Mochten beide endlich der neuen Dynastie vertrauen, so gelangten sie doch jedenfalls auf sehr verschiedenen Wegen zu diesem Ziele. Nur so viel steht fest, Chaucer war bereits ein englischer Dichter, als Gower seinem Vorgange zu folgen und ebenfalls sich der Landessprache zu bedienen beschloss. So entstand der dritte jener Bände, die wenigstens 30,000 Verse umfassende *Confessio Amantis.*

Gower muss vor 1386 an dieses umfangreiche Werk gegangen sein, da der Prolog der ersten Ausgabe erzählt, wie König Richard bei einer Begegnung im Nachen auf der Themse zwischen Westminster und London ihn dazu aufgefordert habe, durch seine Regierungsweise also damals bei ihm noch nicht angestossen haben konnte. Die zweite Ausgabe mit gänzlich verändertem Prolog und Epilog ist dagegen dem Grafen Derby gewidmet, offenbart die Sinnesänderung des Dichters und bezeugt, dass seine Arbeit etwa bis zum Jahre 1393 vollendet gewesen sein muss. Sprache wie Versbau tragen Spuren, dass ihre Handhabung dem bereits bejahrten Herrn nicht eben leicht geworden sein kann. Dennoch verbreitet sich eine gewisse bequeme Glätte über die Sprödigkeit des Inhalts und die ungeschickte Einfassung desselben. Man stösst auf manche Abschnitte, die sich recht gut lesen lassen und ein natürliches Talent für Erzählung verrathen. Nach einer ziemlich langweiligen Einleitung, in welcher ohne eigentliche Beweise die gute alte Zeit in den Himmel erhoben werden soll und nur ein scharfes Urtheil über den Zustand der Kirche von Interesse ist, dem freilich ein nicht minder heftiger Protest gegen die Lollarden auf dem Fusse folgt, finden wir den Dichter von Liebesleid ergriffen, natürlich im Monat Mai, im Walde und beim Gesange der Vögel, wie er seine bittere Noth der Venus und ihrem holden Sohne klagt. Endlich hat sie Erbarmen mit dem Elenden und fertigt ihren eigenen Priester, den Genius, ab, damit er ihn ausführlich in

die Beichte nehme und ihm schliesslich, mit der Absolution versehen, den Weg weise, den er wandeln soll. Der Priester und sein Beichtkind nehmen hierauf als systematische Philister mit einander sämmtliche Laster und Tugenden durch. Unstreitig zu höchst moralischen Zwecken muss letzteres eine Menge abschreckender und lockender Beispiele vernehmen; nach jedem einzelnen wird, wie es die Regeln scholastischer Dialektik verlangen, disputirt und argumentirt, und nachdem diese Reihenfolge unendliche Male acht lange Bücher hindurch bis zu nicht geringer Ermüdung des Lesers sich wiederholt hat, wobei der Unglückliche stets seine unbegrenzte Liebe zu einer nicht genannten Schönen betheuert, wird ihm schliesslich in den orthodoxen Formen des Beichtstuhls die Vergebung seiner Sünden ertheilt und, ausser der Anweisung sich der sieben scholastischen Wissenschaften als vornehmsten Rüstzeugs gegen die sieben Cardinallaster zu bedienen, nicht ohne Laune der gute Rath mitgegeben, fernerhin alle verliebten Narrenspossen zu lassen:

„Da Liebeslust mit grauen Haaren
Im Brautgemach sich schlecht will paaren.“

Dies also gleichsam das lose Netz, welches Gower um eine Unzahl sehr verschiedenartiger Erzählungen und Geschichten schlingt, die für ihn die Hauptsache sind und seinen Zeitgenossen so wie den nächsten Generationen magazinartig in einer sehr willkommenen Encyclopädie zusammengefasst erschienen. Sie bekunden jedenfalls eine ungemeine Belesenheit, mit welcher der Dichter aus allen nur irgend gangbaren Büchern, unbekümmert, ob geistlichen oder weltlichen Inhalts, zu schöpfen weiss, von der Bibel bis zu den verschiedenen, eben in seinen Plan einschlagenden Gedichten des Ovid, von den mittelalterlichen Gesten von Troja und Alexander bis zum Pantheon und dem Königsspiegel des Gottfried von Viterbo, von Boëthius bis zu den Romanzen von Sir Lanzelot und

König Artus. Ausserdem finden in langen Episoden und in erschöpfender Reimerei die Geheimlehre des Almagest und die aristotelische Scholastik ihren Platz angewiesen. Von weiterer, selbständiger Schöpfung, von einem Eingreifen in das eigene Leben und die unmittelbare Gegenwart kann dabei natürlich nicht die Rede sein. Damit harmonirt denn vollkommen das mittelalterliche Versmass, die acht- oder neunsilbige gereimte Zeile und die weniger gelenke, auch etwas mehr archaistische Sprache als bei Chaucer, wenn auch die Mischung des Germanischen mit dem Romanischen denselben Grad erreicht haben mag. Der Anklang endlich, den Gower noch lange über seine Zeit hinaus gefunden, indem Shakspere oder der unbekannte Dichter des von ihm überarbeiteten Dramas Perikles den Stoff zu demselben aus Gowers Confessio Amantis entnimmt, wurzelt in der fast während aller Perioden der englischen Literatur beliebten allegorischen Einkleidung, in der reichen Auswahl, die dem Leser geboten wird, und dem beinahe gemüthlichen Tone, der durch das Ganze hindurch klingt.

Ein ganz anderes Resultat, einen sehr verschiedenen Ausgang hatte wie der Lebensweg nun auch die geistige, schöpferische Entwicklung Chaucers. Freilich beginnt auch er mit dem Studium fremdländischer, insonderheit französischer Muster; seine wiederholten Reisen bringen ihn denn geradezu mit der italienischen Poesie, vielleicht gar mit dem Flandrischen in unmittelbare Berührung. Freilich hat auch er den ganzen im Latein seiner Zeit niedergelegten gelehrten Wust so wie die romanisirte Darstellung antiker Mythologie und Historie in sich aufgenommen, wie auf jeder Seite seiner Werke wahrzunehmen ist; er hat darum aber doch nie den ernstlichen Versuch gemacht im ausländischen Französisch und im todten Latein zum Dichter zu werden, sondern hat es vielmehr verstanden die Bekanntschaft mit anderen schon weiter entwickelten Literaturen zum Vortheile der eigenen

bestens zu verwerthen. Von Anfang an schreibt er englisch und wird beim langjährigen Ueben seiner so eben sich festsetzenden Muttersprache der erste Bildner, der erste vollständige Meister derselben, ihr Vater, wie ihn schon die nächsten Geschlechter freudig und stolz genannt haben. Seine Prosaarbeiten, die Uebersetzung von Boëthius' Trostbüchlein, die von ihm als Freund der Astronomie für seinen Sohn Lowys niedergeschriebene Abhandlung über das Astrolabium zeugen von bedeutender Vielseitigkeit, aber können uns heutzutage nur als eben so viele Exercitien interessant sein, in denen sich von einem geübten Auge die sprachlichen Fortschritte verfolgen lassen, die der Verfasser in verschiedenen Lebensabschnitten gemacht. Viel wichtiger erscheinen die poetischen Werke, deren Entstehungszeit und Aufeinanderfolge sich freilich nur annähernd bestimmen lassen dürfte. Die Uebersetzung des für unseren Geschmack wenig anziehenden allegorischen Romans von der Rose kann, falls diese Nachbildung des Französischen ihm überhaupt angehört, nach Ausweis der Sprache, des Reims und des Versmasses alsdann nur in die Zeit seiner dichterischen Anfänge fallen. Die Bearbeitung machte aber selbst im Auslande Aufsehn, denn ein ziemlich mittelmässiger französischer Dichter, Eustache Deschamps, geschmeichelt, sein süsses Französisch ins rauhe Sächsisch übertragen zu sehn, fühlt sich veranlasst, „den grossen Translator, den noblen Geoffrey Chaucer" dafür in mehreren Strophen zu besingen. Zum Glück beharrt der aber nicht bei so untergeordneter Arbeit. Die nächsten ihm mit Sicherheit gehörenden Werke zeigen, nachdem er fremde Welt und Dichtung persönlich kennen gelernt, in Vergleich zu den Jugendarbeiten bedeutenden Fortschritt. Die neueste wissenschaftliche Untersuchung und des Dichters eigene Angaben in der Legende von den Guten Weibern lassen schliessen, dass in etwa zehn Jahren zwischen 1373 und 1384 das Leben von St. Cäcilia, das Vogelparlament,

Palamon und Arcite, Troilus und Cressida, das Haus des Ruhms auf einander gefolgt sein werden. Seit jener ersten Reise nach Italien gedeihen sichtlich Verfeinerung des Geschmacks und Reinheit der Verskunst. Die Wucht des Fremden und Erlernten jedoch wurde gleichzeitig immer kräftiger durchbrochen von einer frischen, individuellen Schöpfungskraft, der ein weites, warmes Herz, ein offenes Auge und gesunde Beobachtung, ein echter, der Natur unmittelbar verwandter Realismus und wahrhaft dichterische Begabung zu Grunde lagen, um das Leben wie es ist zu spiegeln. Die Natur, die Liebe und die Lebenslust hatte Chaucer längst in Liedern besungen, von denen, wie Venus bei Gower sagt, überall das Land erfüllt sei. Wir würden gern einige der erhaltenen Werke dahin geben, wenn sich diese lyrischen Erzeugnisse, die vermuthlich volksthümlichen Ton anschlugen, wieder auffinden liessen. Allein auch ohne sie verleugnet sich der Dichter nirgends, wo er sich der Natur und Wirklichkeit zuwendet. Dann weiss er den Mai in seiner ganzen Blüthenpracht zu malen und mit seltener Innigkeit auch das kleinste und feinste Frühlingskind, das Marienblümchen (das Tagesauge, *daisy*), zu besingen. Die Gefühle des Herzens in ihrer vollständigen Tonleiter von den stärksten herab bis zu den leisesten hat ihn ein reich bewegtes Leben schätzen und eine fleissig geübte Kunst wieder zu geben gelehrt, und endlich der Verkehr mit Hoch und Niedrig, mit Landsleuten und mit Fremden, die Vertrautheit mit den Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten des äusseren Lebens so wie mit Leid und Lust der Menschenseele statten ihn mit allen Eigenschaften aus, um als Dichter in einer vielseitigen, dramatischen Natürlichkeit uns seine Zeit und sein Volk vorzuführen, wie das in so hohem Grade in keiner anderen mittelalterlichen Literatur versucht worden ist. Fast scheint es, als ob Chaucer sich zu dieser Aufgabe förmlich vorbereitet habe. Wir möchten dies hauptsächlich aus seiner Vertraut-

krämer, der eben aus Rom zurückgekehrt. Seine Haare sind gelb wie Flachs, seine Stimme meckert wie eine Ziege. Er hat eine Menge gefälschter und erlogener Reliquien im Sack, die er den Leuten anzuschmieren sucht. Solch ein redlicher Handel trägt ihm denn auch an einem Tage mehr ein als ein Pfarramt in zwei Monaten.

Froh nun über eine solche Schaar ehrsamer Gäste tischt der behäbige Wirth, Harry Baily mit Namen, nach Kräften auf, und während der Wein die Runde macht, übt er die bei seinem Stande nicht eben seltene Dreistigkeit sich als Theilnehmer an der Wallfahrt heranzudrängen. Wie wäre es, wenn ein jeder, um sich den langen Ritt bestmöglich zu verkürzen, je auf dem Hin- und Rückwege eine Geschichte erzählte; wessen Erzählung dann am meisten Anklang findet, dem sollen bei ihrer Wiederkehr die Uebrigen in seinem Gasthofe ein fröhliches Mahl zum Besten geben. Er selbst bietet sich ohne Weiteres zum Schiedsrichter an; sein Vorschlag aber findet allseitigen Beifall. Man geht zur Ruhe und reitet früh Morgens aus auf der Strasse nach Kent.

Dies also das ungemein frische Lebensbild, in welches nun gleichsam die einzelnen Figuren redend eingetragen sind, indem sie ihrem Stande und ihrer individuellen Auffassung angemessen in sehr mannigfacher Form das Wort erhalten, sobald die Reihe an sie kommt. Es ist wahrlich nicht nöthig noch einmal auf eine Vergleichung mit Boccaccio oder gar mit Gower zurückzugehn. Diese bunte Pilgergruppe spricht für sich selber und beurkundet obenein, welche Klassen der Gesellschaft vom Ritter bis herab zum Müller damals schon an gemeinsamem Verkehr Theil haben konnten. Es sind sämmtliche sociale Schichten, die in den Gemeinen des Landes ihren politischen Ausdruck fanden, während die hoch priviligirten, weltliche und geistliche Lords, in bezeichnender Weise ganz fehlen. Der dramatische Hintergrund wird nun auch in der Folge nicht aus dem Auge verloren; bis-

weilen fällt ein Blick auf die schöne Landschaft von Kent, die eben im vollen Frühlingsschmucke steht, auf die Ortschaften Deptford, Greenwich, Rochester, Sittingbourne. Die Pausen füllt dann manch launiges Zwiegespräch; unter den roheren Genossen fehlt es selbst an Thätlichkeiten nicht; hinter Rochester stösst noch ein Domherr mit seinem Diener zur Gesellschaft, beide nehmen unmittelbar an der Verabredung der übrigen Theil.

Allein das Versprechen des Dichters seinen schönen Plan vollständig auszuführen, hat er bei der grossartigen Anlage und, da auch wohl der Tod dazwischen getreten, nicht lösen können, nicht einmal die Hälfte ist vollendet, denn das Gedicht — zwei und zwanzig vollständige und zwei fragmentarische Geschichten — bricht ab, noch ehe die Pilger in Canterbury eintreffen, wodurch denn zu beständigem Bedauern eine Schilderung ihres dortigen Thun und Treibens, der Rückkehr und des Festschmauses unterblieben ist. Auch geben tiefe Lücken Kunde, dass das Fragment noch lange nicht abgeschlossen und vollständig gewesen. Die hie und da eingestreuten Angaben über den Ritt, der etwa drei bis vier Tage dauert, wollen nicht stimmen. Eben so wenig die von Chaucer selbst festgesetzte Zahl von neun und zwanzig: ein von späterer Hand interpolirter Vers führt neben einer zweiten Nonne noch zwei Priester auf; auch fehlen in der That nicht die Vorträge der ersteren und eines der Priester. Ferner sind doch auch Chaucer selber und der Wirth von der Partie, die dann unterwegs noch um zwei Personen wächst. Es ist nicht ganz klar, ob beim Hin- und Herritt je eine, oder je zwei Geschichten erzählt werden sollen. Endlich ist selbst mit kritischer Beihilfe der hauptsächlichsten, dialektisch ungemein verschiedenen Handschriften die wirkliche Reihenfolge der vorhandenen Erzählungen nicht genau zu bestimmen, von denen manche offenbar unter sich Gegenstücke bilden, andere aber schwerlich vom Dichter schon ihren endgiltigen Platz ange-

wiesen erhalten haben. Niemand kann nach den vorhandenen Bruchstücken die Gruppen so zusammenfügen, wie sie der Anschauung des Dichters als Ganzes vorschwebten.

Es ist dies nicht der Ort die vier und zwanzig fertigen Erzählungen nach ihrem Inhalte und Ursprunge näher durchzunehmen, wir müssen uns begnügen, den reichen Wechsel nur flüchtig anzudeuten. Der Ritter beginnt, nachdem er passend dazu das Loos gezogen, mit dem von Chaucer schon früher gedichteten Abenteuer von Palamon und Arcite im höfischen Geschmacke der Zeit. Nachdem er geschlossen, will sich der die Vorträge leitende Wirth eben an den Mönch wenden, als der Müller, der schon so früh am Morgen im starken Ale von Southwark zu viel gethan, sich rüpelhaft dazwischen drängt und in den derbsten Zügen die Gesellschaft unterhält, wie einst ein Student zu Oxford einen dummen Zimmermann daselbst zum Hahnrei gemacht. Das reizt den Greven, der früher Zimmermann gewesen, und er rächt sich im gleichen Tone mit der Geschichte von der Mühle in Trumpington, wo zwei cambridger Studenten einen ähnlichen Schabernack spielen. Dann folgt der Koch, der ergötzlich in derselben Weise ansetzt; doch haben alle Handschriften schon nach wenigen Versen eine empfindliche Lücke. Der Rechtsanwalt, vom Wirthe dazu aufgerufen, kommt wieder auf einen sittsameren Gegenstand zurück und erzählt die Geschichte von der schönen Constanze, die sich, vielleicht weniger geschmackvoll, auch bei Gower findet. Hier folgt nach Chaucers Absicht wahrscheinlich die Dame aus Bath zunächst mit den Bekenntnissen ihrer schönen Seele und dem in ihrer Weise lüstern gefassten Mährchen aus dem Sagenkreise des Königs Arthur, dem ebenfalls eine ähnliche Erzählung bei Gower zur Seite steht. Der Bettelbruder und der Gerichtsdiener, wegen ihrer Herkunft gegen einander übel gelaunt, bleiben sich in ihren Ausfällen und groben, beissenden Anekdoten Nichts schuldig. Hierauf muss der Wirth den oxforder Studenten

erst aus seiner Bescheidenheit aufrütteln; aber, sich auf Petrarca berufend, trägt dieser nun in geschmackvollen Strophen die liebliche Geschichte von der Griseldis vor, deren engelgleiche Geduld durch Nichts zu erschüttern gewesen. Der Kaufmann erzählt dann wieder von den Hörnern, die sich ein eifersüchtiger, blinder Ehemann hat aufsetzen lassen, der Junker aus dem Orient vom Sultan Cambuscan, doch leider unvollendet. Ihm folgen nach einander der Gutsherr mit seiner Geschichte von der schönen Dorigene, die er aus altbritischer Sage entlehnt haben will, die sich aber auch bei Boccaccio findet, der Doctor, der klassisch von der tugendsamen Virginia vorträgt, der Ablasskrämer mit den niedrigen Beispielen aus seiner Sphäre. Der Schiffer hegt sich dann an der Weise, wie ein Kaufmann von seinem Weibe und seinem besten Freunde, einem lüsternen jungen Mönche, hintergangen wird, worauf die Priorin von dem Mirakel erzählt, das sich einst zugetragen, als die bösen Juden einem Christuskinde nachgestellt. Mit herrlichem Humor greift nun der Wirth nach dem Dichter selber: er starre ja immer nach dem Boden, als wenn er einen Hasen rennen sehe. Chaucer lässt sich nicht zweimal rufen und beginnt in den Versen von Sir Thopas die handwerksmässige Reimerei jener Zeit mit allen ihren Schlagwörtern zu persifliren, bis der Gesellschaft die Ohren weh thun und der Wirth als ihr Mundstück unsanft dazwischen fährt. Willig und ohne auch anders wie glänzen zu wollen, folgt Chaucer der Aufforderung und erzählt nun in Prosa die „höchst moralische und tugendsame Historie“ von Melibeus und der Dame Prudentia, die uns heutigen Tags unausstehlicher erscheint als seine erste, leider unterbrochene Leistung. Nachdem er geredet, ergeht sich der Mönch in der künstlichen, aber gedankenarmen Poesie des Klosters, die ihre tragischen Beispiele und Figuren aus der heiligen, der alten wie der neuen Geschichte hernimmt. Hieran schliesst sich wohl der Nonnenpriester mit der lustigen Fabel vom Hahne Chaunteclere, worauf die Nonne aus der

heit mit der gleichzeitigen italienischen Dichtung abnehmen. Mit welcher Ehrfurcht gedenkt er Dantes und schaltet in geschickter Uebersetzung sogar Verse aus der Göttlichen Comödie ein. Aus Boccaccios Werken entlehnt er gar manches zu englischer Bearbeitung; eine Erzählung wird ihm vermittelt durch die lateinische Uebersetzung des Petrarca, auf dessen Ruhm er wiederholt zu sprechen kommt. Dieses Studium hat ja so viel zur feinen Durchbildung seiner Muttersprache beigetragen, denn Mischung und Anwendung ihrer verschiedenen Substanzen erscheinen bei ihm weit mehr vollendet als bei Gower. Dann hat ihm aber auch die schöne Form der Italiener zum Muster gedient, das er unermüdlich zu erreichen strebt. Mit einer für seine Zeit umfassenden Belesenheit in den antiken Dichtern ist es ihm erst gelungen feste Regeln der Prosodie aufzustellen. Bald dichtet er nur im fünffüssigen, gereimten Jambus; er ist doch auch wohl Schöpfer und Begründer jener siebenzeiligen Strophe, die, von den Ottave Rime hergenommen, besonders in seiner abgerundeten und viel gelesenen Behandlung der Sage von Troilus und Cressida angewandt wird und sich fast zwei Jahrhunderte hindurch in der englischen Poesie behauptet hat. So hatte er sich nach Kräften zum Meister der Form wie des Stoffs gemacht, als er in der vollen Reife seines Lebens, wie sich mit ziemlicher Gewissheit nachweisen lässt, erst nach 1386 sich zu dem Gedichte anschickte, das ihm den immergrünen Lorberkranz der Unsterblichkeit aufs Haupt setzen sollte und beständig als edelstes Denkmal der englischen Poesie vor Shaksperes unerreichten Stücken da stehn wird.

Der Rahmen zur Pilgerfahrt nach Canterbury (*Canterbury Tales*), welche die uns überlieferte Form nicht vor dem Jahre 1393 erhalten haben kann, umschliesst ebenfalls eine reiche Sammlung von Erzählungen und Novellen, von denen einige bereits vorräthig und selbst veröffentlicht waren, und nur leichter Abänderung bedurften. Seine geist-

vollste Erfindung andererseits mag allerdings zunächst durch das berühmte Beispiel des Decamerone dem Dichter an die Hand gegeben sein; hat doch auch Gower möglicher Weise das Kleid für seine moralischen Geschichten, gleichsam den Einband für seine Encyklopädie, von den Italienern geborgt. Aber statt des einförmigen characterlosen Erzählerkreises jener Florentiner Jünglinge und Jungfrauen, die sich nur die Zeit vertreiben wollen und deren Novellen eben so gut tausend wie hundert hätten sein können, statt Gowers pedantischer und recht bald langweilig werdender Beichtstuhlscene entwirft Chaucer in grossen, scharfen Strichen ein Gemälde mitten aus den socialen Zuständen seines Jahrhunderts, bunt und vielseitig in den Gestalten, auf launigem, und doch ernstem Hintergrunde. Wer weis nicht, wie Thomas Becket, der Erzbischof von Canterbury, der einst so beherzt für die willkürlichen Grundlagen des römisch-katholischen Kirchenregiments gegen die Vorherrschaft des Staats in den Tod gegangen, zum Nationalheiligen Englands, zum weltberühmten wunderthätigen Märtyrer geworden, wie Jahr aus Jahr ein, und hauptsächlich wohl in den Frühlingsmonaten vom In- und Auslande Schaaren andächtiger Pilger zum Grabmal im hohen Dom zu Canterbury strömten, in welchem seine Gebeine ruhten, wie bereits im vierzehnten Jahrhunderte (diese freilich mit manchen löblichen Absichten unternommenen Wallfahrten) bei der grossen Masse nur noch zum Vorwande dienten für allerlei Kurzweil, für Erwerb und selbst sündhafte Vergehungen. Volksfest und Jahrmarkt insonderheit kehrten periodisch wieder; und während bei solchen Veranlassungen einerseits der tödtliche Krebsschaden des alten geistlichen Systems immer nackter zu Tage trat, berührten sich die verschiedenen Schichten der Nation, die nach bisherigen Begriffen so streng geschiedenen weltlichen und geistlichen, edlen und gemeinen Sphären der Gesellschaft, immer inniger und tauschten hier recht eigentlich die Ideen aus, welche allem Heiligendienst

und einem guten Theile ähnlichen Menschenwerks in der Kirche Christi ein Ende machen sollten. Eine solche Wallfahrt nun benutzt der Dichter; wusste er, selber wahrscheinlich ein Mann von Kent, doch aus eigener Anschauung, wie es dabei hergieng.

Der unübertreffliche Prolog des auch in seiner kaum zur Hälfte vollendeten Gestalt an die 20,000 Verse umfassenden Gedichts beginnt mit einer kurzen Schilderung des Frühlings, wenn nach den Aprilregen die Sonne Alles grünen und blühen heisst, die Vögel singen und die Menschen aus allen Gegenden des Landes daran denken dem grossen Heiligen ihre Gelübde abzutragen. In diesen Tagen nun — es ist mit grosser Wahrscheinlichkeit berechnet worden, dass sich Chaucer den 28. April 1393 gedacht hat — liegt der Dichter mit dem gleichen Vorsatze in dem damals und noch lange hernach weit bekannten Gasthause zum Heroldsrock (*Tabard*) in der Hochstrasse zu Southwark, wo sich die Pilger von allen Seiten her zu versammeln pflegen und vor dem Ausreiten für sich gute Labung und für ihre Thiere Stallung finden. Gegen Abend, als sich die Wirthsstube angefüllt, hat Chaucer schon mit vielen der Gäste ohne Unterschied des Standes Bekanntschaft angeknüpft. Es sind mindestens neun und zwanzig, die sich hier zur Partie einigen und in köstlichen Porträts vorgeführt werden. Ein stattlicher Rittersmann eröffnet passend die Liste. Seit Jahren hat er sein Leben im Felde und auf Kreuzfahrten verbracht; er war schon zugegen, als Alexandria genommen wurde, hat den Deutschrittern in Preussen gegen die Litthauer und Russen beigestanden, dann wieder in Granada mit den Arabern, mit den Mauren in Afrika und den Türken in Asien gefochten. Man sieht es seinem stark mitgenommenen Rocke an, dass der Harnisch darüber zu sitzen pflegt. Aber so wenig er auch auf Aeusseres gibt, die gute, feine Sitte in Rede und Benehmen, der echte christliche Ritterdienst bekundet seinen edlen Stand. Ihn

begleitet sein Sohn, ein schlanker, zwanzigjähriger Lockenkopf, der vollendete Junker jener Tage, stutzerhaft elegant gekleidet. Schon hat er einen Ritt gegen die Franzosen mitgemacht und sich dabei wie im Tournier die Gunst seiner Dame erworben. Die Liebe lässt ihn nicht schlafen und wie die Nachtigall steckt er voll Liedern auf seine Schöne. Sittig und gehorsam indess legt er dem Vater bei Tische vor. In seinem Gefolge befindet sich ein Yeoman, wohl aus der Schaar der väterlichen Hintersassen; grün gekleidet, mit Tartsche und Schwert, den langen Bogen in der Hand, ein Bündel Pfeile und ein blankes Messer am Gurt, mit einem Gesicht, das in Wald und Feld gebräunt, repräsentirt er jenen kernhaften Schlag, der den Plantagenets die Siege von Crécy, Poitiers und Agincourt errungen.

Dieser Gruppe gegenüber erscheint dann eine geistliche, zunächst eine Priorin, Madame Eglantine, von edler Herkunft, wie ihre feine Gesichtsbildung und die zierliche Sorgfalt verrathen, mit welcher sie isst und trinkt. Mit gefühlvoll näselndem Tone weiss sie die Liturgie anzustimmen, auch spricht sie am liebsten Französisch, nur nicht das von Paris, sondern wie man in Stratford-le-bow nahe bei London redet. Sie weint, wenn man ihr eine Maus in der Falle zeigt oder ihr Hündchen mit der Gerte schlägt. An ihrem Rosenkranze hängt ein goldenes Kleinod mit gekröntem A und dem Vergilschen Motto: *Amor vincit omnia.* Neben ihr steht ein feister Mönch, Benedictiner, dessen Glatze und Wangen spiegelblank, dessen Augen wie ein Schmelzofen leuchten. Auch er ist elegant gekleidet, die Aermel seines Gewandes sind mit dem besten Pelzwerk verbrämt; ein sogenannter Liebesknoten von Gold hält vorn die Caputze zusammen. Hell klingen die Schellen an seinem Zügel, denn er weiss trefflich zu Pferde zu sitzen; eine Hasenhetze und ein fetter Schwan auf der Tafel gehen ihm weit über die Regel St. Augustins und die gelehrten Bücher in seiner ein-

samen Zelle. Das würdige Pendant zu dieser stattlichen Figur liefert dann der Bettelbruder, dessen leichtfertige Zuthulichkeit ihn zum Freunde der Landleute und zum beliebtesten Beichtvater der jungen Weiber macht. Niemand versteht besser für sein Kloster zu sammeln, denn die Frauen beschenkt er mit Nadeln und mit Messern und mit den Männern zecht er in der Kneipe, von denen er aller Orten stets die beste zu finden weiss. Er lispelt sein Englisch mit absichtlicher Geziertheit und, wenn er zur Harfe singt, dann funkeln ihm die Augen wie die Sterne in der Winternacht.

Der nächste ist ein Kaufmann mit Zwickelbart und flandrischem Biberhut, gut gestiefelt; er kennt den Geldmarkt auf beiden Seiten des Canals und versteht sich durchaus auf seinen Vortheil. Dann folgen ein Paar Gelehrte. Zuerst ein Student aus Oxford, hohlwangig und mager wie das Thier, auf dem er reitet, in fadenscheinigem Röcklein, denn er hat noch keine Pfründe. Aber seine Bücher sind seine ganze Freude und obenan der Aristoteles; er weiss nichts Lieberes als Lernen und Lehren, doch sittig und bescheiden drängt er sich nirgends vor. Der andere ist ein vielgesuchter Rechtsanwalt, der die ganze verworrene Masse der Gesetze und Statuten von den Tagen des Eroberers herab inne hat, sie auch in seiner ausgebreiteten Praxis trefflich anzuwenden versteht. Obwohl ihn die schweren Sporteln bereits zum reichen Manne gemacht, geht er doch ohne vielen Schmuck auf die Reise. Hierauf wird der Franklin, der Eigenthümer eines Freiguts beschrieben, der in seiner Grafschaft das grosse Wort führt, auch schon Sheriff und Vertreter im Parlament gewesen ist. Sein Bart ist zwar schneeweis, aber er versteht zu leben, denn bei ihm zu Hause geht es hoch her, was Essen und Trinken betrifft; wie Schneeflocken so dicht folgen einander die Gerichte, je nachdem die Jahreszeit sie bietet. Das Handwerk ist ferner durch einen Kurzwaarenhändler, einen

Z i m m e r m a n n, W e b e r, F ä r b e r und T a p e z i e r vertreten, ehrliche, fleissige Leute, ein jeder in der ihm üblichen Tracht mit den Abzeichen seiner Gilde nicht ohne Sorgfalt und Silberschmuck. Haben sie doch alle Reichthum und Einfluss genug, um einst Aeltermänner zu werden; ihre Weiber möchten gar gern Madame heissen und mit einem Schleppmantel zur Kirche gehn. Ihnen hat sich ein K o c h angeschlossen, der alle Feinheiten seiner Kunst meisterhaft versteht, aber auch einen Schluck londoner Ales zu schätzen weiss. Der S e e - m a n n darf natürlich nich fehlen; von der Südküste kommt er, in der Tracht seines Standes, sonnverbrannt und verwegen, gilt es nun Nachts, wenn der Patron schläft, den Wein, den er von Bordeaux bringt, heimlich anzuzapfen, oder dem Landesfeinde eine Seeschlacht zu liefern. Er hat alle Gestade von Gothland bis Cap Finisterre befahren, und mancher Sturm hat ihm den Bart zerzaust. Der A r z t, Doctor der Medicin, ist in allen Fächern seiner Kunst zu Hause, denn neben geschickter Praxis beschäftigt er sich auch mit Astronomie und dem Horoscop, und die gelehrten Schriftsteller der Griechen und Araber hat er gründlich studirt. Er kleidet sich sauber und in bunten Farben, weiss indess trotzdem die Schätze, die er während der Pestilenz des schwarzen Todes erworben, haushälterisch zu Rathe zu halten.

Es folgt nun eine reiche, stattliche F r a u a u s B a t h, welche die Aufmerksamkeit des Dichters besonders fesselt und der Gesellschaft in der Folge mehr von sich selber mittheilt als einer der übrigen. Sie trägt die besten Stoffe, einen weiten Hut mit modischem Kopfputz, rothe, drall anliegende Strümpfe und ein Paar scharfe Sporen an den Absätzen. Sie ist schon in guten Jahren, ist dreimal in Jerusalem gewesen und hat Rom und Bologna, Compostella und Köln gesehn. Ihr rundliches, schon etwas röthlich gefärbtes Antlitz offenbart ein unverzagtes, dreistes Wesen, das nach sehr ausgebreiteten Erfahrungen nicht leicht aus der Fassung

zu bringen ist. Sie erzählt denn auch ihren Reisegenossen mit erbaulicher Unbefangenheit, dass sie in ihrem Leben fünfmal verheirathet gewesen und, abgesehen von anderen Begebnissen, im Puncte der Liebe wohl ein Wort mitreden könne. So bekommen sie denn zu hören, wie sie jung und lustig ihren ersten drei Männern, die alt, aber reich gewesen, mitgespielt; selbst eine scharfe Gardinenpredigt wird zum Besten gegeben. Bei dem vierten Versuche geht jede der beiden Ehehälften ihren Weg; der fünfte und letzte Mann aber, obwohl erst zwanzig Jahre alt, hat in Oxford studirt, und ist nicht abzubringen von einem dicken Buche, in welchem die Mahnungen der Kirchenväter zum ehelosen Leben nebst Beispielen aus alten und neuen Tagen zusammengebunden sind, wie die Weiber ihre Gatten hinters Licht zu führen pflegen. Als sie ihm einst im Zorn einige Blätter herausgerissen, hat er sie so weidlich geprügelt, dass sie heute noch auf dem einen Ohre taub ist. Seitdem aber kommen sie vortrefflich mit einander aus. Dieser Dame, die treu ihrem Venusgestirn folgend, wohl eines der mächtigsten Bindeglieder des vom Zufalle so bunt gemischten Kreises ist, wird dann ein anderer Characterkopf scharf gegenüber gestellt. Es ist ein armer Ortspfarrer, schlichter, bäuerlicher Herkunft, mit einer kärglichen Pfründe, aber der echte, milde, evangelische Geistliche, der zufrieden bleibt, auch wenn ihm der Zehnte nicht entrichtet wird, den weder Unpässlichkeit noch Unwetter abhalten, den Stock in der Hand, zu den meilenweit entfernten Mitgliedern seiner Heerde zu wandern, wenn ihn die Seelsorge ruft. So spendet er Trost dem Dürftigen, schreckt auch nicht zurück vor dem Stolz der Reichen, und in seiner Predigt verkündet er treu und ohne Zuthat das lautere Wort des Herrn. Es ist dies die Klasse, aus welcher damals Wiclifs berühmte Reiseprediger hervorgegangen. War Chaucer auch selbst kein Lollarde, so stand sein grosses englisches Herz doch offen

genug, um den Anklang dieser echt evangelischen Bewegung zu empfinden. Sein Bildniss des Pfarrers trägt entschieden Züge, die von einer der populärsten Erscheinungen des Tags hergenommen sind. Den Pfarrer begleitet sein Bruder, der Ackersmann, fromm, fleissig und bieder. Beide gehören demselben unlängst noch vielfach an die Scholle gebundenen Stande an.

Einmal in dieser Sphäre greift der Dichter nun nach einigen anderen hervorstechenden Gestalten des damaligen Volkslebens. Der Müller, ein starker knochiger Kerl, mit harter Stirn, rothem Barte und breitem Maule nimmt es nicht übermässig genau mit dem Getreide, das seine Kunden bei ihm mahlen lassen. Ueber dem weissen Rock mit der blauen Caputze trägt er eine Sackpfeife; seine Unterhaltung bewegt sich vorherrschend im Gebiete der Zote. Der Schaffner eines geistlichen Hauses hat sich vor dreissig des Rechts und der Verwaltung kundigen Herren in Acht zu nehmen und weiss doch bei den Ankäufen stets sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Der Greve oder Vogt eines Edelmanns aus Norfolk, hager wie eine Stange, kurz geschoren und cholerisch, zieht sich blau an und reitet einen Grauschimmel. In seiner Jugend war er Zimmermann; aber niemand versteht sich besser auf den Stand der Saaten und der Viehzucht. Niemand kann ihm ein X für ein U machen, denn seine Bücher sind stets in bester Ordnung, und mit seinem Herrn kommt er vortrefflich aus. Der Gerichtsdiener eines Archidiaconus mit feuerrothem, finnigem Gesicht, gegen welches kein Mittel aus der Apotheke helfen will, wird mit Recht als einer der gemeinsten und sittenlosesten Gesellen geschildert. Lüstern und ausschweifend, geht ihm doch der Wein über alles; wenn er sich gehörig betrunken hat, redet er nur mit lateinischen Brocken, die er im Gerichtssaale aufgeschnappt hat. Mit ihm wetteifert an Gemeinheit nur noch sein Freund, der Ablass-

Legende von der heiligen Cäcilia erzählt. Etwas gegen den Plan tritt alsdann der Diener des Domherrn dazwischen mit seinem satirischen Ausfalle gegen das Treiben der Alchymisten; worauf der Haushofmeister, ob nach Ovid, Gower oder wem sonst, lässt sich nicht entscheiden, von der Krähe erzählt, die dem Gemahle die Untreue des Weibes verräth. Der Pfarrer endlich erklärt sich gegen alle Fabeln und scandalösen Geschichten und redet seiner Begleitung mit einer langen, ziemlich dürren und scholastisch orthodoxen Busspredigt in Prosa ins Gewissen, die allerdings weniger als die Beschreibung des Predigers an Wiclif und seine Anhänger erinnert. Mit dem Amen schliesst das fertige Stück der Pilgerfahrt nach Canterbury. Die wenigen angehängten Zeilen, die den Verfasser nach Art des Boccaccio reuig alles wiederrufen lassen, was seine Dichtung Ueppiges und Sündhaftes enthalten, rühren schwerlich von Chaucer her.

Es zeugt von beschränkter, thörichter Auffassung, wenn man ihm die derben Schwänke und damit die so unvergleichlichen Skizzen des echten Volkslebens zum Vorwurf machen will. Sie dürfen in seinem Gemälde eben so wenig fehlen wie die Abenteuer im Ritterton, die Legende oder der moralische Sermon. Unverkennbar freilich gelingen ihm die Schöpfungen jener ersten Gattung am besten, während er in den übrigen die ihnen eigenthümliche Farbe tactvoll zu bewahren sucht. Jene leben daher in ihrer ursprünglichen Frische fort, diese haben wegen der unendlichen Mannigfaltigkeit ihres Ursprungs ein hohes literarisches Interesse. Auf dem Gebiete, das er sich so köstlich abgesteckt und mit lebendigen Gestalten auszufüllen gewusst, in einer Sprache, die fortdauert und niemals ganz veralten kann, kommen ihm darum auch nur sehr wenige nahe; in echt poetischem Realismus hat ihn selbst Shakspere nicht übertroffen. Dabei versteht er mitten in der Vielseitigkeit seiner Darstellung, wie es der Dichter soll, Mass und Einheit inne zu halten. Das stimmt sehr gut zu seinem Be-

nehmen gegenüber den grossen politischen und religiösen Fragen seiner Zeit, die ihn niemals in die Enge getrieben wie Gower oder in das entgegengesetzte Extrem fortgerissen, über die er vielmehr, so weit wir davon urtheilen können, im eigenen Herzen sich völlig klar gewesen und sie daher objectiv, wie seine ganze Natur angelegt war, zu behandeln trachtete. Edel und reich ausgestattet wie er selber ist also auch die Leistung, die ihn unsterblich macht. Zwar darf er sich den wenigen Auserwählten, die den herrlichsten Lorber tragen, nicht ebenbürtig an die Seite stellen, aber den Ehrennamen: Vater der englischen Poesie trägt niemand würdiger.

VIII. John Wiclif.*)

Mit den Normannen war wie im Staate auch auf dem Boden der englischen Kirche das Princip der Einheit zu unbestrittener Geltung durchgedrungen. Die Insel, einst schon von Gregor und Augustin für Rom gewonnen, schien um so fester an den Romanismus gekettet, als dieser immer kühner dem Gipfel seiner Macht entgegen schritt. Von speculativen und mystischen Abweichungen in der Lehre, wie sie schon in früheren Tagen der absonderliche Geist eines Johannes Erigena in die Welt gebracht, ist Jahrhunderte lang kaum die Rede. Nur hie und da trieben von den häretischen Bewegungen auf dem Festlande kleine abgesprengte Strömungen, gleich matt und taub gewordenen Wellen, ans Gestade. Die berühmtesten Häupter scholastischer Philosophie dagegen hatten in England an dem Grundbau unwandelbarer Doctrin arbeiten und damit gegen alles Sectenthum eine anscheinend immer festere Schutzwehr aufrichten helfen. In England

*) Vaughan, John Wiclif, a Monograph, London 1853. Lechler, Wiclif und die Lollarden in Niedners Zeitschrift f. d. histor. Theologie, Jahrgang 1853. Lechler, Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation. 2 Bände. Leipzig 1873.

konnten Krone und Mitra sich wohl das Gebiet der von einer jeden beanspruchten Jurisdiction streitig machen und darüber gelegentlich hart an einander gerathen; Fürst und Volk aber von der Spitze bis zur breiten Basis der Pyramide herab schienen nimmermehr in ihrem orthodoxen Glauben wanken zu wollen.

Es war der Curie gelungen den Tummelplatz für alle denkenden Geister in die engen Bahnen des Nominalismus und Realismus zu zwängen, wo sie den inneren und äusseren Machtansprüchen des einen allgemeinen Kirchenregiments hinfort keine wesentliche Gefahr zu erzeugen vermochten und, ganz von der Kirche umschlungen, stets unter ihrer Aufsicht blieben. Erst als Rom, zumal im dreizehnten Jahrhunderte, durch die masslosen Prätensionen der Innocenz, Gregor, Bonifaz seinen Ansprüchen unumschränkter Obergewalt über die Staaten die aufs Aeusserste zugeschärfte Spitze abzubrechen anfieng, als durch schamlose Anforderung an die Schatzkammern der Fürsten und die Steuerkraft der Laien die eigene Corruption grell und schreckhaft zu Tage kam und das babylonische Exil zu Avignon dem noch halb kindlichen Gemüthe Europas die Hohlheit, Schwäche und Heuchelei der päpstlichen Weltherrschaft aufzudecken begann, da erhoben sich auch aus dem Lager der bisher getreusten Trabanten die ersten Stimmen des Widerstands, allerdings mit der ängstlichsten Sorgfalt dem glatten Boden der Heterodoxie ausweichend. Die abstracten Thesen, um die sich die Anhänger des Thomas von Aquino und die des Duns Scotus so lange mit Erbitterung stritten, gewannen schon dadurch wirkliche Bedeutung, dass erstere vor allen im Orden der Dominicaner, letztere durch die Franciscaner vertreten wurden und zwei nahe verwandte Institute sich bis zur Todfeindschaft entzweiten. Die Polemik schlug dann eine gerade Richtung gegen die Spitze der Hierarchie ein, als sich der grösste und ehrenhafteste Theil der Franciscaner im Kampfe Kaiser Ludwigs IV. mit Jo-

hann XXII. auf die Seite des ersteren stellte und es kühn wagte, den Pontificat selber der Häresie zu beschuldigen, zu fordern, dass er sich vor einem Concil und der weltlichen Macht werde beugen müssen. Keiner hatte dabei lauter seine Stimme erhoben als ein Franciscaner englischer Herkunft, William Occam, der gegen die Bannstrahlen Roms Zuflucht unter Ludwigs kaiserlichem Mantel fand, von hier aus die usurpirte Gewalt der Curie und das durch die eigenen Reichthümer über den Klerus mächtig hereinbrechende sittliche Verderben schonungslos und hartnäckig angriff. Er hielt den schon von Roger Baco und Duns Scotus angeschlagenen Geist wider den „französischen Papst" wach, während gleichzeitig Angesichts der inneren Zerrüttung Frankreichs die Bedeutung der Pariser Universität zurückgieng, die bis dahin im Abendlande dominirte.

Da ist es nun kaum von Ungefähr, dass es ein Landsmann Occams war, der unerschrocken zuerst mit ganz neuen Waffen und an einer Stelle anzugreifen den Muth hatte, wo der Gegner bisher für unverwundbar gegolten. Dieser Held gieng gleich Occam aus einer Pflanzschule hervor, an welcher schon seit geraumer Zeit eigenthümlich nationale Kräfte in frischer Blüthe standen und keck ihre jungen Schwingen regten. Kirchliche Orthodoxie zwar und ein starres Festhalten an dem einmal anerkannten Lehrbegriff scheint der Universität Oxford durch alle Zeiten hindurch eigen gewesen zu sein, seitdem sie im zwölften Jahrhunderte neben Bologna und Paris als hohe Schule hervortritt. Aber fast eben so früh begann von hier aus eine starke Ader nationalen Lebens zu schlagen, das dieser Hochschule doch einen wesentlich anderen und in der Epoche des vierzehnten Jahrhunderts sogar höheren Platz anweist, als ihn die Sorbonne in französischer Geschichte einimmt. Im Zeitalter der Kämpfe der Barone wider die Krone schon gerathen die studirenden Massen wiederholt in Bewegung und stellen sich mit ihren

Sympathien unverhohlen auf die populare Seite. Hier herrschen demokratische Schwingungen im Gegensatz zu dem bei Hofe und im Adel vorwaltenden feudalen Geschmack. Die Scholaren halten es mit den jugendlich begeisterten und das Studium begeisternden Bettelbrüdern, denen der Klerus und die alten Orden grollen. Die Oxforder gehören zu den ersten, die sich damals wider die Gelderpressungen eines sammelnden Legaten erhoben; mit ihren Fäusten haben sie seinen Schranzen, mit den Zungen ihm selber weidlich zugesetzt. Das merkwürdige Parlament, auf welchem der Adel den mit dem Papste verbündeten König Heinrich III. der Summe seiner Prärogative zu entkleiden sucht — die Gegner nannten es das verrückte —, ist 1258 zu Oxford gehalten worden; und als einige Jahre später dieselbe Partei unter Simon von Montforts Führung zu den Waffen greift, ist ein starkes Fähnlein Scholaren mit ausgezogen um der Nation ihre Freiheiten erkämpfen zu helfen. Dieser Geist unter der akademischen Jugend hatte seine gute Begründung, denn jüngst hatten Lehrer wie Bischof Grosseteste und Adam von Marsh, die persönlichen Freunde des Grafen Simon, dort gewirkt; eine Menge Triebfedern hatten in einander gegriffen um patriotische Gesinnung und thatkräftigen Muth zu erzeugen. Ueberall regte sich die frische Lebenslust des dritten Standes. Es sind Briefe und Lieder übrig, die nur in dem Kreise der Oxforder Franciscaner entstanden sein können und hohen politischen Sinn so wie reifes Urtheil athmen über die Dinge, welche damals Kirche und Staat bewegten, daneben aber ein Zeugniss ablegen, wie aus den unteren, breiten Sphären der Bevölkerung der echt englische Geist sich emporringt und gerade an der Universität, wo der Romanismus seine Burg aufgeschlagen, feste Wurzeln treibt.

Eduards I. Regiment freilich, seine wichtigen parlamentarischen Concessionen rücken die Staatsmaschine wieder in ihr Geleise, und darüber schweigt denn auch die innere Ge-

schichte von Oxford. Es ist aber in dieser Epoche, dass von reichen Wohlthätern die ersten Collegien gestiftet werden und, nach einem kurzen und letzten Versuche dem Studium des römischen Rechts Eingang zu verschaffen, die scholastischen Schulen ihre zwecklosen Kämpfe wieder aufnehmen, während Roger Baco tiefe, ahnungsvolle Blicke in die Physik thut und, fast gemieden und gefürchtet, auf seinem Thurme über dem Thor experimentalen Untersuchungen obliegt. Die eigenthümlichen Formen der englischen Hochschule wurden begründet; allein das nationale Leben schien eine Weile von Oxford gewichen, bis ein neuer popularer Aufschwung, abermals im Gegensatze wider Rom, die Engländer ergriff.

Der Kampf um die Krone von Frankreich, als deren bester Verbündeter der Papst zu Avignon erscheint, fördert in raschen Schritten Einfluss und Macht des Hauses der Gemeinen. Jetzt erst kann von einer englischen Nationalität die Rede sein; und da sie freudig Hand in Hand geht mit dem kriegerischen Ehrgeiz des Königthums, liegt es in beider Interesse, gegen die unter dem Vorwande der höchsten geistlichen Autorität immer ärger werdenden Eingriffe des Papstes kräftige Schranken zu errichten. Aber freilich weder das Praemunire Statut wider Einführung päpstlicher Bullen und Erlasse noch die Parlamentsacten, welche den Provisoren der Curie die Ausfuhr der Annaten aus dem Lande und die Einfuhr habgieriger Fremdlinge in die fetten Pfründen des Reichs untersagten, schufen Besserung, so lange die stolzen heimischen Prälaten das Volk drückten, die Orden in Schwelgerei verkamen, während selbst die Bettelbrüder die alte Beliebtheit einbüssten.

In diesem Zeitalter nun und unter solchen Umgebungen trat John von Wiclif auf. Er war um das Jahr 1320 im Dorfe Wiclif am Tees geboren, am nördlichen Saum der Grafschaft York, dort, wo normännisches Wesen die alt anglische, höchstens mit scandinavischen Bestandtheilen ver-

mischte Population nur spärlich beeinflusst hatte. Ein hartes, kräftiges Geschlecht, im friedlichen und kriegerischen Verkehr den schottischen Nachbaren gewachsen, bevölkerte jene Striche, dem südlichen, mehr weltmännischen Engländer durch scharfen Verstand und grosse Unerschrockenheit achtungswürdig. Dort hatte sich der freie Grundbesitz der kleinen germanischen Eigenthümer viel fester erhalten als im Süden, und auch die Wiclifs sind an dem Orte, nach welchem sie sich nennen, ohne Frage erb- und eigenthümlich ansässig gewesen. John war nun frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmt, bezog daher ungefähr zwischen den Jahren 1335 und 1340 die Universität Oxford. Nach der Ueberlieferung war er zuerst Scholar in dem von der Königin Philippa gestifteten Queen's College, dem damals auch ihr ältester Sohn, der schwarze Prinz, angehört haben soll. Der Name Wiclifs aber — und er passt in der That stets nur auf die eine Persönlichkeit — erscheint späterhin urkundlich in Verbindung mit mehreren anderen Stiftern, welche damals schon neben der Gesammtheit der Universität stetig an Bedeutung gewannen. Als Meister der freien Künste war er längere Zeit Mitglied des namhaften Merton College, aus welchem Duns Scotus und William Occam hervorgegangen, und dem jüngst noch ein anderer merkwürdiger Mann angehört, Thomas Bradwardine, welcher durch Rückkehr zu der strengen Prädestinationslehre des heiligen Augustin einen Anlauf zur kirchlichen Reform von innen heraus genommen und selbst an oberster Stelle beim Könige Eduard III. Anerkennung gefunden hatte, indem dieser Fürst ihn als Caplan auf seinen Feldzügen mitgenommen. Das Beispiel und die Schriften solcher Männer nun wurden die Wegweiser des mit Verstand und Gemüth reich begabten, mit grossem Eifer und Fleiss ausgestatteten jungen Mannes. Doch leiteten ihn seine Muster wohl schon frühzeitig auf verschiedenartige Bahnen. Zeit und Ort erforderten eine eifrige Beschäftigung mit den Disciplinen

der damaligen aristotelischen Philosophie so wie mit der scholastisch-theologischen Wissenschaft; und das Zeugniss eines Gegners bestätigt, dass Wiclif es in diesen Gegenständen bald dahin gebracht, dass er in Oxford keinem nachgestanden, ja, keiner ihm vergleichbar gewesen. Auf der anderen Seite aber mag Bradwardine als Vorbild gelten, und haben sicherlich die durch ihre Wärme ausgezeichneten Schriften des Robert Grosseteste, die Wiclif viel gelesen, wesentlich dazu beigetragen, wenn er den Gelehrtendünkel seiner Zeit abstreifte und mit Ernst die Bibel zu lesen, in der Schrift zu forschen begann. Dazu denn für seinen Stand unerlässliche Studien des kanonischen Rechts, mit denen er, wie erzählt wird, auch das römische Civilrecht und mit besonderer Vorliebe das heimische gemeine Recht zu verbinden verstand, das, je mehr es in Staat und Gesellschaft überwog, an der vornehmen Stätte romanistischer Bildung mit um so grösser Geringschätzung gegen seinen zweifelhaften wissenschaftlichen Werth betrachtet wurde. So erwarb sich denn Wiclif frühzeitig zweierlei, was die Universität von ihren Zöglingen und Lehrern nicht zu fordern pflegte, die Erkenntniss der ewigen Grundzüge christlicher Ethik aus dem Urquell und die Bekanntschaft mit dem germanischen Rechtsprincip, das eben in jenem Zeitalter bei seinen Landsleuten über römisches und feudalistisches System den Sieg davon trug. Beide Momente sind für sein Leben und Wirken massgebend geworden, indem sie ihm zuerst die Augen darüber öffneten, dass das Christenthum und die Völker ganz anderer und höherer Bestimmung harrten, als der starre römische Wille ihnen vorzuzeichnen strebte. Eine Ahnung des eigenen Berufs wird hiernach den Jüngling ergriffen haben; er erkannte, dass er zunächst in Oxford zu verbleiben und, wie wir jetzt sagen würden, eine Universitätslaufbahn werde zu machen haben, statt ein Pfarramt zu übernehmen und, wie so manche Geistliche sicherlich auch in seinen Tagen, sich mit Eifer und Segen dem Dienst der Gemeinde zu widmen. Die

priesterlichen Weihen der Kirche hat er damals allerdings erhalten, aber eben so früh die Abneigung gefühlt Mönch zu werden. Wir erfahren leider keine Einzelheiten aus diesen Jahren der Vorbereitung, die mit Lernen und Lesen, mit den Andachtsübungen und akademischen Disputationen im Collegium und in der Aula erfüllt waren. Damals legte er den Grund zu einer Gelehrsamkeit, die ihm späterhin in den Jahren zwischen 1365 und 1374 den Doctor der Theologie eintrug. Aber selbst der wissenschaftliche Ruhm war schwerlich grösser als die Reinheit seiner Sitten und der echt christliche Lebenswandel, die von Jugend auf bis an den Tod untadelhaft erscheinen, so dass, wie hart es auch werden mag, die entschiedensten Gegner, die sich über ihn geäussert, in dieser Beziehung nur das aufrichtigste Lob zu spenden haben. Wir wissen nicht, in wie weit Wiclif an den akademischen Parteiungen, den Kämpfen der Borealen, die er selbst so würdig vertrat, und der Orientalen, oder dem Hader der Universität mit Stadt und Regierung, wie weit er an den öffentlichen Angelegenheiten Englands und dem grossen Streit mit Frankreich Theil genommen, Dinge, die doch auch das Oxforder Leben wesentlich berührt haben müssen.

Aber die Zustände, unter denen er lebte, die Zeit und ihre Zeichen blieben seinen Augen nicht verschlossen. Er war, wie seine Schriften darthun, ein zu guter Patriot, als dass er sich der Besorgniss um einen gefährlichen Zusammenstoss zwischen den geistlichen und weltlichen Gewalten hätte entziehen können. Allein die ihm lange beigelegte Schrift über das letzte Zeitalter der Kirche, obwohl um 1356 verfasst, ist weder sein Erstlingswerk gewesen, noch überhaupt aus seiner Feder geflossen. Mit solchen apokalyptischen, rabbinisch-mystischen Hirngespinsten hatte sein nüchtern scharfer Geist Nichts gemein.

Eben so wenig hat er, wie so oft erzählt wird, bereits im Jahre 1360 mit den Bettelmönchen angebunden, sondern

Anfangs weit mehr im Gegensatz zu den alten aristokratischen Orden gestanden. Unmöglich aber entgieng ihm, wie sehr die Franciscaner an Reinheit ihres Wirkens eingebüsst hatten. Seitdem dürres Formelwesen den gesunden Trieb zerstörte und die Minoriten durch gute und böse Mittel vorwiegend zu unreinen Zwecken das Gewissen in den Familien zu beherrschen, die akademische Jugend aber ganz an sich zu fesseln trachteten, erweckten sie sich Feindschaft in allen anderen Kreisen. Die Sittlichkeit begann bedenklich zu sinken; die Franciscaner, die manchen Jüngling verdorben oder durch schlechte Künste in ihren Verband gelockt hatten, waren Schuld, wenn viele Eltern ihre Söhne nicht mehr auf die Universität schicken wollten. Der Besuch, der ehedem eine bedeutende Höhe erreichte, war wegen des Verkommens dieser Schulmeister beträchtlich gesunken; die ernsten Studien lagen arg darnieder. Richard Fitzralph, Erzbischof von Armagh in Irland, der einst von 1333 bis 1347 Kanzler der Universität gewesen, hatte zuerst dem Uebel kräftig zu steuern gesucht und eine Agitation gegen die Bettelorden eröffnet. Umsonst aber bewarb der treffliche Mann sich um Unterstützung bei der Curie in Avignon; als ein Universitätsstatut den frechen Gesellen Schranken setzen wollte, wurde es eben zu ihren Gunsten vom Papste verworfen. Das Oberhaupt der Kirche also selber stand dem nationalen Geiste der Hochschule, ihren alten Autoritäten und Formen im Wege. Wie sehr das nun auch Wiclif durchschaut haben mag, so nahm er so früh doch noch keineswegs den Streit auf. Ueberhaupt fliessen die persönlichen Nachrichten um die Zeit noch recht spärlich. Man sieht nur, wie Ansehn und Einfluss an der Hochschule beständig wachsen.

Balliol College, das einst von einer edlen Frau des zu Bernard Castle, kaum zwei Stunden von Wiclifs Geburtsorte, ansässigen Geschlechts gestiftet worden, und dem auch andere Mitglieder seiner Familie nahe gestanden zu haben

scheinen, erhob das Mitglied von Merton zu seinem Vorstande und verlieh ihm beim Rücktritt im Jahre 1361 die Pfarre von Fillingham.

Als darauf im Jahre 1365 Erzbischof Simon Islip sich gerade den Wiclif ausersehn um an der Spitze des von ihm in Oxford errichteten Stifts Canterbury Hall zu treten und bald hernach gestorben war, da gab es Streit mit dem neuen Primas, der, selber ein Freund der Mönche, einem aus ihrer Schaar, Woodhall, die Vorsteherschaft zuwenden wollte. Wiclif beharrte nämlich bei dem Willen des Stifters und appellirte an den Papst. Da dieser nach langem Zaudern erst vier Jahre später gegen ihn entscheidet, hat man wohl den Groll Wiclifs wider die Bettelorden aus dieser Ursache herleiten wollen, obgleich er nachweislich auch damals noch nicht ausgebrochen ist. Sein erstes öffentliches Auftreten wurde vielmehr durch die antinationale Haltung Roms veranlasst.

Die Spannung zwischen König und Ständen auf der einen und der Curie auf der anderen Seite war stetig angewachsen. Jene strengen Gesetze gegen die römischen Provisionen, durch welche inländische Benefizien noch immer an Ausländer übertragen wurden und englischer Kirchenzins in den bodenlosen Seckel nach Avignon abfloss, waren in Kraft getreten; und als der Papst wiederholte Conflicte zur letzten Entscheidung an sein Tribunal ziehen wollte, bei harten Strafen die Appellation an den fremden Gerichtshof untersagt. Allein trotz seiner überall sich häufenden Bedrängnisse erdreistete sich Urban V. im Jahre 1365 den vollen Lehnzins von 1000 Mark, zu dem sich einst Johann ohne Land in tiefster Erniedrigung vor Innocenz III. verstanden, den Eduard I. ausdrücklich verweigert hatte und der nun seit einigen Menschenaltern gar nicht mehr entrichtet worden, in Erinnerung zu bringen. Es war dies ein Missgriff wie so manche andere des damals über seine wirkliche Machtfülle arg verblendeten römischen Hofs; wie

sehr der Papst sich in einem Fürsten wie Eduard III. und dem jugendlichen Parlament geirrt, bewies die einmüthige Entrüstung, mit der sie seinem Anspruche begegneten. Nur noch schärfere Gesetze wurden ins Statutenbuch aufgenommen, die Provisoren an Gut und Blut gestraft. Da hatte nun ein Mönch, der weislich seinen Namen verschwiegen, kecker als seine Vollmachtgeber, eine Schrift erscheinen lassen, in welcher er die Oberlehnsherrlichkeit des Papstes über England behauptete. Da er Wiclif bei Namen zur Widerlegung herausgefordert, liess dieser nicht auf sich warten. Auch hier begegnet das grosse Ansehn, das er sich bereits erworben, indem auf ihn zunächst Rücksicht genommen wird. Schon ist er auch Caplan des Königs, denn in der Gegenschrift vom Jahre 1367 bezeichnet er sich als solchen. In derselben aber stellt er sich ganz auf nationalen, staatsrechtlichen Boden, indem er, gestützt auf seine Bekanntschaft mit den heimischen Rechtszuständen und im Sinne der parlamentarischen Beschlüsse des Jahrs 1366 die völlige Unabhängigkeit der Krone und seines Vaterlands in Schutz nimmt und die Forderung jener elenden Summe als eine Beleidigung zurückweist. Mit grossem Geschick hatte er dazu die Form einer Debatte im Hause der Lords gewählt. Die anglo-normännische Insel war in der That niemals zu einer Dependenz des heiligen Stuhls herabgesunken wie etwa der Normannenstaat in Süditalien.

Einen solchen geschickten Wortführer zogen die staatlichen Gewalten, die denselben Feind bekämpften, natürlich näher an sich heran. Während Wiclif in seiner Lehrthätigkeit steigenden Erfolg entwickelte, gewannen seine Beziehungen zu Hof und Regierung auch täglich an Bedeutung. Er war bereits ein Mann, der bei den Staatsleuten galt, und dessen Popularität auf der Universität wie im Volke, wie sie verdiente, gewürdigt wurde. Im Jahre 1373 sehen wir seine Verdienste noch durch weitere Pfründen belohnt, das Rectorat

der Kirche von Ludgarshale und ein Canonicat zu Westbury. Im Hinblick auf die ihm böswillig zugeschriebenen Beweggründe zu seinem Auftreten ist es von nicht geringer Bedeutung, dass Papst Gregor XI. kein Bedenken getragen hat diese Beförderung in einem eigenen Breve zu bestätigen, in welchem er die grosse Gelehrsamkeit des berühmten Theologen und seinen makellosen Wandel namentlich hervorhebt. Allein unmittelbar darauf ist Wiclif dem Papste doch noch in einem anderen Lichte erschienen.

Waffenstillstandsverhandlungen zwischen England und Frankreich, welche nach der unglücklichen Wendung, die der Krieg genommen, im Jahre 1374 zu Brügge eröffnet wurden, führten auch zu einem Versuche die Differenzen mit der Curie zu beseitigen. Zu dem Zwecke wurde vermittelst königlichen Patents der Magister der Theologie John de Wiclif den englischen Bevollmächtigten beigegeben, die unter dem Vorsitze des Herzogs von Lancaster Jahr und Tag sich vergeblich angestrengt haben jene beiden hoch wichtigen Angelegenheiten auszutragen. Gregor liess einige scheinbare Concessionen gegen die schroffen Behauptungen seines Vorgängers machen, aber verfolgte dabei schlau die alte römische Politik des Zauderns und der Winkelzüge, um in der Sache selbst nichts nachzugeben. Man konnte und wollte eben nicht die in England so ganz besonders ergibige Beutelschneiderei und das Einschmuggeln fremdländischer Prälaten fahren lassen. Daher denn im Jahre 1376 ein Abbruch der Conferenzen ohne Ergebniss und verdoppelte, dem Papste immer gefährlicher werdende Beschwerde des Parlaments. Ueber die Thätigkeit Wiclifs bei diesen Transactionen erfahren wir leider nichts Näheres, aber zwei für sein Leben und Wirken doch ungemein wichtige Thatsachen knüpfen sich an den Aufenthalt in Flandern. Im Verkehr mit den römischen Bevollmächtigten hatte er zunächst Lug und Trug des Papstthums so tief durchschaut, dass er wie nach ihm Luther durch eigenen An-

blick, voll tiefster Entrüstung den persönlichen Kampf mit dem nicht scheuen zu müssen glaubt, der sich Statthalter Christi auf Erden nennt. Ferner aber war er dem Fürstensohne nahe getreten, der in jener Zeit bei der Altersschwäche seines Vaters des Königs den höchsten Einfluss im Staate an sich zu reissen suchte. Johann von Lancaster war aus Princip, wenn auch nicht ohne starken Eigennutz, der Kräftigung des Laienregiments gewogen; er stemmte sich gleichmässig gegen die Eingriffe Roms wie gegen ein Uebergewicht des einheimischen Klerus. Mit Hilfe der volksthümlichen Kräfte hoffte er alsdann seine eigenen Ziele zu erreichen. Wenn diese so wenig wie seine sittliche Haltung reiner Art waren, so erscheint er doch als ein Mann von Ideen und lebhaftem Interesse an den geistigen Schwingungen seiner Zeit. Chaucer, den Dichter, hatte er an sich gezogen und nun auch eine verwandte Natur, den Geistlichen, der auf der Bahn kirchlicher Befreiung einherzuschreiten begann. Wer mag sagen, wie köstliche Früchte seine Einigung mit solchen Geistern getragen haben würde, wenn seine Persönlichkeit eine ähnliche gewesen wäre wie hernachmals die des edlen Kurfürsten von Sachsen. Wie sehr er indess Wiclif schon bei der Rückkehr aus Brügge gewogen war, ergibt sich daraus, dass diesem, doch sicher als Belohnung für seine Arbeit, von der Krone die ergibige Pfarre Lutterworth in der Grafschaft Leicester verliehen wurde. Und andererseits hält Wiclif wieder zum Herzoge, als dieser seine eigene Stellung gefährdet sieht. Das sogenannte gute Parlament des Jahrs 1376 erhebt sich zwar mit besonderer Schärfe gegen die Geldgier, die in der sündigen Stadt Avignon im Schwange ist, gegen den heiligen Vater, von dem es heisst, dass Gott ihm seine Heerde befohlen habe sie zu weiden und nicht zu scheeren; es will die Missbräuche endlich abgestellt und einen Zustand herbeigeführt wissen, wie ihn die heimatliche Kirche in den Tagen Gregors des Grossen gekannt habe. Aber die Opposition der

englischen Prälaten, die eine Weile den popularen Regungen wider Rom gefolgt waren, beginnt zu erstarken und bringt auch im Unterhause, dem es nach dem Tode des schwarzen Prinzen darauf ankommt die Erbfolge seines Sohns, des jungen Richard II., zu sichern, eine mächtige Partei wider Lancaster empor, dessen Regiment als ein usurpirtes erfolgreich angegriffen wird. Sein Einfluss unterliegt indess keineswegs völlig, wobei man eben Wiclifs Unterstützung kaum verkennen kann. Auf höhere Weisung und in Uebereinstimmung mit den gegenpäpstlichen Strömungen im Parlament hatte dieser in denselben Tagen ein merkwürdiges Gutachten zu Gunsten der These abgegeben, dass die Regierung selbst dann bei dem Verbote kein Geld nach Avignon auszuführen beharren dürfe, wenn der Papst die geistlichen Strafen zu Hilfe nähme. Die Gegensätze also verpflanzten sich immer mehr auf englischen Boden, und Wiclif wurde bereits zu einer tieferen Ergründung der Dinge weiter gedrängt. Während sein Gönner sich nicht verloren gab, spielte sich sein Angriff immer mehr von dem Gerüste der Hierarchie auf ihr inneres Wesen, auf das Gebiet der Lehre hinüber.

Gegen beides nun beschlossen die alt constituirten Gewalten sich sicher zu stellen. William Courtnay, der Bischof von London, ein Mann aus ungestümem aristokratischen Geblüt, voll priesterlichen Hochmuths, bewog zuerst die Convocation des Klerus den oxforder Professor wegen Ketzerei zu belangen. So wurde er denn zum 19. Februar 1377 vor die in der Paulskirche zu London tagende Synode geladen, man sieht nicht recht, warum ausserhalb seines Sprengels. Wiclif stellte sich, aber begleitet vom Herzoge Johann in Person und von einem anderen Freunde, Lord Henry Percy, dem späteren Grafen von Northumberland und damals Grossmarschall von England, trat er in das Gotteshaus. Ein zahlreiches, ritterliches Gefolge umgibt sie, ein Haufe aus der Stadt drängt hinterdrein. Auf beiden Seiten offenbart sich

eine starke Regellosigkeit des Verfahrens; ein gewaltiger Conflict war im Anzuge. Als der Bischof sich erhob, um dem Marschall die Ausübung seines Amts an geweihter Stätte zu untersagen und leidenschaftlich auffuhr, da Percy mildherzig über die Gebrechlichkeit des Angeklagten ihm einen Sitz bot, kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen Lancaster und dem Prälaten, in welchem ersterer einige drohende und beleidigende Ausdrücke ausstiess. Die Folge war ein wüster Tumult im Dome selbst; ein Auflauf in den Strassen spann sich daran, in welchem die Londoner, auch sonst vom Herzoge gereizt, blindlings die Partei ihres Bischofs ergriffen. Nicht ohne persönliche Gefahr gelang es Lancaster und seinen Begleitern sich selber und ihren Schützling in Sicherheit zu bringen. Allein schon in wenigen Tagen zeigte sich, dass die vornehmste Gewalt im Staate sich dennoch in den Händen Herzog Johanns befand: der Pöbel musste sich demüthig unterwerfen und die Klerisei, obwohl auf das Aeusserste erbittert, noch einmal von ihrem rachedürstenden Vorhaben ablassen. Bald darauf starb König Eduard, dessen altersschwaches Regiment an solchen Hergängen nicht wenig Schuld getragen. Unter seinem Enkel und Erben, dem minderjährigen Richard II., schien der Oheim Lancaster erst recht an Macht zu gewinnen; die Mutter des jungen Königs und ihr Hof überdies machten gar kein Hehl daraus, dass sie in der geistlichen Controverse zu Wiclif hinneigten. Auch ferner also giengen beide Tendenzen Hand in Hand.

Allein auch das Gegentheil unterliess nicht den Regierungswechsel nach Kräften auszubeuten. Die weltliche Opposition stand auf Seite der Bischöfe, die, noch ehe der alte König die Augen geschlossen, sich schleunigst an den Papst gewandt, damit dieser zunächst den Ketzer niederschmettere. In fünf Bullen vom 22. Mai werden denn auch von Gregor XI., der sich kürzlich von Avignon nach Rom begeben, auf Grund von neunzehn verfänglichen Sätzen die Krone, Erzbischof und

Bischof so wie die Universität zu dem entsprechenden Verfahren aufgefordert und bevollmächtigt den Abtrünnigen wo möglich in die Gewalt der Curie zu bringen. Es erscheint Gefahr im Verzuge, auf dass nicht die Spitzen des Staats und des Volks von den neuen Irrlehren angesteckt werden. Ausdrücklich wird auf die in den Hofkreisen herrschenden gefährlichen Sympathien hingewiesen. Verschiedene Umstände haben die Ausführung des Mandats verzögert. Vor allen auch Oxford will sich nicht dazu verstehen, den Mann, der bei Lehrern und Schülern am meisten gilt, nachdem er den verhassten Mönchen das Handwerk zu legen begonnen, zu verfolgen und auszutreiben. Allein sie müssen ihn dennoch im Frühling 1378 noch einmal ziehen lassen, damit er sich in der erzbischöflichen Halle zu Lambeth stelle, wo die hohe Geistlichkeit eifrig und zornig abermals ein Glaubensgericht über ihn niedergesetzt hat. Er erscheint wiederum, und zwar ohne seine bewappneten vornehmen Gönner; aber kaum hat das Verhör begonnen, so sind die londoner Bürger da, dieses Mal getrieben durch die Sorge um seine Sicherheit. Lärmend umringen sie den erzbischöflichen Palast, dringen selbst in die Kapelle und verlangen laut, dass der Person des verehrten Mannes kein Haar gekrümmt werde. Auch die Prinzessin von Wales hat einen Ritter, Sir Lewis Clifford, gesandt mit dem Auftrage, von vorn herein gegen einen Richterspruch zu protestiren. So muss denn das geistliche Gericht nochmals der Laiengewalt weichen und sich mit der wenig sagenden schriftlichen Erklärung des Angeschuldigten zufrieden geben, dass er zum Widerruf bereit sein wolle, sobald man ihn des Irrthums überführe. Einstweilen beharrt er dabei, dass Papst und Priester eben so gut sündliche Menschen seien wie die übrigen Sterblichen, dass den weltlichen Anmassungen der Curie Schranken gesetzt werden müssen, der Staat aber ein Recht habe, jenen schamlosen Vorwänden der geistlichen Einkünfte entgegen zu treten. Das Gesetz Christi stehe höher als die

behauptete und so arg gemissbrauchte Schlüsselgewalt der Päpste. Es ist eine Unwahrheit, wenn auf orthodoxer Seite versichert wird, Wiclif habe zu Lambeth zaghaft widerrufen um dem Märtyrertode zu entgehen und habe trotzdem hinterdrein ein aufreizendes Pamphlet geschrieben, eine Verantwortung, von der es fest steht, dass sie schon zum Verhör eingereicht wurde.

Das Papstthum war inzwischen schon gar nicht einmal in der Lage ihn zu belangen, denn wenige Wochen später brach nach dem Ableben Gregors XI. jenes Schisma aus, welches erst nach mehr als dreissig Jahren durch das Concil von Constanz gehoben werden sollte. Welch ein Triumph, welche grossartige Bestätigung für die nicht widerlegten Sätze Wiclifs, der sofort in einer Flugschrift Anlass nahm die ungeheuere Bedeutung dieses gewaltigen Scandals der Christenheit darzulegen. „Vertrauen wir auf die Hilfe Christi", ruft er aus, „denn das Haupt des Antichrists ist entzwei gespalten, und die eine Hälfte streitet wider die andere." Hier liegt der entscheidende Wendepunct seines späteren Lebens und Wirkens. Mit tief sittlichem Ernst riss er sich fortan vom Papstthum los.

Und es war gut für ihn selber und die Zukunft des Evangelium, dass er in diesem Augenblicke nach Waffen griff, deren Schärfe nimmer rostet. Denn hätte Wiclif nur bei Bekämpfung der Jurisdiction und Lehnsherrschaft der Päpste verweilt, so hätte er schwerlich mehr erreicht als Marsilius von Padua oder Johann von Jandun, mit deren Ketzerei ihn auch die jüngsten Ausschreiben der Curie im Voraus zusammen geworfen hatten. Allein längst hatte er bei seinem gewaltigen und gefahrvollen Unternehmen seine Bibel zur Hand gehabt; nun war die Zeit da und seine Erkenntniss reif, dass er offen vor die Christenheit hintreten und auf die Frage Antwort geben konnte: was steht in der Schrift, und was sagen die Decretalen?

Betrachten wir zunächst das Verhältniss, das er zu der heiligen Urkunde selbst einnahm. Seitdem er akademisch zu wirken begonnen, mitten in seiner gelehrten, in der praktischen Thätigkeit, in die er sich mit so grosser Energie geworfen, trat ihm das Wort, das Gesetz Gottes, wie er es besonders gern nennt, immer näher. Wie das Lesen desselben seine ganze Anschauung, sein ganzes Wesen ergriffen, so begann er mit hinreissendem Schwunge vom Katheder, von der Kanzel herab die Bibel auszulegen. Lehrer und Schüler zu Oxford lauschten gespannt seiner lebensvollen Predigt und hatten, wie die scholastische Sitte zur Unterscheidung berühmter Lehrer gleichsam forderte, ihm keinen anderen Namen beizulegen als den des *Doctor Evangelicus.* Beleuchten seine lateinischen Reden und Abhandlungen Geschichte und Geist der Hochschule, so sind die englisch gehaltenen und noch zahlreich vorhandenen Predigten vorzüglich dadurch merkwürdig, dass sie das Mittel zeigen, durch welches Wiclif sowohl das Pfarramt, die Seelsorge als Hauptaufgabe der Kirche zu heben, als auch auf populärem Wege im weitesten Bereich eine wirkliche Umwandlung anzubahnen trachtete.

Da stieg ihm nun ausserdem der Gedanke auf die im Latein erstarrte Schrift in die eben jugendlich auflebende Muttersprache zu übertragen. Er selbst hat späterhin erzählt, in den Händen der jungen Königin Anna, der Tochter Kaiser Karls IV., ein Evangelienbuch gesehn zu haben, das neben dem Latein eine böhmische und deutsche Uebersetung enthalten und ihn nicht wenig angezogen habe. Es ist irrig, wenn man vom Anblick dieses vermuthlich schön verzierten Manuscripts seinen Entschluss herleiten möchte, da die königliche Ehe erst zu Anfang 1382 geschlossen wurde. Möglich, dass ihm eine jener zahlreichen Handschriften unter die Augen gekommen, in welchen die frommen Angelsachsen einst bedeutende Stücke des alten und neuen Bundes in ihre Zunge übertragen hatten. Auch ihre Söhne und Enkel hatten nie

aufgehört sich daran zu versuchen. Genug, seinem Geiste schwebt nunmehr die grosse Aufgabe vor, was jene nur bruchstückweise und mehr paraphrastisch vollbracht und was man auch in Deutschland oder Böhmen noch vergeblich ersehnte, sein Volk mit der ganzen Bibel in Englisch zu beschenken. Es soll eine Uebersetzung sein in der Sprache, wie sie jetzt nach schicksalsvollen Zeitläuften aus einer merkwürdigen Mischung herausgewachsen und das Eigenthum von Hoch und Niedrig geworden, zugleich der Ausdruck einer geistig und materiell unabhängig werdenden Nation.

Die gewaltige Arbeit nun, die ihn vornehmlich in den Jahren 1379 und 1380 beschäftigt zu haben scheint, konnte freilich kein Hebräisch oder Griechisch, sondern nur die Vulgata zu Grunde legen, denn Wiclif verstand notorisch keinen Urtext, auch von linguistischer Kritik hatte sein Zeitalter noch keine Ahnung. Aber eine treue, eine wörtliche und doch verständliche und volksthümliche Uebertragung der ganzen Bibel, wie sie ihm vorschwebte, besass noch keines der modernen Völker. Sie ist zu Stande gekommen, und zwar besonders durch Wiclifs eigene Anstrengung, wenn auch neuere Forschung ermittelt hat, dass einige seiner besten Schüler wie Nicolaus von Hereford und John Purvey ihm dabei rüstig zur Hand giengen. Wiclif selber übersetzte hauptsächlich das neue Testament, Nicolaus das alte, und Purvey besorgte eine Revision, gewissermassen eine zweite Ausgabe des Ganzen. Die englische Bibelübersetzung des vierzehnten Jahrhunderts, obwohl offenbar in verschiedenen Stücken und in verschiedenen Exemplaren vorhanden, ist in der That die beste Probe der damaligen englischen Prosa, in welcher das romanische Element bereits den sächsischen Grundstoff völlig durchwachsen hat und neben der natürlichen Kraft des letzteren auch eine gewisse Gewandtheit nicht zu verkennen ist abstracte Begriffe zur Anschauung zu bringen.

Wie sehr beides der Fall gewesen, ergibt sich doch wohl aus der gewaltigen Wirkung, die das Erscheinen des Buchs auf der Stelle hervorgebracht. Jetzt erst begann das Volk in seinen niederen Sphären mit Begier lesen zu lernen und unmittelbar an einen Urquell geistigen Lebens heranzutreten. Wie recht hat da von seinem Standpunct aus ein orthodoxer Chronist, der uns Manches von Wiclif zu erzählen weiss, ihn auch vermuthlich in Leicester selber kennen gelernt hat, wenn er ihn bezichtigt mit seinem englischen Evangelium die Perle vor die Säue geworfen, das den Geistlichen befohlene Kleinod in ein Spielzeug der Laièn verwandelt, das himmlische Talent der Kirche zum beständigen Eigenthume des Volks gemacht zu haben; der heilige Text der Schrift sei durch Uebertragung in die Muttersprache entweiht, denn allen, die nur lesen gelernt, Männern und Weibern, sei sie jetzt geläufiger, als ehedem den gelehrtesten Klerikern. Es war in der That die erste, nicht wieder auszufüllende Bresche in dem Mauerwerk, welches die Hierarchie mit Hilfe der Vulgata aufgerichtet zu haben meinte. Noch während des Mittelalters und trotz der Stürme orthodoxer Reactionen ist diese Bibel tief ins Volk gedrungen, das sich dieselbe auch durch Ketzergericht und Scheiterhaufen niemals völlig wieder hat entreissen lassen. Die verbesserten protestantischen Uebersetzungen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts haben sie keineswegs übersehen, und niemand wird leugnen, dass zu dem gewaltigen Betriebe der heutigen britischen Bibelgesellschaft der alte evangelische Doctor von Oxford den ersten Grundstein eingemauert hat.

Aber wie bei seinem grösseren Nachfolger Luther ist diese Arbeit auch ihm nur Mittel zum Zweck gewesen. Immer klarer spricht er in derselben Zeit die Ueberzeugung aus, dass, wie der einzelne Mensch Rechenschaft von seinem Wandel zu geben habe, so auch allen die Anleitung dazu gewährt werden müsse. Aber die heilige Schrift allein ist

Regel und Richtschnur für Glauben und Leben eines Christenmenschen. Dieser Satz wird dem Reformator recht eigentlich zum Knotenpunct, in welchen er die aus einander laufenden Fäden seiner Wirksamkeit schürzt. Der Kampf wider die Orden und die Klerisei, welcher das Alte einreisst, liegt nicht allzu weit ab von der evangelischen Glaubenslehre, die rüstig in einer Reihe von Schriften wieder Neues aufbaut. Wiederholt fasst er die beiden Seiten seines Berufs in kurzen eindringlichen Sätzen zusammen. „In dem Masse“, heisst es einmal, „wie Christus so unendlich viel erhabener ist als irgend ein anderer Mensch, steht auch das Gesetz des Herrn und Gottes Wort höher als alle menschliche Satzung und Autorität.“ Und wieder fast mit stillem, nationalem Humor: „Wenn es hundert Päpste gäbe und alle Bettelbrüder zu Cardinälen würden, so dürfte man ihnen in Sachen des Glaubens doch nur so weit beipflichten, als sie sich auf die Bibel zu berufen im Stande sind.“

Man sieht, er hatte im Princip völlig gebrochen mit dem, was die Kirche des Abendlands seit Jahrhunderten allen Gläubigen als unwandelbares Dogma vorgeschrieben. Gottes Gesetz stand ihm weit über den Decreten von Papst und Kirchenversammlung. Zwar fand er keinen Anlass den Zeiten der ältesten Kirche, dem apostolischen Zeitalter nachzuforschen; sein Sinn war nicht historisch, noch weniger philologisch angelegt, wie wir heutzutage sagen würden; der dialektisch-scholastische Boden, auf dem er erwachsen, liess das nicht zu. Allein selbst von diesen, einst so mächtigen Einflüssen hat sich Wiclif loszuwinden begonnen, und das geschah eben in der praktischen Wendung, der echt nationalen Richtung, die er der unvermeidlichen Consequenz seiner ersten Sätze zu geben wusste. Er packte den Stier bei den Hörnern, als er kühn der ärgsten Verdrehung der römischen Doctrin, der Lehre von der Transsubstantiation im Abendmahle den Krieg erklärte und, woran im neunten Jahrhunderte vielleicht

schon Johannes Erigena gedacht haben mochte, an diesem Eckstein des ganzen Systems weil schrift- und vernunftwidrig zu rütteln begann.

Der Weg, auf welchem er dahin gelangte, gieng natürlich von seinen obersten Prämissen aus, dass Gottes und nicht Menschen Gebot ihn vorzeichne. Nach dieser Richtschnur aber ist Gottes Sohn der alleinige Mittler zwischen dem Vater und dem Menschen; nur der volle Glaube an Christus verhilft diesem zur vollen Seligkeit, weder die eigenen Werke, noch die Anbetung der Heiligen, von denen die Welt erfüllt war, vermögen dazu beizutragen; Gott aber in seiner Gnade und Allmacht zieht durch den Sohn den reumüthigen Sünder aus dem Staube, so dass Glaube und Reue ein Geschenk von oben sind, und nicht etwa als ein Verdienst des Menschen aus sich selber gefasst werden. Erst die also Erwählten sind ihm die Gemeinde der Heiligen, die Gemeinde Gottes, die wahre Kirche. Indem er folgerichtig Bilderdienst, Anbetung von Reliquien, Wallfahrten und Todtenmessen verwirft, sieht er völlig ab von dem, was die Zeitgenossen vorzugsweise unter der Kirche verstanden, die ja nur aus der hohen und niederen Priesterschaft so wie aus den Mönchen, seinen geschworenen Gegnern, zusammengesetzt sein, und der die Laien nur ausserhalb der Schranken, die ihnen gezogen, angehören sollten. Sämmtliche wahrhaft Gläubigen bilden dagegen, wie er es fasst, die Kirche und haben Zutritt zur göttlichen Gnade ohne alle menschliche Vermittelung; alle Heuchler und Gottlosen, und wenn sie die höchsten Prälaten sein mögen, gehören ihr dagegen nicht an. Es ist derselbe Begriff vom höchsten Priesterthum, der auch zu der Entwicklung der deutschen Reformation so wesentlich beigetragen.

Er vorzüglich stand Wiclif vor der Seele, sobald er die bisherige Sacramentstheorie anzugreifen begann. Es ist bekannt, wie sehr der katholische Begriff der unerlöschlichen

und unbefleckten Weihe, die der Priester erhalten, die Ausbildung jener Theorie befördert hat, und wie umgekehrt die Heiligkeit des Sacraments dazu dienen musste, den priesterlichen Character möglichst unangreifbar zu machen. Beides passte genau in einander und hatte der römischen Lehre ihren Gipfelpunct geschaffen in dem willkürlichen, als unumstösslich geltenden Satze, dass durch die Hand des consecrirenden Priesters Brot und Wein des Altars in Leib und Blut des Herrn verwandelt würden, während ihre äusserlichen Erscheinungen in Gestalt und Geschmack scholastisch gesprochen nur Accidentien seien. Der Angriff jeder ernstlichen Reformation der Kirche ist gegen dieses Bollwerk des Systems geschehn, aber freilich auf verschiedenen Seiten desselben. Während Huss die Vorenthaltung des Kelchs umstösst und dadurch die Kluft zwischen Priester und Laien auszufüllen trachtet und Luther das Messopfer vorzüglich als Abgötterei bekämpft, hält sich Wiclif zähe an der Irrlehre von der Brotwandlung. Ketzerei geradezu erscheint ihm was als die Summe der Orthodoxie betrachtet wird, und seine Ueberzeugung entfernt sich durchaus nicht weit von der deutschen Anschauung. Auf evangelischem Boden stehend ficht er besonders zwei Puncte an: die frevelhafte und heidnische Doctrin, dass der Priester durch den mystischen Act der von ihm ausgehenden Weihe den Leib des Herrn mache, und dass die also geweihte Hostie alsdann angebetet werde. Die Priesterschaft der Kirche erscheint ihm eben nicht mehr als Stellvertretung Christi, im Gegentheil ihre Ueberhebung ist eine Blasphemie und die Anbetung des Sacraments geradezu Götzendienst. Aber was hat er an die Stelle zu setzen, wie gelingt es ihm das absichtlich und zu höchst ungeistlichen Bedürfnissen zurecht gemachte Institut auf die ursprüngliche Einsetzung zurück zu führen?

Ein Dutzend Thesen, die im Frühling 1381 zuerst diesen allerwichtigsten Gegenstand öffentlich behandeln, und die

Schriften, vor allen der Trialogus, in denen er späterhin wiederholt auf denselben zurückkommt, entwickeln seine Ansicht allerdings nicht durchweg scharf und klar. Es scheint vielmehr, dass die entscheidende Lösung des vornehmsten Widerspruchs auch ihm selber schon keineswegs zur Befriedigung gelungen ist. Er und seine Schule erklären zunächst zwar deutlich und beharrlich das sichtbare Sacrament des Altars für wirkliches Brot und wirklichen Wein. Aber wie Beides nun zu Christi Leib und Blut werde, das hat Wiclif verschiedenartig und ohne eigentlich einen Abschluss zu gewinnen zu beantworten gesucht. Mitunter nähert er sich dem, was späterhin Zwingli lehrt: dass die sichtbaren Körper nur Zeichen und Bild dessen seien, das man sich unter ihnen vorzustellen habe, und stellt den unbefriedigenden Unterschied auf von dem natürlichen Brot, das auf sacramentalischem Wege die Bedeutung des Leibes Christi annimmt. An anderen Stellen aber betont er wieder fast in Luthers Weise die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, stellt ihn sich aber nicht räumlich messbar und fasslich vor, sondern eigenschaftlich gehe er in das gesegnete Brot über. Dies ist also zugleich wahres Brot und wahrer Leib, ein Schluss, dessen Widersprüche menschliche Erkenntniss nicht zu vermitteln vermag, und dem Wiclif wiederum dadurch zu Hilfe zu kommen sucht, dass er, abweichend vom lutherischen Lehrbegriff, zum segensreichen Genuss des Sacraments den Glauben als unerlässlich fordert.

Mit dieser Lehre nun, so unvollkommen sie auch in der Entwicklung sein mochte, trat Wiclif im Vertrauen auf die ewige Wahrheit der Schrift fast gleichzeitig mit seiner Bibelübersetzung hervor und fand unter allen Ständen und allen Schichten der Bevölkerung auch hier wieder freudiges Gehör. Denn nicht durch die Flugschrift allein wendet er sich an seine Landsleute, das geredete Wort, die Predigt nimmt er immer mächtiger zu Hilfe. Schon seit mehreren

Jahren ist das Predigen in der Volkssprache seine vornehmste und liebste Beschäftigung. Da wählt er die praktischen Puncte der Glaubenslehre zu Texten und greift mit deren Hilfe besonders gern die hierarchischen Theorien als Unwahrheiten an. Da gibt er auch der gesammten Pfarrgeistlichkeit, die diese ihre ersten Pflichten so gut wie ganz zu verabsäumen pflegte und sich die frei zu den Leuten gewandte Predigt von den Bettelbrüdern fast völlig aus den Händen hatte entwinden lassen, ein leuchtendes Beispiel. Sein Trachten ist in rein biblischer und evangelischer Weise zur Gemeinde zu sprechen; und dass der Erfolg gewaltig gewesen, wird hinreichend offenbar aus den vielen hundert Abrissen und Bruchstücken, welche sich in den Handschriften der Zeit als Wiclifs Predigten aufgezeichnet finden, und aus der begeisterten Nachahmung, die schon damals bei einer Schaar gottesfürchtiger, von seiner gesammten Wirksamkeit ergriffener Männer hervortrat. Unter seinen Predigtstühlen in Oxford und Leicester haben sich die berühmten Reiseprediger gebildet, von welchen die Berichte der folgenden Jahrzehnte gar Manches zu erzählen wissen.

So viel über den Gang der Glaubensbesserung, welche die geistigen Kräfte dieses seltenen Mannes sich zum Ziele gesteckt. Je unumwundener aber er seine Ueberzeugung aussprach, desto grösser auch die Wuth aller Vertreter der alten Autoritäten, die entschlossen waren von den äusseren und inneren Stützen des römisch-katholischen Lehrbegriffs nicht die allergeringste herzugeben. Jetzt erst gerieth er mit den Franciscanern und anderen Bettelorden hart zusammen. Hatte er sich ihrer früher wohl gar wider das ältere aristokratische Mönchthum angenommen, so wurde der Gegensatz unversöhnlich, sobald er die Brüder in ihrer eigenen schärfsten Waffe, in der Predigt, übertraf. Allerdings bedurften sie Zeit sich zu sammeln aus dem Wirrsal, welches das päpstliche Schisma über die orthodoxe Welt gebracht hatte. Aber jene zwölf

Sacramentsthesen boten doch eine willkommene Handhabe zu einem neuen Versuche um endlich dem immer gefährlicher werdenden Ketzer beizukommen. Er geschah auf der Universität Oxford, deren Kanzler, William Berton, hierarchisch gesinnt, die Thesen einer Commission von zwölf Doctoren der Theologie, unter denen allein acht Mönche und Bettelbrüder waren, zur Prüfung übergab. Der Spruch lautete gegen die beiden Hauptsätze, welche den Kern der Thesen enthielten, dass sie als irrgläubig zu verdammen seien; alle Strafen, die nur irgend mit dem akademischen Herkommen stimmten, vom Interdict bis zum Gefängniss, wurden denjenigen angedroht, die fernerhin in den Lectionen dergleichen vortragen und auch nur anhören würden. Es wird erzählt, dass Wiclif, der seinen Platz an der Universität noch immer behauptete, eben im Hörsaal der Augustiner docirte, als ein Procurator jenes Cancelariatsgerichts eintrat und mit dem entsprechenden Mandat in der Hand ihm einzuhalten gebot. Wiclif soll einen Augenblick überrascht gewesen sein, sich jedoch sofort gefasst und unter Vorbehalt einer öffentlichen Disputation wider das Verfahren protestirt haben. Doch scheint es, dass er sich der mündlichen Fortführung des Streits enthalten habe, der Vorgang aber der Anlass der Herausgabe einer seiner wichtigsten Flugschriften geworden ist, das Pförtchen (*Wicket*) geheissen, in welchem er die Einsetzungsworte „das ist mein Leib“ behandelt, und das, dem ungeheueren Beifall nach zu urtheilen, den es damals und späterhin den Lesern abgewonnen, Tausenden und Hunderttausenden unstreitig eine Pforte des Lebens geworden ist. Nicht mehr an den Papst, sondern an seinen Landesherrn, König Richard II., hat er Berufung eingelegt.

Aber während Wiclif jenes Büchlein schrieb oder gerade herausgab, brauste ein gewaltiger Sturm über sein Werk und über England hin, der in seinem Wirbelwetter die geistige Umkehr zur Besserung und alle staatlichen und kirchlichen

Autoritäten mit sich fortzureissen drohte. Man kennt den furchtbaren Aufstand der Bauern und Unfreien in Stadt und Land vom Juni 1381 und die später erhobene Beschuldigung, dass vornehmlich auch Wiclifs Lehre und Predigt ihn verschuldet hätten. Die Anklage lässt sich auf enge Grenzen beschränken, wenn man sich nur die durchaus verschiedenen Ursprünge der socialistischen Bewegung vergegenwärtigen will. Schon gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, nachdem der Bürgerstand nicht nur gesellschaftlich und politisch unabhängig geworden, sondern auch zu unmittelbarer Theilnahme an den öffentlichen Dingen emporgestiegen war, begannen auch die noch tiefer liegenden Schichten der Bevölkerung sich zu regen. Sie bestanden in England aus verschiedenen Stufen leibeigener und an die Scholle gebundener Leute, wie sie sich von der Eroberung herleiteten, aus kleinen persönlich freien, aber armen Arbeitern in Stadt und Land und aus den niedrigsten Sphären des Klerus, den ordinirten Brüdern von Hörigen und Handwerkern. Die geschlossene wohlthätige Ordnung streng lehnsrechtlicher Verhältnisse hatte längst einen emfindlichen Riss bekommen. Lehn und Freigut, vielfach zersplittert, begannen stetig, sogar in der Hand von bürgerlichen Besitzern, wieder zu grösseren Gütercomplexen zusammen zu wachsen, und Wiesenbau und Schaafzucht erschien der Reichthum bringenden Wolle wegen erspriesslicher als der Ackerbau. In den Städten regierten die Zünfte und machten dem geringen Manne, der ihnen nicht angehörte, das Leben sauer. So stiessen Leibeigene und städtische Proletarier überall auf Härte und Druck, als auch sie von dem in der englischen Sprache zuerst Ausdruck findenden nationalen Bewusstsein ergriffen und fast gleichzeitig durch den schwarzen Tod vom Jahre 1348/49 arg mitgenommen wurden. Jene Seuche hat eben die niedere Menge so gut wie decimirt, also die Arbeitskräfte verringert, den Lohn der Arbeit hingegen bedeutend gesteigert. Jahrzehnte lang hat sich die Gesetz-

gebung mit einer künstlichen Regelung dieser Verhältnisse zu schaffen gemacht; aber bei allen Bestimmungen über den Preis der Lebensmittel und die Löhne kamen die bevorrechteten Stände ohne Ausnahme darin überein, dass sie den gerechten Forderungen der kleinen Leute, die den Lastthieren gleich sich abzuquälen hatten, kein Gehör schenkten, sie vielmehr als Auflehnung blossstellten und durch geschärften Druck zu ersticken trachteten.

Nun begann aber die leidende und jammernde Arbeiterbevölkerung schon damals sich zu Associationen zusammen zu schliessen, indem sie auf diesem Wege sicherer zu ihrem Brot zu kommen hoffte. Anfangs gewiss in guter Absicht, jedoch nach und nach entschieden mit subversiven Tendenzen betrieben namentlich Priester niederer Herkunft dabei das Geschäft der Organisatoren. Gar bald wird das Haus der Gemeinen darauf aufmerksam und sucht der Bewegung, die einzeln schon aus ihrer passiven Haltung zu offenem Widerstande übergieng, mit einer Reihe von Statuten vorzubeugen. Allein Gerechtigkeit und Mitleid sind auf friedlichem Wege für so viele Unglückliche und Verstossene nicht zu erzielen. Wie das arme Volk zu dieser Ueberzeugung kommt und dennoch an einigen edlen Grundzügen echt germanischer, conservativer Art festhält, klingt uns dumpf und melancholisch aus einem merkwürdigen literarischen Erzeugnisse des Tags entgegen, das ein im Uebrigen unbekannter Priester, William Longland, um das Jahr 1362 gedichtet, das lange Klagelied P e t e r s d e s P f l ü g e r s. Darnach sind alle Stände des Staats, insonderheit Klerus und Adel, von innerem Verderben ergriffen, nur der arme Ackersmann allein, der an die Scholle gebunden im Schweiss seines Angesichts für andere das Feld bauen muss, hat sich unbefleckt erhalten. Ein tief religiöser Zug steckt in den absonderlichen Versen, wo der Träumer sein Ideal, den Pflüger, geradezu im Erlöser personificirt erkennt. Aber eben so sehr grollt es

in der Tiefe, wenn Heuchelei und Härte derer gezeichnet werden sollen, die das Unheil verschulden. An Empörung freilich wird noch nicht gedacht, nur gegen Pfaffen und Mönche höchstens werden Prophezeiungen des nahen Untergangs geschleudert. Ein König vor allen werde kommen und die Rettung herbeiführen, wie denn bei dieser und so mancher anderen Bewegung der Art der ochlokratische Strom entschieden die Richtung einschlägt sich mit der absoluten Monarchie zu vereinen. Aus dieser merkwürdigen Dichtung lässt sich erkennen, wie schon frühzeitig religiöse und freilich höchst unklare, schwärmerische, fast chiliastische Begriffe in die zu einem Durchbruche anschwellenden Wogen eingeflossen sind.

Endlich ist der wilde Aufstand da; der härteste Steuerdruck gerade am tiefsten nach unten hatte die Flammen geweckt. Wüthende Demagogen aus dem Handwerkerstande, geweihte Priester, von der socialen Berechtigung ihrer Brüder und Vettern überzeugt, mit einfachen, die Menge zum Losbruch anfeuernden Schlagworten erscheinen an der Spitze; die Sprüche Peters des Pflügers gehen von Mund zu Mund. Und der Erfolg? Einige Tage lang ist der ländliche und städtische Haufe Herr von London und im Tower, schwelgt im Blute einiger Prälaten und Edelleute, in den Geldsäcken der Kaufleute und im Wein und Silberschatz der Reichen. Eine entscheidende Katastrophe tritt ein und in ihrem Gefolge jäh die Reaction. Die besitzenden und herrschenden Klassen haben sich ermannt und vereinigt, die vom Könige in der ersten Noth gegebene, Zusagen werden im Parlament von diesen viel weniger nachgibigen Kreisen gebrochen und schliesslich die Empörung mit Waffengewalt und Blutgericht erstickt.

In welcher Verbindung aber kann sie mit Wiclif und seinem Werke gestanden haben? Wo war der Zusammenhang zwischen John Balls nivellirendem Spruche:

„Als Adam grub und Eva spann,
Wer war da ein Edelmann?“

und Wiclifs Wirksamkeit, die sich stets auf Königthum und Stände berief und nur Gottes Gesetz als Richtschnur für alle Obrigkeit aufstellte? In mehreren wesentlichen Stücken besteht der entschiedenste Gegensatz zwischen dem Reformer, der in Oxford aufgetreten, und der gewaltsamen Erhebung des vierten Standes gegen alle bisherige Vertheilung der Güter. Er wollte die ganze gegliederte Ordnung des damaligen Staats erhalten wissen und betrachtete die zur höchsten weltlichen Potenz emporgestiegene Kirche als ihren ärgsten Gegner; jene wollten von allen Herren, geistlichen und weltlichen, etwa nur den König leben lassen, als Seelsorger aber namentlich die Bettelmönche, Wiclifs unversöhnliche Feinde, gerade deshalb, weil sie sich dem grossen Haufen von Anfang an unentbehrlich gemacht. Man kennt ferner Wiclifs enge Beziehungen zum Herzoge Johann von Lancaster; auf ihn aber hatten es die Rebellen am meisten abgesehn. Sein herrlicher Stadtsitz, der savoyische Palast am Strand zu London, seine Schlösser in Leicester und Tutbury wurden fast von Grund aus zerstört, er selbst genöthigt sich auf eine Weile vor dem wüthenden Hasse der Menge nach Schottland zurück zu ziehen. Endlich kann auch von einem Einklange zwischen Wiclifs Lehrbegriff und dem wilden Communismus der Bauern doch nur in sehr bedingter Weise die Rede sein. Wenn es auch wahr sein sollte, dass sich John Ball vor seiner Hinrichtung als Schüler Wiclifs bekannte, so hat doch jenes mönchische Ketzergericht ein ihm so willkommenes Zeugniss schlechterdings nicht ausnutzen können. Nur eine, in Wahrheit von Wiclif stammende Lehre, dass lediglich die subjective Würdigkeit zu irgend welchem Amt berechtige, wie das Sacrament nur im Glauben genossen wirksam sei, erscheint verfänglich, da sie an das staatsfeindliche Princip von der Gleichheit aller Menschen anklingt. Seine Reiseprediger

haben sie im Volke ausgestreut. Ein Jahrhundert lang wurden ebendeshalb die Lollarden gleich jenen Aufrührern von Staat und Kirche verfolgt.

Andererseits aber durchschaute Wiclif in einem Flugblatt über „Herren und Diener“ gar wohl gleich Luther im Jahre 1525 die ungeheuere Gefahr, mit welcher ein solches Ereigniss sein Werk bedrohen musste. In zwiefacher Gestalt trat sie ihn unmittelbar darauf näher an. Der Herzog, nun völlig von der einflussreichen Leitung der öffentlichen Dinge verdrängt, eingeschüchtert und bestürzt, begann sich von ihm zurück zu ziehen; es fehlte ihm durchaus an moralischem Halt um sich für die neue Glaubenslehre begeistern zu können. Und ferner trat an die Stelle des im Aufruhr gemordeten frommen und edlen Erzbischofs Simon Sudbury der stolze und hochmüthige Fanatiker William Courtnay, der nunmehr als Primas in Tagen, wo alles sich in die Reaction warf, auch die Ketzerei und ihre Vertreter, die ihm schon einige Male entgangen, mit Stumpf und Stiel auszurotten gedachte.

Sein erster Schritt war, die neuen Lehren nach Form und Brauch der Kirche prüfen und verurtheilen zu lassen, und dann ohne Erbarmen diejenigen zu strafen, die nicht Widerruf leisten würden. Er ruhte nicht, bis er so ein umständliches Verfahren in Gang gesetzt. Auf den 17. Mai 1382 wurde zunächst eine stattliche Synode nach den Dominicanern (*Blackfriars*) zu London beschieden, bestehend aus zehn Bischöfen, sechszehn Doctoren beider Rechte, dreissig Doctoren der Theologie und siebenzehn Baccalaureen, von denen manche Mitglieder der vier Orden der Franciscaner, Dominicaner, Augustiner und Carmeliter waren, also Gegner Wiclifs vom reinsten Wasser. Es wurde ihnen eine Liste von vier und zwanzig Artikeln vorgelegt, ziemlich lose zusammengestellt, und ohne dass alle nur von dem verhassten

Doctor herrührten. Drei Tage höchst gewissenhafter Berathung genügten, um zehn derselben als ketzerisch, die übrigen als irrig zu verdammen. Während der Sitzungen hat man in London ein Erdbeben verspürt, das die Einen erschreckte, anderen aber und namentlich Wiclif nur Muth machte. Mehrmals redet er in seinen Werken von dem Erdbebenconcil. In einer besonderen sein Bekenntniss ausführenden Schrift heisst es: „Sie beschuldigen Christum und die Heiligen im Himmel der Ketzerei; wahrlich, da antwortete die Erde auf der Menschen Stimme an Gottes Statt wie einst bei der Kreuzigung.“

Gleichzeitig aber hatte der Erzbischof, gestützt auf die Ereignisse des vorigen Jahrs, das Parlament um Massregeln angegangen, mit denen einer Anzahl gefährlicher Menschen, deren Lehren überall im Lande Zwietracht unter das Volk ausstreuten, ihr Handwerk gelegt werden könnte. Er schilderte bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal die aus Wiclifs Schule hervorgegangenen, in Kurzem so volksthümlich gewordenen Reiseprediger. In einer äusserst schlichten, nicht ohne Absicht jenen Orden entlehnten Tracht von grobem, braunrothem Stoffe, barfuss, den Stab in der Hand, ziehen sie von einer Grafschaft, von einer Stadt zur anderen, um überall, ohne sich dafür die Licenz ihres Bischofs geholt zu haben, tagtäglich zu predigen. Nicht allein Kirchen und Kirchhöfe wählen sie zu dem Zweck, auch die Marktplätze, die Strassen, das freie Feld sind ihnen gut genug, wo nur der Haufe am dichtesten zusammenläuft, um auf ihre feinen und klugen, aber scheinheiligen und ketzerischen Reden zu lauschen. Man sieht, die Verfolgung wurde nun schon unmittelbar gegen die wirklichen Jünger des Meisters gerichtet. Die Interessen der geistlichen und weltlichen Lords waren seit dem grossen Schrecken wieder einig geworden, und so gewährte dann das Oberhaus das vom Erzbischof Primas beantragte Gesetz. Es war der erste Versuch der Kirche, sich die königlichen

Beamten behufs einer Vollstreckung ihrer Verdammungsurtheile dienstbar zu machen. Allein die Gemeinen huldigten einer stark antiklerikalen Gesinnung und versagten der Bill ihre Zustimmung. Der Erzbischof vermittelte also nur eine königliche Ordonnanz, die den halben Geist der schwachmüthigen Herrschaft Richards II. athmet, für den sich auch in der Folge die Hierarchie nicht ohne Grund durch ihren Abfall gerächt hat. Es heisst in dem nicht mit Gesetzeskraft ausgestatteten Erlasse, dass die Prälaten alle Irrlehrer und deren Anhänger durch ihre eigenen Diener verhaften und zur Rechenschaft ziehen könnten, wobei die weltlichen Beamten und die Laien überhaupt hilfreiche Hand zu leisten hätten. Ein Statut wider Ketzerei war damals noch nicht durch das Parlament zu bringen.

Jedoch Courtnay war auch mit dem Wenigen zufrieden, was er erhalten, und traf unverzüglich Gegenanstalten wider das Uebel. In allen Sprengeln und Kirchen seiner Provinz wurden Verbote und Strafandrohung publicirt. Während der Pfingstwoche hielt man in London feierliche Procession, nach welcher ein Carmeliterbruder die Kanzel am Kreuze von St. Pauls bestieg und in seiner Predigt vor allem Volke die orthodoxe Lehre der Kirche wider die nichtswürdigen Häresien verfocht. Der Hauptschlag aber sollte endlich an der Hochschule zu Oxford fallen, welche Courtnay längst als den Herd der ganzen reformatorischen Bewegung erkannt hatte. Dort erhielt Peter Stokes, gleichfalls Carmeliter, am 28. Mai die Weisung, die Beschlüsse jener Versammlung zu Blackfriars zu publiciren, damit sich die Universität darnach richte und fernerhin in Kirchen und Hörsälen Nichts mehr der Art dulde. Allein wie sehr die neue Doctrin noch immer im Schwange war, ergibt sich daraus, dass der zeitige Kanzler, Robert Rigge, gar kein Hehl daraus machte, ein Anhänger Wiclifs zu sein, und dass er einen der eifrigsten Freunde desselben, den Uebersetzer des alten Testaments, Nicolaus von

Hereford, beauftragt hatte die Universitätspredigten zu St. Marien zu halten. Der Erzbischof sah sich daher genöthigt ein ernstliches Schreiben an den Kanzler zu richten und, als auch das nicht verfieng, diesen selbst nebst dem Doctor der Theologie Brightwell zum 12. Juni nach London zu laden, wo sie denn nach einigem Zaudern gezwungen worden sind sich der geistlichen Gewalt zu unterwerfen und die Verdammung der vier und zwanzig Sätze anzuerkennen. Rigge wurde nunmehr nach Oxford zurückgesandt mit einem offenen Befehl, der ihm das Verfahren wider Wiclif und vier seiner Gesinnungsgenossen aufgab, jenen Hereford, Philipp Reppington, Domherrn zu Leicester, wo die neue Lehre überhaupt eifrig gepflegt worden zu sein scheint, Johann Ashton und Lorenz Bedeman. Sie sollten von allen akademischen Rechten und Pflichten entbunden sein, bis sie sich von den schweren Anschuldigungen gereinigt hätten. Doch der Kanzler selber, nachdem er den Bereich des hohen Ketzergerichts verlassen, verhehlte die alten Sympathien nicht; er untersagte einem frechen Cistercienser, Henry Crompe, die Vorlesungen, in denen er gegen die Wiclifiten, diese Lollarden, wie sie von nun an heissen, zeternd loszog. Der aber ruhte nicht, eilte zum Erzbischofe und erwirkte durch königliches Decret nicht nur einen Widerruf des Verbots, sondern zugleich die Bestätigung jener letzten geistlichen Verordnung: unverzüglich sollte gegen die bezeichneten Männer und ihren Anhang eingeschritten, ihre Schriften und Tractate confiscirt werden, sie selbst in acht Tagen die Stadt verlassen. Das wirkte, denn auch die Universitätsbehörden mussten sich nunmehr völlig unterwerfen.

Am 18ten schon sehen wir Hereford, Reppington und Ashton in der Halle der Dominicaner zu London erscheinen, wo Erzbischof Courtnay selber der Inquisition vorsitzt. Doch ihr Widerstand war hartnäckig und machte sich bei verschiedenen Sitzungen in schriftlichen und mündlichen Er-

klärungen Luft. Namentlich wollte die Verantwortung in Betreff der Abendmahlslehre nicht genügen. Einmal wurde Ashton von seinem überzeugungsvollen Eifer so sehr hingerissen, dass er in feueriger, englischer Rede sich an die zahlreiche Versammlung wandte und trotz Courtnays Forderung, der Laien wegen sich des Latein zu bedienen, nicht davon abzubringen war. Diese Männer waren mit allen schulmässigen Beweggründen nicht zum Widerruf zu vermögen. So wurde denn am 13. Juli trotz ihrer Appellation nach Rom der Bann über sie ausgesprochen und zu London, auf der Universität, durch Anschlag an allen Kirchen in Stadt und Land verkündet. Und wenige Monate zeigten in der That, dass die geistlichen Censuren ihre Schärfe noch nicht verloren hatten. Der Eifer des Bischofs von Lincoln, John Bokyngham, dessen Sprengel am meisten von den Neuerungen ergriffen worden, scheint wesentlich dazu beigetragen zu haben. Im October und November reichten Hereford, Reppington, Ashton, Bedeman, einer nach dem anderen den verlangten Widerruf ein, liessen sich absolviren und in die Stellung wieder einsetzen, die sie ehedem als Pfarrer und Universitätslehrer eingenommen. Wir erfahren nicht, wie sie sich dabei mit ihrem Gewissen abgefunden, oder welcher Schmerz die Seele Wiclifs erfüllt haben mag, als diese Genossen sich schmachvoll ergaben. Doch ist die Notiz bedeutungsvoll, dass einigen von ihnen die Fürsprache Lancasters nicht gemangelt habe; auch wissen wir namentlich von Herefords späterem Rückfall. Noch mehrere Jahre nach des Meisters Tode begegnet er wieder unter lollardischen Reisepredigern.

Der Klerus glaubte nun seines vollständigen Siegs gewiss zu sein, als die inzwischen nach Oxford verlegte Commission zu Wiclifs Verhör schritt. Am 18. November erschien er dort; selbst elende Gesundheit hatte ihn nicht verhindert von seiner Pfarre zu Lutterworth aus sich einzu-

finden. Obwohl noch nicht sechszig Jahre alt, war er doch bereits sehr gebrechlich und litt stark an Gicht. Allein sein Geist war nicht gebrochen, sein Glaube wankte nicht. Er gab seine Sache nicht verloren und hatte so eben, wie er denn überhaupt eine bedeutende publicistische Gewandtheit besessen haben muss, eine neue Ansprache an seine Landsleute gerichtet. Sie erschien in Form einer Petition an König und Parlament, das jüngst wiederum zusammen getreten, und betonte, auf dem Zeugniss der Schrift fussend, hauptsächlich vier Puncte, in denen seine ganze praktische und theoretische Thätigkeit wurzelte: die Nichtswürdigkeit der Mönchsgelübde, die Gewalt des Staats über das Kirchengut, das Recht lasterhaften Klerikern den Zehnten vorzuenthalten, und schliesslich die gereinigte Lehre vom Abendmahl. Diese Eingabe fand Beifall im Hause der Gemeinen und half die letzten Anstrengungen der Peers zu Gunsten eines Ketzergesetzes zu Boden schlagen. Sie hatte zugleich die Wirkung, dass das geistliche Gericht, dem sich der Reformator gestellt, höchst vorsichtig die Fragen bei Seite liess, über die es mit dem Staate in Conflict gerathen konnte, und allein eine Rechtfertigung zu Gunsten der Transsubstantiation verlangte. Das war ein Gebiet, auf welches nun niemand mehr dem kühnen Manne folgen wollte, denn auch der Herzog von Lancaster, nachdem er Wiclif vergeblich gerathen den Widerstand aufzugeben, hatte sich offen von ihm zurückgezogen. Alt und schwach, ohne alle menschliche Stütze, im Vertrauen allein auf Gottes Hilfe verfocht er seine Lehre und wich nicht einen Schritt breit. Seine eigenen Worte strafen abermals ältere und neuere Behauptung Lügen: mit keiner Sylbe hat er auch nur einen Widerruf angedeutet. Das bezeugt auch der Richterspruch, der einfach auf Ausstossung von der Universität lautete. Indess ist jedenfalls die grosse Mässigung auffallend, mit der man ihn behandelt hat. Nicht in London, sondern an der Hoch-

schule, deren berühmtestes Mitglied er war, ohne dass der Erzbischof zugegen, wird er verurtheilt; seine Pfarre, das Amt des Seelsorgers wagt man nicht ihm zu entziehen, oder gar die Excommunication über ihn zu verhängen. Auch hier also waren der Nation und der Universität gegenüber noch Rücksichten zu nehmen, und Wiclif sollte im Leben der Inquisition nicht verfallen.

Er hat sich hiernach gänzlich auf die ihm längst schon lieb gewordene Pfründe zu Lutterworth zurückgezogen und, so weit es sein schwacher Körper erlaubte, ausschliesslich sein Werk durch Schrift und Lehre zu festigen gesucht. Dort ist auch vermutlich sein Hauptbuch, der Trialogus, entstanden, in welchem er die wesentlichsten Stücke seiner Reformation, allerdings in der schwierigen scholastischen Sprache seiner Zeit, niedergelegt hat. In der Seelsorge und Predigt aber haben ihm bis zuletzt sein treuer Schüler und Genosse bei der Bibelübersetzung, John Purvey, und sein Vicar, John Horn, beigestanden. Die Kanzel, von der er gepredigt, wird dort heute noch ehrfurchtsvoll gezeigt. Noch im Sommer 1383 bekämpfte er in einem kleinen lateinischen Pamphlet: „Der Kreuzzug, oder wider die Kriege der Kleriker“ den beständig von Rom aus geschürten heiligen Krieg. Auch hierin stand das Parlament auf seiner Seite. Vor allen Nachstellungen der Pfaffen und Mönche hat ihn endlich der Tod erlöst. Er schloss die Augen in Frieden am letzten Tage des Jahrs 1384, nachdem ihm am 28sten beim Anhören der Messe in seiner Kirche ein Schlaganfall getroffen, dessen Vorboten schon früher eingetreten waren.

Seine Persönlichkeit wird uns als mager und leiblich zart geschildert, mehrere alte Bildnisse stellen ihn mit eingefallenem Antlitz dar. Typisch erscheint er in der damals zu Oxford gebräuchlichen geistlichen Tracht, Stab und Buch in den Händen. Auf einem erst neuerdings entdeckten Brust-

bilde ist sein Name sorgfältig durch eine zweite Schrift: Robert Langton verdeckt; auf diese Weise hat augenscheinlich ein frommer Anhänger das geliebte Angesicht durch die Zeiten der Verfolgung gerettet. Mächtig aber muss nach der Aussage aller, die ihm nahe getreten, das Wort und die Ueberzeugung des Mannes gewirkt haben, denn noch drei und zwanzig Jahre nach seinem Tode erklärt einer von ihnen, der selber als Märtyrer in den Tod gieng, dass sie Wiclif für den bedeutendsten Theologen seiner Zeit gehalten; und im Jahre 1406 noch hat sich die Universität Oxford dahin über sein Andenken ausgelassen, dass er in Wandel und Wort ein wahrer Vorkämpfer des Glaubens und niemals ketzerischer Verkehrtheit geziehen worden sei, vielmehr unter allen, die damals in Logik, Philosophie und in der ethischen und speculativen Theologie gelehrt und geschrieben, ohne Gleichen gewesen. Sein Wissen, sein Talent und seine Frömmigkeit, mit einem Worte seine ganze Persönlichkeit gehörten doch dazu, dass er bei Hoch und Niedrig Achtung und Anhang gefunden. Seine Beziehungen zu den Höfen Eduards III., Richards II. und Johanns von Lancaster, so wie die Begeisterung, mit welcher Lord Latimer, die Ritter Trussel, Clifford, Stury, Nevil, Montague für ihn Partei ergriffen, entkräften die absichtsvollen Versicherungen, dass ihm nur das gemeine Volk angehangen. Eine Generation vielmehr ist darüber vergangen, bis die wiclifitischen Ideen beim Adel und auf der Universität zu weichen begannen, während ihr praktischer Inhalt hinfort allerdings vorzüglich in den Kreisen der Handwerker und kleinen Leute verborgen, aber hartnäckig festgehalten wurde.

Wer möchte leugnen, dass auch von protestantischem Standpuncte aus der von Wiclif angestrebten Reformation Manches vorzuwerfen bleibt. Er selbst hat hinreichend gefühlt, wie viel Schwäche und Irrthum ihm anhaften. Man muss aber nicht vergessen, in welchem Zeitalter er stand, als

es zunächst galt den Staat von den unreinen weltlichen Prätensionen der Kirche zu säubern. Nur die Auffassung seiner Tage konnte ihn zu der widersinnigen, dem Lehnsrechte entnommenen Behauptung hinreissen, dass jeder irdische Besitz des Laien wie des Priesters als eine Gnadengabe des Himmels durch die Sünde verwirkt werde. Und wo waren die Wissenschaft und die Kritik, die ihm in Theologie und Philosophie, und vor allen bei seiner Bibelübersetzung hätten beistehn können? Auch darf man nicht zürnen darüber, dass er bis zuletzt der Messe beigewohnt; er hat ja nicht von demselben Puncte aus die hierarchische Idolatrie angefochten wie Luther nach ihm, vielmehr einmal ausdrücklich gesagt: seine Anbetung geschehe bedingter Weise und im Geist, denn der Leib Christi sei im Himmel. Die Bildung einer neuen Gemeinde hat er so wenig erreicht als klar erkannt; seine Reiseprediger sollten nur beleben, und keineswegs die äussere, herkömmliche Form zerschlagen.

Seine Zeit und die Nachwelt haben ihn vielfach missverstanden. Erst die Publication seiner vielen lateinischen und englischen Schriften und das ernste Studium seiner Lehre weisen ihm einen besonderen vorreformatorischen Platz an. Die Kirche damals schon zu reformiren war ihm nicht beschieden. In so fern ruft Milton mit Recht, aber klagend von der eigenen hohen protestantischen und patriotischen Warte: „Hätte die hartnäckige Widerspänstigkeit unserer Prälaten nicht dem göttlichen und wundervollen Geiste Wiclifs im Wege gestanden, indem sie ihn als einen Schismatiker und Neuerer zu ersticken trachtete, so wären vielleicht weder die Böhmen Huss und Hieronymus, noch selbst die Namen Luthers und Calvins je bekannt geworden, und der Ruhm, alle unsere Nachbaren reformirt zu haben, wäre völlig unser gewesen!“

IX. König Heinrich V. und König Sigismund*).

Nicht ganz von ungefähr erhob sich Wiclif unter den Germanen im äussersten Westen, wo hinter dem schmalen Saume keltischer Bevölkerung auch die Welt ein Ende zu haben schien, und ist ihm Hus im fernen Osten gefolgt, wo Prag als die am weitesten gegen die Barbaren vorgeschobene Bildungsstätte unter den Slaven aufgeblüht war. Das grosse Deutschland selber, aus dem einst Luther hervorgehen sollte, schien noch unberührt in der Mitte liegen zu bleiben. Es bot aber dennoch die an anderen Orten kaum nachzuweisenden Bindeglieder. Wir finden sie in den merkwürdigen Geschicken der kaiserlichen Dynastie der Luxemburger. Dies Haus, durch seine Herkunft in die Bahnen der französischen Politik gezogen, hatte naturgemäss während des grössten Theils des vierzehnten Jahrhunderts den Plantagenets

*) Aschbach, Geschichte Kaiser Sigmunds, 4 Bände, Hamburg 1838. Palacky, Geschichte von Böhmen. Band III, Prag 1845. Engl. Gesch. V, Gotha 1858. Eberhard Windeck bei Mencken, SS. rer. Germ. I., Lips. 1728. Gesta Henrici quinti, Ed. Engl. Hist. Soc. London 1850. Max Lenz, König Sigismund und Heinrich V. von England; ein Beitrag zur Geschichte der Zeit des Constanzer Concils; Berlin 1874.

feindlich gegenüber gestanden, bis deren Beziehungen zu Italien und der gespaltenen Herrschaft der Päpste die englische Krone auf transalpinischem Gebiete zuerst mit den kümmerlichen Bestrebungen König Wenzels zusammenführten. Hieraus, scheint es, ist die zwar nicht für die Geburt neuer Fürstengeschlechter, aber für die Schöpfung neuer weltbewegenden Ideen schicksalsvolle Heirath des jungen Richard II. mit Anna von Böhmen hervorgegangen.

Es ist dann von nicht geringer Bedeutung, dass diese Beziehungen zwischen den beiden Herrscherhäusern keineswegs abrissen, nachdem ein jedes von ihnen gewaltsame Wandlungen durchzumachen gehabt. Richard II. wird vom Thron gestürzt nicht zum mindesten, weil er der Kirche nicht kraftvoll genug gegen die heterodoxen Bewegungen zu Hilfe gekommen; und Wenzel, sein Schwager, nachdem er bereits die deutsche Königskrone verscherzt, verliert beim Aufbrausen der ketzerischen Tendenzen unter den Czechen auch in Böhmen den Boden unter den Füssen. Jenem folgt der Vetter, Heinrich von Lancaster, diesem als römischer König der eigene Bruder, Sigismund. Beide in ihrem besonderen Gebiete erkennen es als ihr vornehmstes Interesse die schwer gereizten altkirchlichen Autoritäten zu festen Bundesgenossen zu gewinnen, beide leihen ihren Arm dazu der Häresie in ihren Staaten ein Ende zu bereiten. Und doch, hat Heinrich vergessen können, dass sein Vater, der alte Gent, einst Wiclifs persönlicher Gönner gewesen und ihm in grosser Gefahr schützend zur Seite gestanden? Hat Sigismund sich in der That aller Sympathien für den Bruder entäussert und keine Erinnerung mehr bewahrt, wie Karl IV., ihr kluger Vater, der Freund Petrarcas, einst über Rom gedacht, wie er sogar auf Johann Tauler, den frommen Predigermönch von Strassburg, aufmerksam geworden? Die Macht der Verhältnisse, die Rücksichten auf den wankenden Thron galten in beiden Fällen als mächtigere Gebote.

Aber wie verschieden wieder sind der Boden, die Umgebungen, die Anforderungen und die persönlichen Anlagen von Lancaster und Luxemburger. Letzterer, aus halb französischem, halb deutschem Stamme hervorgegangen, wird in die seltsamen Fügungen seines Hauses hingerissen. Weder als Markgraf von Brandenburg, noch als König von Ungarn weiss er sich die materiellen Mittel zur nachhaltigen Durchführung seiner Autorität zu verschaffen. Ein angeborener Leichtsinn treibt den von Natur liebenswürdigen jungen Fürsten in arge Schulden und in böse Spannung mit seinen Blutsverwandten. Seine Vergnügungssucht, seine grosse Schwäche gegen weibliche Reize, seine abenteuerlichen Unternehmungen haben frühzeitig die moralische Haltung stark untergraben. Allerdings wird er als König von Ungarn gewissermassen zu seiner Läuterung in das Völkergewühl geschleudert, wo Germanen, Slaven, Magyaren politisch, kirchlich, social sich aneinander reiben und zu keinen klaren staatlichen Bildungen entwirren können. Nur die Abwehr der furchtbar anschwellenden Gefahr, mit welcher die Osmanen von Osten drohen, vermag auf Augenblicke diese entgegenstrebenden Massen zu einigen. Immer gewaltigere Prüfungen scheinen über Fürsten und Völker hereinzubrechen; Kreuz und Halbmond, wie sie seit Jahrhunderten in Westasien mit einander gerungen, machen jetzt Osteuropa zum Kampfplatz. Schon hat Sigismund bei Nicopolis als echter Kreuzzugsheld gekämpft und gelitten; Zeit Lebens, auch nachdem er den Thron Karls des Grossen bestiegen, hat er sich vergeblich abgequält, die hadernden Kräfte des Abendlands zur Ruhe zu bringen und vereint, einem Barbarossa gleich, wider die Ungläubigen gen Osten zu führen.

Der Lancaster dagegen, zwar aus dem normännisch-französischen Blute der Wilhelm und Heinrich entsprossen, eröffnet auf dem heimatlichen Throne ein neues Herrschergeschlecht, das von den nationalen Regungen seines Volks stark

berührt wird und in hervorragender Weise englisch zu fühlen und zu reden beginnt. Hier ist alles zunächst auf die Feststellung des Regiments nach Innen angelegt; mit den popularen Elementen werden geschickt Uebereinkünfte getroffen, der Kirche wieder ein starker Halt geboten. So manche Gährungsstoffe auch nach der gewaltsamen Usurpation im Lande zurückgeblieben sein mögen, die Krone erkennt, dass sie denselben durch Richtung nach dem Auslande am besten Luft machen könne, und hat daher bewusst und absichtsvoll die alte Feindschaft gegen Frankreich neu angefacht. Heinrich IV. erscheint so recht als ein persönlicher Ausdruck dieses Zustandes, seine Regierung als die eines schlau und fein die Mittel abwägenden Politikers. Eine ungemeine Herrschaft über sein eigenes Selbst war die Grundbedingung, wenn er sich überhaupt in der erhabenen Stellung behaupten wollte, zu der er sich aufgeschwungen. Nur höchst selten, nur ganz im Anfange hat er die eigene Tapferkeit im Kampfe mit den Gegnern zur Geltung gebracht, obwohl ein innerer Trieb auch ihn recht eigentlich zum Kreuzfahrer, zum glorreichen Kampfe mit den Heiden berufen zu haben schien. Hatte er doch einst bei den Deutschrittern in Preussen, bei den Johannitern auf Rhodus an ihren Auszügen Theil genommen, bei jenen Gelegenheiten auch wohl die erste Beziehung zu Sigismund angeknüpft; er stirbt mit dem reumüthigen Selbstvorwurf, sein Gelübde nach Jerusalem zu ziehen nicht erfüllt zu haben.

Sein Sohn, der fünfte Heinrich, war berufen, des Vaters Werk in der grossartigsten Weise aufzunehmen. Freilich zeigt er in jungen Jahren ähnliche Anlagen wie sein etwas älterer Zeitgenosse Sigismund. Schon das Leben des Knaben und Jünglings ist voll wechselnder Schicksale; wie der Luxemburger unter den Magyaren wird auch er in Irland gefangen gesetzt; wie jener sich heldenmüthig in die Schaaren der Osmanen stürzt, thut Heinrich sich glänzend im Kampfe

mit Owen Glendowers Walisern hervor. Recht eigentlich hat er sich Titel und Fürstenthum eines Prinzen von Wales erobern müssen. Allein dann ist er, was nicht zu leugnen, in schlechte Gesellschaft gerathen. Ein Uebermass sprudelnder, ja, fast genialischer Lebenskraft hat ihn eine Weile an Umgang und Handlungen sein Gefallen finden lassen, die kaum ohne Einbusse für seinen Character bleiben konnten. Schon schüttelte der Vater, grämlich und trauernd, sein sorgenvolles Haupt; es quälte ihn nebst anderen Aengsten auch der Gedanke, der Erstgeborene, den so schöne Eigenschaften zierten, dem ohne Staatsstreich die Nachfolge bestimmt war, könne missrathen. Aber welcher Umschwung sofort bei seiner Thronbesteigung. Alle Schlacken, die von der lockeren Jugend her noch an ihm haften geblieben sein mochten, werden leicht und männlich abgeschüttelt; fest und in der vollen Blüthe der Jahre ergreift der König Scepter und Schwert. Und da zeigt es sich auf der Stelle: die Tendenzen des Vaters hat niemand besser erfasst als er; Kopf und Hand sind bereit, sie fortzuführen. Von nun an lebt und webt Heinrich in den grossen Aufgaben seiner Herrschaft. Und wahrlich, da erscheinen alle Kräfte in gerader Linie auf feste, hohe Ziele gerichtet, da erkennt man überall die greifbaren Erfolge eines gesunden, schwungvollen Geistes. Sein Reich und seine Herrschaft erscheinen als das gerade Gegentheil zu den zerfahrenen Zuständen, in welchen Deutschland und die slavischen Nachbarländer hinsiechen, als deren persönliches Abbild König Sigismund gelten kann.

Vergegenwärtigen wir uns nun die wesentlichen Richtungen der englischen Politik zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, so lässt sich nicht übersehen, wie sehr sie in die europäischen Dinge überhaupt eingreifen musste. Der Wechsel der Dynastie hatte die unter Richard II. zuletzt fast erloschene Animosität gegen das grosse Nachbarreich wieder neu belebt, während gleichzeitig unter den Franzosen arge

Brüche innerhalb des königlichen Hauses Thron und Staat unterwühlten. Heinrich, der eben in den romanischen wie germanischen Reichen des Abendlands verwandtschaftliche Fäden aufnahm und neu knüpfte, die bestimmt waren seinem Geschlechte geradeswegs eine Weltstellung zu bereiten, hielt indess die Augen unverwandt auf die beiden Frankreich zerfleischenden Factionen gerichtet; indem sich beide an ihn wandten, er beiden Zusagen machte, eröffneten sie selber ihm die Bahn, sich zu ihrem Gebieter aufzuschwingen. Die alten Ansprüche Eduards III. wurden in ihrer ganzen Ausdehnung wieder aufgenommen um in wenigen Jahren zu wunderbarer Geltung gebracht zu werden. Was weder Crecy noch Poitiers vermocht, das leitete Heinrich selber durch seinen unvergleichlichen Sieg bei Agincourt ein. Mit seinen englisch-burgundischen Waffen, das war kaum noch zu bezweifeln, musste es ihm gelingen das grösste Stück von Frankreich zu unterwerfen. Eine solche That, welche die Geschicke zweier Völker gewaltsam zu einem einzigen zu machen strebte, versetzte doch den Westen des Welttheils nicht minder in Erschütterung, als sie die Türken dem Osten bereiteten.

Da war es nun ein geschickter Zug hoher Politik, dass das Haus Lancaster mit solchem Ziel im Auge die luxemburgische Dynastie aus dem hundertjährigen Bunde, der sie an Frankreich kettete, abzulösen trachtete. Schon Heinrich IV. hatte im Jahre 1411 Sigismund noch als König von Ungarn zu einem Freundschaftsvertrage zu bewegen gesucht. Seit dem Sommer 1414 bemühte sich Heinrich V. unausgesetzt und mit wachsendem Erfolg um den römischen König mit Hilfe derselben vertrauten Agenten, die schon seinem Vater gedient. Es ist keine Frage, dass es dem Ritter Hartung van Clux gelang Sigismund in tiefer Stille für ein englisches Bündniss breit zu schlagen, während dasselbe einstweilen mit den allgemeinen Interessen der Christenheit vorsichtig zugedeckt wurde.

Ein anderes, mächtiges, tief in die Grundlagen der europäischen Staatengesellschaft eingreifendes Moment war nämlich das kirchliche. Die Lancasters stützten ihren durch Staatsstreich, aber zugleich auch im Vertrage mit dem Parlament gewonnenen Titel recht eigentlich auf den Vorsatz das römische Dogma wider alle Gefahr häretischer Einbrüche zu sichern, den nationalen Klerus bei allen seinen alt hergebrachten Rechten zu bewahren und ihn dadurch als zuverlässigsten Bundesgenossen an sich zu fesseln. Es fällt nicht schwer, dies Streben Schritt für Schritt zu verfolgen.

Die von Wiclif angeregte politisch-religiöse Bewegung hatte in seinen Nachfolgern, den Lollarden, die eifrigsten Förderer gefunden, obwohl freilich die Reinheit seiner Motive und Ziele vor jener subversiven Tendenz zu schwinden begann, welche die Unterthanen zu Richtern über ihre sündigen Herren erhob. Selbst der Sturz Richards entmuthigte die Secte keineswegs. Noch immer trotz aller Verfolgung wirken die Reiseprediger in feueriger Begeisterung; noch immer halten Leute aus den vornehmen Ständen zu ihnen und wächst zusehends die Masse der Bekenner in den niederen Schichten. Ein geistig unbefangenes Auge, wenn es damals überhaupt ein solches gab, konnte unmöglich das Bedürfniss, die Sehnsucht verkennen, welche das englische Volk nach reinerer, evangelischer Lehre empfand. Aber eben so sehr machten sich die unlauteren Elemente bemerkbar, die gleich Unkraut üppig zu wuchern begannen. Seit dem Staatsstreiche der Lancasters schossen sie erst recht heftig auf. In die Bewegungen zu Gunsten der gestürzten Faction mischen sich auch bald lollardische Einflüsse; die Sage, dass der gemordete Richard noch am Leben sei, findet bei den Feinden der Kirche begierigen Glauben. Daher werden denn auch die Verbreitung jenes Schürmittels zu weiteren Rebellionen und die ketzerischen Lehren der Anhänger Wiclifs durch dieselben Erlasse verdammt. Je mehr sich die akatholischen

Tendenzen der politischen Conspiration nähern, desto sicherer und einheitlicher werden auch die Massregeln, welche das Königthum zu treffen weiss. Es hat noch während Heinrichs IV. Regierung die religiöse Opposition im eigenen Lande und ohne auf den Continent Rücksicht zu nehmen mit eigenen Mitteln bekämpft und erfolgreich die Fahne der Orthodoxie wieder aufgepflanzt. Eine der ersten Erklärungen jenes Fürsten war gewesen, dass er nicht nur die alten staatlichen Privilegien der Kirche, sondern auch die von Kirchenvätern und scholastischen Doctoren festgestellte Doctrin gewahrt wissen wollte. Jetzt kam zu Stande, was einst unter Richard nicht zu erlangen gewesen: Krone, Klerus und Barone im Bunde einigten sich über ein Statut wider die Ketzerei, kraft welches Geistliche, die ihren Widerruf gebrochen, so wie ihre häretischen Schriften vor bischöflichen Gerichten abgeurtheilt werden konnten und, falls sie für schuldig befunden, den weltlichen Autoritäten zur Bestrafung und Vernichtung überantwortet werden sollten. Die Vernichtung des Ketzers durch das Feuer wurde vom Staate gesetzmässig anerkannt. Schon am 26. Februar 1400 loderte in Smithfield der erste Scheiterhaufe, auf welchem William Sawtre, ein wiclifitischer Pfarrer, verbrannt wurde. Es war das Signal zu einer Jahrhundert langen blutigen Verfolgung, deren ganzer, jammervoller Umfang, so viele einzelne Fälle auch hergezählt werden, nicht mehr zu constatiren ist, deren Zweck aber, wie die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts doch wohl offenbart, nicht erreicht worden ist. Aber wie lange noch haben sich bedeutende Kräfte der englischen Nation gegen solche Schärfe des inquisitorischen Verfahrens gesträubt; wie offenbart sich doch schon hier der zähe germanische Sinn, der sich auch von aller romanistischen Härte und Consequenz eine Ueberzeugung, die nicht die seine werden kann, aufnöthigen lassen will; vor allen die Lollarden selber geben längere Zeit ihre Sache nicht verloren. Je schärfer der Druck, um so lauter

die Predigt, um so erregter die Masse. Man staunt nicht minder, wie lange trotz aller Repressivmassregeln der alte, von so vielen nationalen Anklängen getragene Geist auf der Universität Oxford nicht zu tödten gewesen ist. Wie mächtig, wie segensreich hat doch Wiclif auch nach dem Tode noch fortgewirkt. Courtnays Nachfolger, Erzbischof Arundel, dieser Thurm des orthodoxen Glaubens, wie seine Freunde ihn genannt haben, hat von Anfang an seine Augen auf die Hochschule gerichtet, wo die Lage der Dinge ihm höchst bedenklich erscheint, indem „der einst so saftreiche Weinstock jetzt nur Heerlinge“ trage, wo Wiclifs Gedächtniss noch jüngst in einem von der Universität besiegelten Erlasse bis in den Himmel erhoben worden, wo in einzelnen Beispielen seine Schüler bis in die Mitte des Jahrhunderts nachzuweisen sind. Auf Arundels Anordnung wird im Jahre 1409 die Inquisition zu einer permanenten gemacht, indem sie die Vorsteher unter Androhung des Banns anweist, jedes einzelne Collegium, jede Halle allmonatlich scharf zu visitiren und Lehrer oder Schüler, die sich in ihrer Gesinnung verdächtig gemacht, auszustossen. Allein drei Jahre später noch ersuchen die akademischen Autoritäten den Kirchenfürsten um persönliche Visitation und kommen ihrerseits seinem Eifer zu Hilfe, indem sie Hunderte von Stellen aus den Schriften des Reformators ausziehen und als heterodox nachweisen lassen. Das gieng Hand in Hand mit scharfer kirchlicher Censur wider das gesammte wiclifitische Schriftenwesen. Nur von der zuständigen Behörde gebilligte Werke sollen Scriptoren, Illuminatoren, Buchhändlern zum Abschreiben und Verbreiten übergeben werden, Uebersetzungen biblischer und theologischer Texte ins Englische völlig verboten sein. So wurde der Riegel, der einst gesprengt worden, wieder vorgelegt. Man sieht, welcher Anstrengungen es allein auf diesem Fleck bedurfte um dem Feinde wirksam zu begegnen.

Noch wichtiger fast aber war die Stellung, welche ein

Zweig der Staatsgewalt, die mit wesentlicher Theilnahme an der Gesetzgebung betrauten Gemeinen, noch immer einnahmen. Das peinliche Statut wider die Lollarden war keineswegs ohne Protest von ihrer Seite zum Landesgesetz erhoben worden. Ein starker Bruchtheil der Vertreter von Stadt und Land hielt noch immer gewisse verführerische Grundsätze, welche von den Sectirern schon vor Jahren verbreitet wurden, für äusserst praktisch. Da alles gegenwärtige Verderben der Welt in der mit irdischen Gütern ausgestatteten Geistlichkeit seine Wurzel habe, sei Nichts wünschenswerther als solches Besitzthum zu Gunsten des Staats einzuziehn; damit werde zugleich den unzulänglichen Mitteln des Fiscus und der Domäne aufgeholfen und den Taschen der Steuerzahler weniger zugemuthet. Im Jahre 1404 zeigte die ritterliche Vertretung einiger Grafschaften nicht übel Lust zur höchsten Erbitterung des Erzbischofs von Canterbury die Hände nach dem Eigenthum des Klerus auszustrecken; und das Unterhaus von 1410, gereizt durch die finanziellen Bedürfnisse der Krone, überraschte gar die übrigen Stände mit einem merkwürdigen Antrage, der nichts Geringeres bezweckte als eine Säcularisation in grossem Stil, man möchte sagen, schon im Sinne des folgenden Jahrhunderts. In allem Ernste haben sie vorgeschlagen für die Bedürfnisse des Staats aus den Einkünften der Prälaten und Stifter so viel einzuziehn, als genüge, um damit etwa 15 Grafen, 1500 Ritter und 6000 Knechte ins Feld zu stellen; ausserdem aber soll die Kirche hohe Summen steuern, um hundert Hospitäler für die Armen zu errichten. Forderungen von socialistischer Richtung, die in der That auf eine Verbindung der reinen Lehre Wiclifs mit den Tendenzen vom Jahre 1381 schliessen lassen. Wie lollardisch gesinnt aber jenes Parlament gewesen sein muss, erhellt überdies aus einer Reihe von Beschwerden und Bittschriften. Die Gemeinen haben verlangt, dass die des Rückfalls zur Ketzerei Verdächtigen nicht vor den geistlichen, sondern den

weltlichen Richter gestellt, ja sogar, dass das fürchterliche Strafgesetz vom Jahre 1400 abgeändert werde. Darüber hat es einen heftigen Zusammenstoss mit König und Oberhaus gegeben, in welchem jene schliesslich durch Zurücknahme ihrer Petition unterlegen sind. Das scheint denn auch der Wendepunct der Angelegenheit auf parlamentarischem Boden gewesen zu sein, denn von nun an wird auch den übrigen besitzenden Klassen so gut wie dem Klerus und dem Adel die allem Eigenthum verderbliche Richtung klar, die sich mit der theologischen Reform verschmolz. Die Gemeinen erkannten ebenfalls, dass die Spoliation der Kirche nur der Anfang zur Beraubung auch der übrigen Stände sein werde. So kam es zwischen ihnen zu keinem Bruch, und schon Heinrich IV. hatte die Genugthuung neben der Wiederbelebung der orthodoxen Interessen, wie er verheissen, auch streng parlamentarisch zu regieren. Auf diesen festen Boden trat nun sein Sohn mit dem bewussten Vorsatz die vogelfrei erklärte Häresie an der Wurzel auszurotten.

Wie hatte er doch schon als Prinz mitten unter seinen tollen Streichen fast fanatischen Hass wider die Ketzer kund gegeben. Er vor allen scheint im Jahre 1406 eine Verbindung der Lords und Prälaten vermittelt zu haben, die sich die Aufgabe gestellt, auch die Gemeinen zu gewinnen und alsdann geschlossen zugleich den Anhängern des falschen Richard und den Lollarden den Untergang zu bereiten. Als im Jahre 1410 ein armseliger Mensch, John Badby, ein Schmied seines Handwerks, in Smithfield verbrannt werden soll und eben in die Theertonne gesteckt wird, tritt aus dem Haufen der Prinz von Wales hinzu. Wer kann sagen, woher er kommt, was ihn treibt. Aber er beginnt mit dem Unglücklichen, der nicht von Wiclifs Abendmahlslehre abzubringen gewesen, ein Zwiegespräch; vielleicht gelingt es ihm, ihn durch Bekehrung zur Wandlungstheorie von den Flammen zu retten und sich selber hohen Ruhm zu erwerben. Umsonst. Die

um die Tonne aufgeschütteten Reiser werden angezündet, die Qual beginnt, und Jammerlaute treffen das Ohr der Zuschauer. Da gebietet Heinrich inne zu halten, noch einmal erneuert er sein Bekehrungswerk. Doch der Glaube Badbys ist stärker als die Lust zum Leben unter solcher Bedingung, und die Flammen verschlingen ihn in seiner Tonne. Lob und Schmeichelei des Prinzen aber sind in aller Munde, die es mit den Pfaffen halten; in seinem edelmüthigen Jugendsinn wird früh der Eindruck getilgt, den das Heldenthum des Märtyrers hätte entzünden können.

Als nun bei seinem Regierungsantritt eine erhöhte, trotzige Bewegung unter den Lollarden wahrgenommen wurde, säumte er nicht einen Hauptschlag zu führen, auch wenn er damit in erster Reihe einen Mann traf, der ihm persönlich lieb gewesen. Der Ritter Sir John Oldcastle, als Gemahl einer Pairesse auch Lord Cobham betitelt, hatte noch vor Kurzem der Krone wichtige Kriegsdienste in Wales und in Frankreich geleistet und seit einigen Jahren im Oberhause gesessen. Aber Wiclifs Schriften hatten zugleich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, er verhehlte nicht, dass ihm seitdem erst die Augen über seine eigene Sündhaftigkeit aufgegangen. Nun förderte er die Lehre wo und wie er nur konnte; auf seinem Schlosse in Kent wurde frei die englische Bibel gelesen und in der verbotenen Weise gepredigt; mancher von Dorf zu Dorf gehetzte Reiseprediger fand dort eine sichere Zufluchtsstätte. Ja, Oldcastle soll seine dienstlichen und freundschaftlichen Beziehungen zum Prinzen von Wales dazu benutzt haben, ihm ein Verständniss für die Sache zu eröffnen, oder doch wenigstens an so hoher Stelle seinen Glaubensgenossen ein milderes Loos zu bereiten. Der that ihn aber schon bei der Krönung von sich, obwohl er noch einige Monate verstreichen liess, bis er mit sich eins war, wie der alte Freund zu belangen sei. Er versuchte dies zuerst in gütlicher Weise; zweimal, zu Kennington und im

Schlosse von Windsor, hat er Gespräche unter vier Augen mit dem Ritter gehabt, der sich würdig und unterthänig benahm, aber zugleich fest auf seiner Ueberzeugung beharrte. Dann erst liess der König den Erzbischof, der längst nach einem vornehmen Opfer der Inquisition gelechzt hatte, frei schalten. Ein merkwürdiger Process offenbarte noch einmal, welch wahrhaft evangelischer Zug die Träger dieser tief religiösen Bewegung beseelte, gegen welche alle restaurirte Macht des Klerus noch immer nicht durchzudringen vermochte. Oldcastle gab weder den Vorstellungen des Königs nach, noch wich er im Geringsten bei seiner Verantwortung vor dem Glaubensgerichte; so erwartete er denn im Tower den Ablauf der statutenmässigen Frist von fünfzig Tagen, nach welcher die letzte Gelegenheit zum Widerruf geboten zu werden pflegte oder der Scheiterhaufe angezündet ward. Da ist ihm, man weiss nicht wie, die Flucht über Mauer und Graben nach Wales gelungen.

Doch bald darauf, in den ersten Tagen des Jahrs 1414, führen die Behörden dennoch den längst vorbereiteten Streich. Die heftig erregten Lollarden der Hauptstadt waren durch das Schicksal ihres vornehmen Genossen, wer mag sagen vielleicht auch durch sein Zuthun, zu tückischen Anschlägen angestachelt worden. Stark besuchte nächtliche Zusammenkünfte fanden statt, wo man nicht allein den Reden der so hoch verehrten Prediger lauschte, sondern, wie die Regierung erfahren zu haben versichert, sogar den Sturz der Dynastie in Berathung zog. Heinrich selber hegte längst die Ueberzeugung, dass die kirchlichen Irrlehren und der Hass gegen sein Haus Hand in Hand giengen. Darum hat man sich denn auch nicht zu verwundern, dass er sich selber an die Spitze der bewaffneten Macht stellte, welche in der Nacht vom 7. Januar auf dem Felde von St. Giles einen starken Haufen von Lollarden aufhob, die dort zusammen geschlichen waren und vielleicht ähnliche Gedanken hegten, wie einst die

Bauern zur Zeit Richards II. Jedenfalls aber befand sich die Staatsgewalt in ganz anderen Händen, denn der klare Kopf Heinrichs V. hatte gerade seiner Regierung die Beseitigung alles inneren Zwiespaltes als erste Aufgabe gestellt, um sich alsdann desto kräftiger gegen das Ausland zu erheben. So hatte denn auch das scharfe Verfahren wider jene Rotten den gewünschten Erfolg. Neun und dreissig besonders Betheiligte, nach denen man vorzüglich gefahndet, waren ergriffen worden. Noch immer befanden sich einige Priester und Edelleute unter ihnen. Aber ein kurzes, summarisches Verhör vor der geistlichen Behörde reicht hin über sie alle mit einander das Schuldig zu sprechen, und am 24. Januar schon sind sie am Galgen oder im Feuer gestorben. Ein neues Statut, das hierauf ohne Widerspruch angenommen wurde, spitzt die Strafbestimmungen des früheren noch viel schärfer zu: wer der Ketzerei überführt wird, büsst hinfort ähnlich wie der Hochverräther auch alles irdische Gut ein, und der häretischen Literatur soll durch Confiscation bei den Abschreibern und Verkäufern, die noch immer im Geheimen ein nicht unerspriessliches Geschäft damit betrieben, ihre Quelle gründlich verstopft werden. Als einige Jahre später Sir John Oldcastle in seinem walisischen Versteck ergriffen, nach London geschleppt, auf Grund des alten Processes verurtheilt und in St. Giles verbrannt worden war — man versucht, umsonst ihn einer hochverrätherischen Verbindung beim letzten Einbruche der Schotten zu zeihen, und nicht minder vergeblich ihn von seinem Glauben abzubringen —, da hatte der harte Lancaster in der That die äussere Orthodoxie in seinem Lande wieder hergestellt und die unrömischen Neigungen in die unteren, verborgenen Schichten der Bevölkerung zurückgedrängt. Nun konnten sich seine Ideen unbehindert mit der Eroberung und der hohen Politik in Europa beschäftigen.

Wer erkennt aber nicht, dass beide Aufgaben von der

Bekämpfung der Ketzerei nicht allzu fern abgelegen. Die Feldzüge in Frankreich zogen eine Menge unruhiger Geister aus dem Lande; und es trifft doch ziemlich zusammen, dass erst von jetzt an Ritter und Bürger die Ansichten der höheren Stände über den unbedingten Schutz der Kirche ohne Widerrede gut heissen. Heinrichs europäische Beziehungen aber knüpfen sich an das Concil von Constanz, dessen Plan und Arbeiten von ihm mit ganz besonderem Eifer aufgenommen und befördert worden sind. Die Abstellung des bis zur Dreispaltung gediehenen Schisma war gewissermassen eine Lebensfrage für die Reiche des Abendlands geworden; auch verschwiegen sich die Fürsten so wenig wie die Völker die dringende Nothwendigkeit einer Regeneration der Kirche an Haupt und Gliedern; selbst im Klerus zeigte sich eine mächtige Tendenz, das Regiment des gewaltigen hierarchischen Gebäudes aus der monarchischen Form in eine aristokratische umzugestalten. Dabei sollte dann eine umfassende Prüfung und Verdammung aller in dem letzten Jahrhunderte wie Pilze aus der Erde geschossenen Irrlehren ausgesprochen werden. Es war eine Versammlung wesentlich zu kirchlichen Zwecken, aber fast eben so sehr ein politischer Congress für den gesammten Occident. Absichtlich hatte man eine angesehene Stadt des heiligen römischen Reichs gewählt, denn es galt dem jüngst noch in Pisa erkannten Bestreben der italienischen Prälaten entgegen zu treten, vermittelst des Papstes wenigstens geistlich noch immer die Welt zu beherrschen. Auch war es doch ein besonderes Verdienst der Rührigkeit König Sigismunds, dass trotz so vieler auseinander gehender Interessen und Wünsche ein solches Concil überhaupt zu Stande gekommen. Die Umstände wie die Ueberlieferung machten ihn zum Schutzherrn und Vogt dieses höchsten geistlichen Gerichts der Christenheit, das die Aufgabe hatte über Päpste und Ketzer abzuurtheilen und auch den weltlichen Frieden da, wo er gebrochen, durch seine Vermittelung wieder herzustellen.

An Sigismunds Person aber spinnt sich ausserdem der Faden dynastischer und geistiger Verbindung zwischen England und den Ostländern fort.

Es ist weltbekannt, wie im Gefolge von Annas Vermählung auch wissbegierige Böhmen zuerst nach Oxford zogen um dort zu studiren. Sie fanden auf der Insel die Gemüther in ähnlicher Weise erregt wie bei sich zu Hause, wo sich ebenfalls Zank mit den Mönchen entsponnen und längst ein Verlangen aussprach, die festen Schranken des Dogma zu sprengen. Aber einen Meister wie Wiclif besassen sie noch nicht. Ist es ein Wunder, wenn durch feuerige Leute wie der Ritter Hieronymus von Prag, Niklas Faulfisch und wie sie sonst heissen, von der Kraft und Reinheit der englischen Bewegung durchdrungen und, noch ehe Wiclif die Augen geschlossen, seine wichtigsten Schriften auf der Universität zu Prag bekannt wurden? Es kehrten wohl Böhmen zurück, welche theuere Reliquien, z. B. ein Stück von Wiclifs Grabstein zu Lutherworth heim brachten; auch finden sich seit den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts und weit in dasselbe hinein Spuren lollardischer Engländer, die in Prag ihr Wesen treiben. Zwei von ihnen, denen die akademischen Behörden daselbst die Disputation verboten, rächten sich durch Anfertigung zweier Wandgemälde in ihrer Wohnung: auf dem einen sah man Christus demüthig auf der Eselin in Jerusalem einziehen, auf dem anderen Papst und Cardinäle in stolzer Cavalcade hoch zu Ross.

Ein solcher Zusammenhang gab mächtigen Anstoss zu der von Hus erstrebten Reformation, die weniger gelehrt, aber noch populärer als Wiclif zu Werke gieng, bei der aber theoretisch wie praktisch das Beispiel des letzteren mitwirkte. Gerade in Böhmen zündete die freie Predigt gewaltig und hielt sich keck gegen alle Verbote. Das nationale Element kam hier ebenfalls zu Hilfe, doch geschah das im Widerstreit mit dem eingewanderten und fast herrschenden Deutschthum.

Im Jahre 1409 eroberten endlich die Czechen die Universität, und die Deutschen mussten nach Leipzig ausziehen. Bei den orthodoxen Prälaten freilich galt kein Unterschied der Race, doch wurde deren Haltung wieder aufgewogen durch die Stellung, welche längere Zeit König Wenzel und auch sein Bruder Sigismund zu den Neuerern einnahmen. Man liess die wiclifitischen Schriften allen päpstlichen und klerikalen Geboten zum Trotz niemals ernstlich verfolgen und nahm in entscheidenden Augenblicken Hus und seine Genossen geradezu in Schutz. So gedieh deren Werk in noch ganz anderer Weise zu einer popularen Bewegung, als das in England der Fall war, und floss mit den turbulenten Zuständen zusammen, die längst im Lande walteten. Die königliche Autorität war beinah völlig erloschen, als Sigismund, besonders auch wegen Rettung der Krone und Kirche von Böhmen, das grosse Concil betrieb. Doch muss man nicht vergessen, dass er dabei in seiner eben nicht sehr tief gehenden Einsicht über den Parteien stand, indem er das schroffe Gebahren der prager Prälaten und Doctoren keineswegs billigte und auf der anderen Seite den ihm vertrauenden Magister Hus freundlich bewogen hatte sich persönlich der Kirchenversammlung zu stellen. Er hoffte wohl, der begeisterte Mann werde sich vor derselben als rechtgläubig ausweisen, und ohne jeglichen Hintergedanken hat er ihm in einem Geleitsbriefe sein königliches Wort verpfändet.

Man weiss, wie das im November 1414 unter gewaltigem Andrange von hohen Kirchenmännern, gelehrten Doctoren, Mönchen, Fürsten, Edelleuten und Trabanten eröffnete Concil zunächst über die auseinander gehenden Absichten bei der Geschäftsordnung zu entscheiden hatte, indem Papst Johann XXIII. seine sehr fragliche Stellung durch Vorwegnahme der wiclifitischen und husitischen Frage stützen wollte, die Mehrzahl der Prälaten in Verbindung mit der weltlichen Autorität aber vor allen Dingen erst die Abstellung der

Kirchenspaltung und entschiedene Reform an der Spitze forderte. Umsonst sträubte sich Johann mit seinen beiden päpstlichen Rivalen nach einem Masse gemessen zu werden, aber der Beschluss nach Nationen und nicht nach Köpfen abzustimmen machte auch seine Absetzung schon so gut wie gewiss. Es ist von Bedeutung, dass unter den vier Volksgruppen auch die englische als eigene Nation anerkannt worden ist. Sie hat in den Hauptfragen zunächst fest mit der deutschen zusammen gehalten. Nun war aber gleich zu Anfang, hauptsächlich auf Betrieb des Papstes, Hus trotz des freien Geleits in den Kerker bei den Dominicanern geworfen worden. Seine Landsleute, die ihn begleitet, waren ausser sich; aber was konnten sie dagegen thun? Blieb doch selbst die gerechte Entrüstung König Sigismunds ohne Früchte, der erst zu Weihnachten in der prunkvollen Art, wie er sie liebte, seinen Einzug in Constanz gehalten und, durch die hohe Stellung, die ihm zu Theil wurde, geschmeichelt und geblendet, sich eher gebrauchen liess, als nach eigener, bester Ueberzeugung eingriff. Wie glücklich doch fühlte er sich, als er im Kaisermantel und mit der Krone auf dem Haupte die uralten geistlichen Attribute seiner Würde übte und beim Hochamte dem Papste als Diacon diente, indem er mit klangvoller Stimme das Evangelium intonirte: „Und es gieng ein Gebot vom Kaiser Augustus aus.“ Er trug dann freilich bald darauf männiglich dazu bei, dass Johann XXIII. zur Abdankung gezwungen wurde; als derselbe aber unter dem Schutze des Herzogs von Oesterreich entwich, liess er wieder den Vätern des Concils ihren Willen, dass Hus aus seiner bisherigen Haft in das viel schlimmere Gefängniss des Bischofs von Constanz wanderte. Während im Laufe der Zeit seine aufrichtigen Bemühungen, das kirchliche Schisma gehoben zu sehn, mit Erfolg gekrönt werden sollten, wurde er bald genug immer mehr in die empfindliche Nothwendigkeit versetzt denjenigen, dessen Leben er doch in seinen Schutz genommen,

Preis zu geben. Es heisst gewiss nicht zu viel vermuthet, dass alle diejenigen, welche in den übrigen Fragen mit dem römischen Könige Hand in Hand giengen, ihm nach Kräften zugesetzt haben eine so wichtige Concession an das Concil zu machen. In der vordersten Reihe waren zuversichtlich die Engländer, zahlreich vertreten in einer Schaar von Prälaten und Doctoren aus Oxford und Cambridge. Mit Vorsicht hatte Heinrich V. ja die Bischöfe von Bath, Salisbury und St. Davids zu Fürsprechern der anglicanischen Kirche auserkoren und ihnen als weltlichen Repräsentanten, ausdrücklich auch zu Verhandlungen mit dem römischen Könige bevollmächtigt, den im Felde und in Gesandtschaften bewährten Grafen Richard von Warwick beigegeben, damit sein Land an der europäischen Beschlussnahme wegen Ausrottung des kirchlichen Uebels einen angemessenen Antheil nehmen könne. Den Lollarden war eine jede Vertretung ihrer Lehre auf der grossen Versammlung unmöglich gemacht; wir hören von englischer Seite kein Wort zu Gunsten etwa der Schriften Wiclifs, über welche doch so viel verhandelt worden ist. Nein, die Engländer, die ihr Bestes zur Entfernung des nichtswürdigen Johann XXIII. beigetragen, forderten nun nebst den Uebrigen auch Aburtheilung des ergriffenen Ketzers, indem sie unter Reform der Kirche an Haupt und Gliedern vor allen die Herstellung der einen, allein rechtgläubigen Lehre verstanden. Auch Sigismund näherte sich rasch dieser Auffassung, zumal da die böhmischen Prälaten mit sophistischer Berechnung darzuthun suchten, ein Bruch des Geleitbriefs finde gar nicht statt, da derselbe erst nach der Gefangennehmung dem Hus zu Händen gekommen und dieser, weil er einer Ladung nach Rom nicht Folge geleistet, längst excommunicirt sei. Hierauf konnte der sehr umständlich, aber durchaus einseitig geführte Process keinen anderen Ausgang haben als die Verdammung des Angeklagten und mit ihm aller Lehrsätze, auf die er sich stützte, vor allen aber die des oxforder Magisters John Wiclif. Wir

schweigen von den Einzelheiten des Hergangs; es ist uns nur zu thun um die dem Märtyrer vom Könige widerfahrene Behandlung. Der trat nach Beendigung der dritten und letzten Sitzung unter eine Anzahl von Cardinälen und Bischöfen und erklärte, dass ein jeder der verhandelten Artikel zur Verurtheilung des Ketzers hinreiche; er rathe aber, auch wenn Hus widerrufen sollte, ihn nicht nach Böhmen heimkehren zu lassen, vielmehr in jenen Gegenden die Zweige sammt dem Stamme abzuhauen und sofort auch dem jüngst in die Falle gegangenen Hieronymus ein Ende zu bereiten. Einige befreundete Landsleute beider haben diesem Gespräch zufällig und unbemerkt zugehört; und dem Könige sind in der Folge seine Worte theuer zu stehen gekommen, indem ihm die Böhmen bei ihrer Erhebung nicht vergessen haben, dass er statt sich für seine Schutzbefohlenen zu verwenden die Gegner derselben noch zu seiner Vernichtung angestachelt habe. Hus, zwar bitter enttäuscht, revocirte dennoch nicht und wurde verurtheilt; als er nach Vorlesung des Spruchs sich noch einmal auf das Geleit berief, bemerkte man, wie Sigismunds Antlitz erröthete. Die Flammen, welche Hus und Hieronymus verschlangen, waren unvermeidlich, wenn die übrigen Aufgaben des Concils gelöst werden sollten; sie vernichteten aber auch ein gutes Stück des Verdienstes, welches sich der römische König um dasselbe erworben. Der Verlust von Böhmen während der Husitenkriege und die jammervolle Lage des deutschen Reichs liefern keineswegs den Beweis, dass das Regiment Sigismunds durch seine Haltung auf der grossen Kirchenversammlung gekräftigt worden ist.

Die Stimme des Gewissens ist fernerhin nicht mehr in Betracht gekommen; er stürzt sich vielmehr mit um so grösserem Eifer in die Vollstreckung noch anderer Beschlüsse, mit der ihn die hohen Väter der Versammlung beehren. Zunächst gilt es, nachdem zwei der hadernden Päpste ihrer

Herrschaft hatten entsagen müssen, auch den dritten, den alten halsstarrigen Benedict XIII., herbeizubringen, dem zuletzt die spanischen Königreiche noch anhiengen. Sigismund nun sollte den Beitritt von Aragon und Castilien zum Concil und die Abdankung ihrer Papsts erwirken. Es war gewissermassen ein letzter schwacher Schimmer kaiserlicher Autorität, der ihn umleuchtete, als ihn die Vertreter der abendländischen Kirche zu diesem grossartigen Unternehmen im constanzer Dome feierlich einsegneten und gelobten für das Gedeihen desselben während der Dauer der Reise an jedem Sonntage grosses Hochamt und Procession zu halten. Es begann damit aber auch eine Episode in dem abenteuerlichen Leben dieses Fürsten, die so recht das Gepräge der Seltsamkeit an sich trägt. Eine Fahrt dieser Art war in der That ganz nach Sigismunds Geschmack; er hoffte Länder, Höfe, Herren und Damen zu sehen, zu denen er bisher noch nicht gekommen, bei ihnen mit seiner Ritterlichkeit zu glänzen, auch wohl bei der jammervollen Lage seiner Herrschaften im Südosten für einen Kreuzzug gegen die Türken zu werben. Selbst ein Besuch in Paris und London schien nicht unmöglich. Um aber gewissermassen in Uebereinstimmung mit seiner hohen Würde auftreten zu können, bedurfte er bedeutender Vorschüsse, die für ihn, seitdem er sein Leben lang in Geldnoth gewesen, nicht gerade leicht aufzubringen waren. So war es denn in jenen Tagen, als er dem klugen und reichen Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, der längst sein Gläubiger war, gegen neue Summen Mark und Kur von Brandenburg überliess und den Schweizern von Reichs wegen allerlei Ortschaften verpfändete, die man jüngst dem Herzoge von Oesterreich entrissen hatte. Dann erst durfte er hoffen seinen reisigen Tross von 4000 Mann, unter denen sich auch eine Schaar fremder Magnaten und Prälaten befand, unterhalten zu können. Feierlich vom Concil eingesegnet, brach er am 18. Juli 1415 von Constanz auf und zog durch Savoyen



und die Provence nach Narbonne und Perpignan. Aber Wochen, Monate verstrichen mit fruchtlosen Verhandlungen, der starre Eigensinn des alten Benedict, der auch ohne alle Obedienz Papst bleiben wollte, war nicht zu brechen; Sigismunds Lage unter den fremden Catalanen fieng an sehr misslich zu werden; unter seinen eigenen Leuten gab es Meuterei, der junge Graf von Würtemberg zog ohne Urlaub zu nehmen mit 300 Reitern nach Hause davon. Erst im December traten Aragon, Castilien und Navarra zum Concil in Constanz über, und einige Monate später folgten Portugal und Schottland ihrem Beispiel.

Damit hatte nun Sigismund freilich doch Einiges erreicht. Aber anstatt zurück zu eilen und den Gang der Kirchenversammlung durch seine Gegenwart zu beschleunigen, begab er sich zur nicht geringen Ueberraschung der Väter zu Weihnachten gemächlich nach Avignon, ergötzte sich mit Lanzenbrechen und Tanzen und liess sich von Pfaffen und Bürgern bestens bewirthen und beschenken. Ihm gefiel es in der That in der Fremde weit besser als am Bodensee, wenn er dabei auch kaum eine würdigere Rolle spielte als jene Hilfe suchenden Paläologen, die von Constantinopel bisweilen zum Besuche der Höfe des Abendlands erschienen. Das wahre Motiv seines Fortbleibens jedoch war das Verhältniss zwischen Frankreich und England. Hatte er bisher dem Concil gedient, so wollte er jetzt kraft kaiserlicher Oberherrlichkeit die durch Krieg zerrissene Welt mit dem Frieden beschenken. Da kam seinem Wunsche denn die ungeheuere Niederlage recht zu Statten, welche Heinrich V. von England jüngst den Franzosen auf der Walstatt von Agincourt beigebracht hatte. Schon vor der Katastrophe hatte Sigismund in seinem und des Concils Namen seine guten Dienste angeboten; aber die ins englische Heerlager abgefertigten Gesandten waren von den übermüthigen Franzosen nicht durchgelassen worden. Wie, wenn es ihm jetzt gelingen sollte, doppelzüngig, wie er auch auf dem Concil

gegen Engländer und Franzosen handelte, in dem den ganzen Westen Europas erschütternden Kampfe das heilige Amt des Vermittlers auszuüben? Er zog eben den Rhonestrom hinauf nach Lyon, als ihm Botschafter der französischen Regierung auf halbem Wege entgegen kamen, nunmehr dringend seine Intervention anriefen, ihm auch freie Kost und fürstlichen Unterhalt während seiner Anwesenheit zusicherten, eine Aussicht, an der ihm bei seinen Umständen viel gelegen sein musste. Sigismund ist dann schon am 1. März 1416 mit 809 Pferden und feierlich empfangen und begrüsst, so weit das die damalige Lage der Monarchie zuliess, in Paris eingezogen und im Louvre abgestiegen. Er hat sich nicht gescheut am Hofe Karls VI. das alte Bündniss zwischen Valois und Luxemburg zu betheuern, während er doch in arger Verstellung am wenigsten Willens war, den wüthenden Groll der Factionen, von denen Frankreich zerrissen wurde und selbst die regierende Familie gespalten war, mit seinen Rathschlägen zu dämpfen. Graf Bernhard von Armagnac, der Connétable und Führer der Orleans, der in höchster Erbitterung über die letzte schwere Niederlage von keinem Frieden mit den Engländern wissen wollte, wandte der Hauptstadt den Rücken, um nur nicht mit dem kaiserlichen Gaste zusammen zu treffen. Der vergnügte sich indess vier Wochen lang recht angenehm, denn es hat allen Anschein, dass ihm das damals schon leichte und üppige Leben in Paris nicht wenig gefiel. So liess sich der gekrönte Bettler nicht nehmen, eines Tags 120 pariser Damen im Louvre prächtig zu bewirthen und sie mit Ringen zu beschenken.

Ein anderer Einfall aber kam den Franzosen weniger harmlos vor. Es scheint, dass die Huldigungen und Ehrenbezeigungen, die sie ihm darbrachten, inmitten der schrecklichen Anarchie ihres Reichs, doch noch immer einen Rest von Ehrfurcht vor der kaiserlichen Erscheinung zur Schau trugen. So wohnte er eines Tags einer Sitzung des pariser

Parlaments bei, wo man ihn im Throne Platz nehmen liess. In der Sache, die unter gespannter Theilnahme des hohen Gastes zur Verhandlung kam, wurde ein Kläger abgewiesen, weil er kein Ritter und dem Gegner nicht ebenbürtig war. Da erhob sich Sigismund, zog sein Schwert und ertheilte jenem sofort den Ritterschlag. Diese Ausstrahlung kaiserlicher Herrlichkeit auf fremdem Boden missfiel den Franzosen höchlich; und namentlich wussten die Orléans den Vorfall geschickt auszubeuten. Der römische König aber spielte nur noch den alten Freund des Hauses Valois. Als dessen Gast im Louvre traf er die Anstalten zur Weiterreise nach England, den warmen Einladungen des Siegers von Agincourt folgend, der mit politischem Scharfblick aus mehr als einem Grunde eine persönliche Begegnung mit jenem seltsam durch die Welt streifenden Fürsten herbei wünschte. Ihm musste schon daran liegen, wegen Unterdrückung der kirchenfeindlichen Ideen in der Welt noch bestimmtere Verabredung zu treffen als das zu Constanz geschehn konnte; vor allen aber den mit kaiserlicher und kirchlicher Vollmacht als Vermittler auftretenden Fürsten aus der französischen Umgebung zu entfernen, ihn endlich ganz zu gewinnen oder jedenfalls für seine Absichten auf Frankreich unschädlich zu machen. Fest und klar fasste Heinrich diese Ziele ins Auge; sehen wir, wie weit er sie mit Hilfe einer merkwürdigen Zusammenkunft erreicht hat, die auch wohl aus einigen anderen Gesichtspuncten einer eingehenderen Darstellung auf Grund der erhaltenen Details nicht unwerth ist.

In der zweiten Hälfte des April also gieng der reisige Zug über St. Denis, Beauvais, Amiens der Küste zu, doch zeigten sich die Bürger verschiedener Orte wie Abbeville, Montreuil, Boulogne dem Könige Sigismund nicht eben sehr gewogen. Man sieht nicht recht, ob auch hier politische Gründe oder die kaiserlichen Ansprüche den Anstoss gaben, oder ob vielleicht nur der Uebermuth der fremden Reiter

herausfordernd gewesen; kurz, es gab sich ein schlechtes Verhältniss zwischen dem Haupte der deutschen Nation und dem französischen Volke kund. Ersterer freute sich daher am 27sten in Calais englisches Gebiet zu betreten und wohl noch mehr darüber, dass das verabredete Gespräch, die mit schwerem Herzen auch von den Franzosen genehmigte Conferenz, nicht hier, wie er noch den Vätern des Concils hatte melden lassen, sondern in England selbst statt haben sollte.

Mit weiser Berechnung wollte Heinrich vor dem für äusseren Glanz so empfänglichen Besucher Pracht und Macht seines Königthums entfalten und ihm selber auch Ehren zukommen lassen, die ohne viel Inhalt und Bedeutung doch noch immer den Nachfolgern Karls des Grossen erwiesen wurden. Auch, heisst es, harrte das englische Volk bereits mit Spannung auf so hohen Besuch. Die wieder bis auf etwa 1000 Pferde angewachsene kaiserliche Schaar, in welcher sich einige deutsche und italienische Reichsfürsten und der orientalische Aufzug der ungarischen und polnischen Herren vorzüglich bemerklich machten, wurde daher von der in Calais versammelten Ritterschaft ehrerbietigst eingeholt. An deren Spitze ritten Graf Warwick, den Sigismund von Achen und Constanz her kannte, und zwei durch ihre ausgezeichneten Thaten im Felde nicht minder namhafte Herren, Lord Talbot und Sir Walter Hungerford. Die fünf Häfen von Kent und der Themse hatten behufs Ueberführung der Gäste ihre zahlreiche, dem Kriegsdienste bestimmte Flotte stellen müssen; an die 300 Segel sollen zur Aufnahme bereit gelegen haben. Am 30sten Mittags bestieg nun Sigismund sein Schiff und legte die Strecke bis Dover bei günstigem Winde in fünf Stunden zurück, während ein Theil seiner Mannschaft sich erst am nächsten Morgen einschiffte und zwei Tage und Nächte auf den wilden Fluthen des Canals umhergeworfen wurde.

Die Landung Sigismunds, des ersten römischen Königs,

der je die Insel betrat, geschah nun allerdings nach Vorschrift eines besonders ausgearbeiteten Ceremoniels, denn auch der Lancaster liebte es seine Macht in stattlichem Gepränge zu veranschaulichen. Hier war es, wo, ehe der Gast das Schiff verlassen, der Herzog von Gloucester, König Heinrichs jüngster Bruder, der mit dem Empfange betraut war, ihm mit blankem Schwerte entgegen geritten sein soll um zuvor ein feierliches Gelöbniss zu erhalten, dass Sigismund sich während seiner Anwesenheit im Königreiche keinerlei Handlung kaiserlicher Souveränetät erlauben wolle, wie das jüngst in Paris geschehn. Erst als die Zusage gegeben, trat er unter der Burg von Dover ans Land, wo alle Ritter der benachbarten Grafschaften, und unter ihnen mancher, der von Agincourt erzählen konnte, in geschlossenen Trupps zu Pferde hielten und dem Helden von Nicopolis ihren kriegerischen Gruss boten. Die Strasse führte hierauf über Canterbury, wo der Erzbischof an der Spitze des Klerus ihrer harrte und, wie so manche hohe Pilger in jenem Zeitalter, auch die Deutschen nicht unterliessen den Nationalheiligen anzubeten und den von Gold und Edelsteinen strotzenden Schrein zu bewundern, der seine Gebeine umschloss, dann weiter über Rochester, wo der Herzog von Bedford, und über Dartford, wo der Herzog von Clarence, beide des Königs Brüder, die Honneurs machten. Endlich als die Thürme Londons schon in Sicht waren, auf der Höhe von Blackheath, hielten der Lord Mayor und die städtischen Behörden zu Pferde und in dem überladenen Schmuck, wie sie ihn von jeher geliebt haben, und darunter zuversichtlich auch die Meister der deutsch-hansischen Gilde, bewegt von dem besonders freudigen Gefühle, das Haupt ihres Heimatlands geleiten zu dürfen. Herzlich genug mag die Begrüssung gewesen sein, doch war die Zeit knapp, denn als man sich den Thoren von Southwark näherte, erschien König Heinrich selber an der Spitze eines überaus glänzenden Gefolges von 5000 Mann zu Pferde um seinen Gast über die

Brücke und durch die Strassen der City unter ähnlichem Gepränge nach seiner Residenz zu führen, wie es ihm jüngst selber bereitet worden war, als er mit seinem tapferen Heere sieggekrönt aus Frankreich heim kehrte. Eberhard Windeck, ein aus Mainz gebürtiger Agent, der Sigismund wie sonst so auch auf dieser Fahrt begleitete und, besonders zu Geldgeschäften verwandt, ausführliche Aufzeichnungen hinterlassen hat, kann nicht Worte genug finden um alle Pracht und Herrlichkeit zu schildern. „*Do mein ich werlich*", sagt er, „*das nie ein mensch einen konig oder fursten noch ein menschen pilde kosperlicher enpfahen habe, denn der konig von Engellant den romischen konig Sigmunde. Denn do was auf den tag alles kosperlich und voll schoner herlichkeit, ane den konig von Engellant selber, die zwene bruder, die bischoffen, und die lantherren in dem lande, ritter und knechte, kostlichkait der pferde und der gezewge, die zal der edeln zarten schonen frauen, burger und burgerin auf das allerkostlichste berait, als man erdencken mochte, vnd waren alle aus zu felde gegen dem romischen konig vnd furten ihn gein Lundenn mit grosser herlichkeit.*" Die prächtigen Gemächer des Königsbaus zu Westminster waren zur Aufnahme Sigismunds in Stand gesetzt, während sein höflicher Wirth auf der anderen Seite des Flusses in Lambeth beim Erzbischofe von Canterbury genügsam Wohnung nahm. Er hoffte jenen durch seine zuvorkommende Höflichkeit so vollständig einzunehmen, dass er, selbst wenn es wirklich zu einem Schiedsspruch über den mit Frankreich schwebenden Streit kommen sollte, dabei jedenfalls nicht den kürzeren zöge. An Ehren und Vergnügungen hat es denn auch hier nicht gefehlt, obwohl darüber weder die politische Vereinbarung, an welcher dem Lancaster so viel gelegen war, noch die ernsten Angelegenheiten der Christenheit keineswegs vergessen worden sind.

Es ist doch eine auch für die deutsche Geschichte nicht

ganz uninteressante Thatsache, dass, als am Montage dem 4. Mai das Parlament, das eigens bis zur Ankunft Sigismunds ausgesetzt hatte, eine vereinigte Sitzung beider Häuser in der grossen Halle zu Westminster hielt, auch der römische König der Versammlung beiwohnte. Aber man bot ihm nicht den höchsten Ehrenplatz unter dem Baldachin wie kürzlich in Paris, sondern dort sass Heinrich selber in vollem, königlichem Schmuck um eine festliche Ansprache an seine getreuen Stände zu richten, in welcher dann freilich auch eine merkwürdige Bezugnahme auf den anwesenden Fürsten nicht fehlte, der sich die unverdrossenste Mühe gegeben die französische Regierung zu Frieden und Eintracht mit England zu bewegen. Man verhandelte nämlich in denselben Tagen mit dem Erzbischofe Reinald von Reims, der als Gesandter Karls VI. eingetroffen war. Aber dessen Vollmachten waren für einen Sieger wie Heinrich V. schon nicht mehr genügend; der wollte nur unter der einzigen Bedingung auf Titel und Krone von Frankreich verzichten, wenn der einst im Jahre 1360 von Eduard III. erkämpfte Friede von Brétigny zur Grundlage des Vertrags gemacht, ihm also das halbe Frankreich ausgeliefert würde. Der Botschafter erwiderte natürlich, dass er auf so schimpfliche Bedingungen nicht eingehn könne, und dass seine Regierung zur letzten verzweifelten Entscheidung lieber nochmals zu den Waffen greifen werde. Es war nicht anders möglich, die Friedensartikel mussten verworfen werden. Man hatte ja auch in England hinlänglich Kunde von der unversöhnlichen Erbitterung des Grafen von Armagnac und der von ihm vertretenen nationalen Partei. Fast zum Ueberfluss überbrachte noch ein laufender Bote Sigismunds bald darauf aus Paris die Nachricht, dass trotz aller Friedensversuche die Orléans Anstalten träfen das wichtige, von Heinrich eroberte Harfleur an der Seinemündung wieder zu gewinnen. Es heisst, dem römischen Könige seien dabei die Thränen in die Augen getreten. Heuchelte er, oder

drängte sich seinem leichten Herzen einmal die Abtrünnigkeit auf, die er sich längst gegen den viel älteren Verbündeten zu Schulden kommen liess? Heinrich aber erkannte, er müsste ihn auf alle Fälle zunächst bei sich behalten, während es voraussichtlich in Kurzem zu kriegerischen Auftritten kommen musste.

Daher denn eine Reihe von Festen und Spielen, wie sie der glänzende und ritterliche Hof von Westminster nur veranstalten konnte, vor allen aber ein feierliches Capitel des Hosenbandordens, das am Sonntage dem 24. Mai in der St. Georgskapelle zu Windsor begangen wurde. Heinrich hatte beschlossen, den vornehmen kaiserlichen Gast, der unendliche Stücke auf dergleichen hielt und selber einen Drachenorden gestiftet hatte, in die Genossenschaft der erlauchten Stiftung Eduards III. aufzunehmen. Zugleich mit Sigismund waren um die jüngst entstandenen Lücken auszufüllen Sir William Harrington, Lord de la Zouche und die Grafen von Huntingdon und von Oxford zu Rittern gewählt worden. Aber die Gelegenheit wurde als so ausserordentlich betrachtet, dass man für sämmtliche Mitglieder und Beamte des Ordens auf königliche Rechnung neue und besonders kostbare Gewänder anfertigen, ja, die gesammte Dienerschaft bis auf die Musiker und den Hofnarren herunter neu kleiden liess. Dass Kette und Hosenband, womit Heinrich seinen Gastfreund persönlich schmückte, reich mit Juwelen verziert waren, versteht sich von selbst; und dieser scheint den statutarischen Bestimmungen, den Orden fleissig zu tragen, mit besonderem Vergnügen nachgekommen zu sein. Wie freuen sich nachmals die englischen Bevollmächtigten aus Constanz ihrem Herrn berichten zu können, dass Sigismund dem ersten Hochamte nach seiner Rückkehr im vollen Schmuck der nationalen Insignien beigewohnt habe; und wie übel wird es in Frankreich vermerkt, dass der, welcher vermitteln wollte, sich auf solche Weise an den Landesfeind habe ketten

lassen. Als ein Geschenk Sigismunds bewahrte die Kapelle zu Windsor bis in Heinrichs VIII. Tagen das Herz des heiligen Georg.

Aber fast noch schmeichelhafter und bedeutungsvoller war eine andere Aufmerksamkeit des Königs von England, wenn in der Folge nämlich dem Episcopat der Befehl ertheilt wurde bei den üblichen kirchlichen Umgängen und Gebeten eben so sehr des römischen Königs zu gedenken als des eigenen, da jener sich lange Zeit in der Fremde rastlos Mühe gegeben der heiligen Kirche ihre Einheit und Fürsten und Völkern den Frieden wieder zu verschaffen. Man meint dabei einen Blick in die berechnende Seele Heinrichs zu werfen, der den reinen Zug in Sigismunds Eifer so klug auszubeuten wusste und auch späterhin bei einzelnen Anlässen gewisse geheime Documente über sein Verhältniss zu Frankreich und Burgund nur seinem vertrauten Ordensbruder und Freunde mitgetheilt haben wollte. Durch den Hosenbandorden und die gemeinsamen kirchlichen Ziele ist in der That eine Vereinigung zwischen den beiden Dynastien zu Stande gekommen, welche erst, als sich die reale Lage der Dinge mächtiger erwies, wieder gelöst worden ist. Einstweilen galt es, was ja auch die Politik Eduards I. und III. gewesen, deutsche Streitkräfte zur Vernichtung Frankreichs zu gewinnen.

Dadurch wurde natürlich der ostensible Zweck, den Sigismund bei seiner englischen Reise zur Schau trug, das Friedenswerk auf das Empfindlichste gekreuzt. Man hatte zu den Conferenzen auch den Herzog Wilhelm von Holland geladen, bekanntlich einen Enkel des Wittelsbacher Kaisers Ludwig, der mit dem deutschen Reiche wie mit England, mit Frankreich und mit Burgund auf gleich gutem Fusse stand. Der traf denn auch endlich am 28. Mai in London ein; doch wird erzählt, dass Heinrich der englischen Etiquette gemäss Sigismund abgerathen habe, ihm nach deutscher Ge-

wohnheit entgegen zu reiten, und dadurch Anlass zur Verstimmung gegeben habe. Der Holländer aber machte zuerst seine Aufwartung in Westminster und alsdann erst in Lambeth. Aus den Verhandlungen der drei Fürsten gieng dann am 13ten der Vorschlag zu einem Waffenstillstande hervor, während dessen die Stadt Harfleur, auf die es besonders ankam, einstweilen in die Hut des römischen Königs und Wilhelms von Holland übergehn sollte. Die Armagnacs indessen scheinen sich um einen solchen Vergleich wenig gekümmert zu haben, sie versuchen vielmehr bald hernach den Ort, auf den bis dahin allein die englische Eroberung sich stützte, mit Gewalt zu nehmen und die gegenüberliegenden Küsten Englands anzufallen, doch bringt ihnen eine englische Flotte unter dem Herzoge von Bedford am 15. August eine tüchtige Schlappe bei und entsetzt Harfleur. Während also die londoner Conferenz von Anfang an keine Aussicht auf Gedeihen hatte, kam es zu ferneren Misshelligkeiten zwischen Sigismund und Wilhelm. Letzterer wurde zwar, was man von englischer Seite keinen Grund zu verhindern sah, in Westminster mit seiner zum deutschen Reiche gehörenden Herrschaft belehnt; als er aber den Wunsch aussprach, auch seinem einzigen Kinde, der kleinen mit dem Erstgeborenen Karls VI. von Frankreich verlobten Jacqueline, die Nachfolge zuzusichern, da verweigerte dieses Sigismund dem Reichsrecht gemäss. Zornig gieng jener von dannen und bestieg unter dem Vorwande eines Ausritts seine Schiffe ohne sich auch nur am englischen Hofe verabschiedet zu haben. Wie misslich nun für Sigismund, der mit dem holländischen Geschwader bequem nach Hause zurückzukehren verabredet hatte; wie erschien er nun vollends in die Gewalt des Königs von England gegeben. Heinrich hat ihn denn auch durch alle möglichen Gunstbezeigungen hingehalten, während in dem Parlament und der londoner Bevölkerung schon gewisse Stimmen laut werden über den fremden Fürsten, dessen Vermittelungsvorschläge nur

blauer Dunst gewesen seien. Wir sehen daher, wie Sigismund, wahrscheinlich doch aus solchen Rücksichten, schon im Juli die Residenz verlässt und seinen Wohnsitz auf Schloss Ledes in Kent und in Canterbury nimmt; die Rüstungen, welche inzwischen sein königlicher Wirth persönlich in Southampton betreibt, sprechen dem angeblichen Zwecke des Besuchs geradezu Hohn. Sein Aufenthalt gieng nun schon in den vierten Monat. Am Sitze des Concils raunte man sich zu, der König sei in England gefangen genommen oder wohl gar schon gestorben; und fast noch schlimmer hiess es in Paris, wo der römische König vergeblich weiter verhandeln liess, da man hier eben so wenig ehrlich zum Frieden geneigt war, die Armuth und die Schulden Sigismunds trieben ihn in eine englische Alliance hinein.

Wie viel daran war und wie sicher auch Heinrich V. auf sein Ziel lossteuerte, sollte am 15. August zu Tage kommen, als die beiden Fürsten zu Canterbury um dieselbe Stunde, in welcher Bedford die Franzosen schlug, ein Schutz- und Trutzbündniss unterzeichneten. Sie geloben in ihrem und ihrer Nachkommen Namen sich auf ewige Zeiten Frieden und Freundschaft; Sigismund bezichtigt die französische Regierung, dass sie das Schisma fortsetze, und will dem Könige von England und Frankreich zu seinem Recht verhelfen, dieser dagegen jenem beistehn die von den Franzosen längst occupirten Gebiete des deutschen Reichs zurück zu gewinnen. Dem Parlament und den Kurfürsten wurde eine Bestätigung des Tractats vorbehalten; das erstere hat sie in der That schon im October vollzogen, während bei der Lage des Reichs trotz Sigismunds Bemühungen nicht ernstlich die Rede davon sein konnte.

Nun erst lässt Heinrich die längst gewünschten Schiffe in Stand setzen, beschenkt seinen Freund reichlich mit goldenen und silbernen Gefässen, mit kostbaren Perlen, Diamanten und Saphiren; auch fünftausend Goldnobel waren

dabei und St. Georgsgewänder und Insignien bis zum Werthe von 11,000 Kronen. Mit solchen Schätzen ist Sigismund am 24. August unter stattlichem Geleit — eine mit dreitausend Seeleuten bemannte Flotte bewacht den Canal — wieder nach Calais übergefahren, allein um wenige Tage später am 4. September dort noch einmal mit König Heinrich zusammen zu treffen, denn den Gedanken, durch erneute Verhandlungen in Calais die französischen Bevollmächtigten zum Nachgeben zu zwingen hatten beide noch nicht fahren lassen. Wir vernehmen denn auch, wie die französische Regierung, freilich über die verdächtige Annäherung Sigismunds und Heinrichs betroffen, abermals den Erzbischof von Rheims abgefertigt hat, der indess mit sehr gesteigerten Forderungen auftritt und verletzend genug die zwischen Deutschland und Frankreich streitigen Gebiete zur Befriedigung von Englands Ländergier hinhält. Daran knüpft sich im October eine Zusammenkunft mit dem Herzoge Johann von Burgund, der bei der Gelegenheit für das Reichslehn Alost Huldigung leistet. Aber die Interessen laufen auf allen Seiten auseinander, und das einzige Ergebniss ist ein kurzer Waffenstillstand während der Wintermonate. Am Freitag dem 16. October begibt sich dann König Heinrich nach England zurück, nachdem er am Schiffe von Sigismund den zärtlichsten Abschied genommen. Es heisst, sie hätten sich einander nicht aus den Armen reissen können, nachdem sie so lange und so innig mitsammen verkehrt, dass der eine dem anderen sein ganzes Herz offenbart hätte und über solche Freundschaft eine allgemeine frohe Verwunderung entstanden wäre.

Endlich dachte nun aber auch Sigismund an die Weiterreise; aber wie jämmerlich und übel war er daran, wie wurde es ihm schwer gemacht seine Staaten wieder zu erreichen. Den Eberhard Windeck hatte er nach Brügge abgefertigt mit dem Auftrage, dort die meisten seiner schönen

Geschenke zu versetzen und dafür von lübecker Kaufleuten Geld aufzunehmen. Er stutzte, als es eben jetzt dem Herzoge von Holland gelang Burgund, durch dessen Gebiete er zu reisen beabsichtigte, mit der Partei der Königin Isabeau von Frankreich auszusöhnen. Ein Glück für ihn, dass er die Stadt Dortrecht willig fand ihm einige Fahrzeuge zu stellen, die ihn, um gegen andere Mächte sicher zu sein, unter dem Geleite von vier englischen Kriegsschiffen von Calais aus in den Rhein gebracht haben. Fast wie ein Verbrecher musste der Träger der deutschen Krone wieder ins Reichsland einschleichen; erst beim Herzoge von Jülich und in der Stadt Achen wurde ihm wohl zu Muthe. Dann wurden noch Köln und Lüttich besucht, da eben das von Wilhelm von Holland unternommene Friedenswerk in Erfüllung zu gehn schien. Jahr und Tag waren vergangen, als Sigismund am 27. Januar 1417 wieder in Constanz eintraf, nachdem sein Friedenswerk völlig gescheitert und Heinrich V. sich eben erhob um Frankreich zu erobern.

Allerdings gelang es nun dem Concil trotz drohender Zerwürfnisse der Kirche in der Person Martins V. die Einheit wieder zu geben. Auch die Häresiarchen Wiclif und Hus und ihre akatholischen Lehren waren verdammt worden, und eines Tags im Jahre 1428 hat man dem Spruche gemäss selbst das stille Grab zu Lutterworth aufgewühlt, die vermoderten Gebeine verbrannt und die Asche ins Wasser geworfen, damit sie durch Avon und Severn dem Ocean zugeführt werde und dort den letzten Atomen des böhmischen Genossen begegne. Aber was halfen alle diese Triumphe? Die Enthüllung des deutsch-englischen Bündnisses trieb die Franzosen der curialen Partei in die Arme und vereitelte die sehr gerechtfertigte Absicht zuerst die Reform an Haupt und Gliedern ins Werk zu setzen und alsdann sich über das Oberhaupt der Kirche zu verständigen. Der geistliche Gegen-

satz, den die Reformation hatte hervorbringen helfen, sollte niemals wieder durch infallible Erkenntnisse von Papst und Concil entfernt werden können, und die Kämpfe der Völker, die sich daneben und daraus entwickelt, erfüllten die Welt mit ärgerem Blutvergiessen als vor dem Auftrage, mit welchem die frommen Väter von Constanz ihren kaiserlichen Vogt hinausgesandt.

Es scheint aber auch fernerhin der Gang der Ereignisse in Ost und West eigenthümlich parallel geblieben zu sein. Im Mai 1420 dictirt Heinrich nach grossen Erfolgen den Frieden von Troyes, der ihn selbst an die Stelle des Dauphin setzt, und unter dessen Garanten der römische König obenan steht. Dieser aber hat sich von unmittelbarer Theilnahme am Kriege in Frankreich, nachdem die rheinischen Fürsten sich von ihm losgesagt und in Böhmen bald nach Wenzels Tode der Aufruhr ausgebrochen, mit der triftigen Entschuldigung entbunden, er habe gegen die rebellischen Böhmen zu ziehen, die sich derselben häretischen Lehre wie die Wiclifiten ergeben; und ebenfalls im Frühling 1420 tritt er den ersten Kreuzzug gegen diese Ketzer an. Man weiss, wie derselbe abgelaufen, und welche furchtbaren Kämpfe noch daraus erwachsen sollten. König Heinrich ist ihnen mit grosser Spannung gefolgt, und noch finden sich in englischen Archiven die Berichte, die ihm über den Sturm auf Prag und ähnliche Hergänge zugekommen sind. Auch handelt es sich im Jahre 1422 noch einmal um eine persönliche Zusammenkunft mit Sigismund, da ist der kühne Lancaster auf dem Gipfel seines Ruhms im vollen Mannesalter einer rasch tödtenden Krankheit erlegen. In einem testamentarischen Entwurfe hat er den römischen König, durch den er bis zuletzt deutsche Streitmittel gegen die Vertheidiger der nationalen Selbständigkeit Frankreichs zu gewinnen trachtete, für den treusten Vorkämpfer der Kirche und des Glaubens er-

klärt und ihm zum Andenken ein kostbares Schwert bestimmt.

Als darauf in der Folge die unnatürliche Herrschaft der Engländer in Frankreich immer misslicher zu werden droht und der Luxemburger noch immer erbittert mit den Husiten um die verlorene Krone ringt, da scheint man auf ersterer Seite besonders eifrig das Bündniss vom Jahre 1416 aufrecht zu erhalten. So hatte einmal Heinrichs Oheim, der reiche und weltkluge Cardinal Beaufort, im Jahre 1427 seinen Entschluss erklärt mit einem englischen Kreuzheere den so furchtbar gewordenen Husitenkriegen beizuwohnen. Die ganze orthodoxe Welt jubelte, der Papst hatte ihn bereits zu seinem Legaten in Deutschland, Böhmen und Ungarn ernannt, und Lancaster und Luxemburg hätten sich nun endlich im Felde die Hand gereicht. Da wurden die langsam geworbenen und schliesslich eingeschifften Truppen dazu verwandt den ersten grossartigen Erfolgen der Jungfrau von Orléans dürftig Halt zu gebieten. Sigismund hat hierauf in seinen späteren, wenig erquicklichen Lebensjahren am St. Georgstage vermuthlich das Hosenband angelegt, während bei der Krönung Heinrichs VI. zu Westminster im Jahre 1430 ein prächtiger Tafelaufsatz den Kaiser und seinen verewigten Freund Heinrich V. darstellte mit dem kleinen gekrönten Knaben vor ihnen auf den Knien, eine Ballade gegen die Lollarden in der Hand haltend. Als auch Sigismund am 9. December 1437 gestorben, sind auf königlichen Befehl in allen Kathedralkirchen Englands für ihn Seelenmessen gelesen worden. Dem feierlichen Todtenamte im St. Pauls hat Heinrich VI. in Person, umgeben von seinen Grosswürdenträgern, beigewohnt und das Hosenband, das jener getragen, seinem Schwiegersohne und Nachfolger im Reiche, dem Erzherzoge Albrecht von Oesterreich, verliehen. Um die Zeit, als Luxemburg nicht mehr das kaiserliche Diadem behauptete, zeigten sich auch die ersten

Spuren des Niedergangs von Lancaster. So begegnen sich ähnliche Richtungen in fürstlichen Characteren, die sonst wenig mit einander gemein haben, und drücken den Stempel einmaliger Einigung auch ihren Dynastien und deren Schicksalen auf.

X. Die Jungfrau von Orléans.*)

Aus der Geschichte heben sich bestimmte Abschnitte des Uebergangs hervor, wo die alte Ordnung der Dinge abstirbt und eine neue kaum begonnen hat. In dem Kampfe der alten mit den neuen Elementen geben sich in den Zuständen so gut wie an den Persönlichkeiten eigenthümliche Erscheinungen zu erkennen, denen der Zauber des Seltsamen anhaftet, die, schon weil sie vereinzelt da stehn, wunderbare Wirkung thun. Eine solche Epoche ist für die europäische Staatenfamilie das fünfzehnte Jahrhundert gewesen, wo das Mittelalter noch nicht abgelaufen, die moderne Welt noch nicht angebrochen war. Zwar waren in Kirche und Staat manche der eigenthümlichen Stützen, welche das Gebäude Jahrhunderte hindurch zusammen gehalten, längst morsch geworden und drohten bei dem ersten kraftvollen Andrange neuer Ideen zusammen zu brechen, zwar spürte man merklich das Wehen eines anderen

*) J. Quicherat, Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc etc., 5 Vol. 1841—1849, Paris, Société de l'histoire de France. Theodor Sickel, Jeanne d'Arc, Historische Zeitschrift IV, 273 ff.

Geistes auf weltlichem wie auf geistlichem Gebiete, aber die Keime desselben, im Schutt und Moder der Vergangenheit gepflanzt, waren noch nicht hoch genug emporgeschossen um selbständig da stehn, um das Mittelalter ersetzen zu können.

An der deutschen Krone haftete das Kaiserthum, und der römische König, so gering auch seine Macht war, gewährte doch noch keineswegs die von den Reichsfürsten angestrebte Landeshoheit. Auch in England schaltete der König noch vielfach souverän, obwohl bereits ihm zur Seite unter denselben Formen, wie sie noch heute bestehen, das Parlament in zwei Häusern tagte. Dem Papste, als dem Oberhaupte der einheitlichen, abendländischen Christenheit, zollten zwar alle Reiche noch die alte Obedienz, aber lange schon weigerten sich die Regierungen wie ehedem die reichen Geldquellen ihrer Länder nach Rom fliessen zu lassen. An diesen Widerstand lehnte eine geistige Opposition, die sich von der Buchstabenautorität abwandte und nicht übel Lust bezeigte das ekklesiastische Dogma selbst anzutasten. Ueberall waren die Gemüther von religiösen Ahnungen erfüllt. Während in Deutschland fromme Männer in tief innerlicher Mystik den Seelenfrieden zu finden suchten, brannte es lichterloh an zwei Ecken des Abendlandes. In England hatte ein kühner nüchterner Priester aus scholastischer Consequenz und doch mit beinah puritanischem Eifer gewagt dem Jahrhunderte vorauszugreifen, der Kirche allen weltlichen Besitz abzusprechen und als Nachweis einer geläuterten Lehre das reine Wort Gottes aufzuschlagen. Scheiterhaufen über Scheiterhaufen suchten der Häresie der Lollarden dort lange Zeit umsonst zu begegnen. Der Funke war über Meer und Land geflogen und hatte in dem fernen Böhmen gezündet. Da prasselte in den Husitenkämpfen ein Feuer auf, in welchem Glaubensmuth und Racenhass, ernst sittliche Ueberzeugung und die wildeste Schwärmerei die rings um sich greifende

Gluth schüren halfen. Gegen den Schaden Europas, den Verfall aller Zucht und Sitte im Kleinen wie im Grossen, war ein solches Mittel doch zu scharf, zu früh angewandt. Noch sollte sich kein Theil des Sieges freuen.

In Frankreich stand Manches wie in den Nachbarländern. Nur war die Fürstenmacht hier stetiger angewachsen, hatte die natürlichen Grenzen des Landes zu umfassen gesucht und der Kirche Rom gegenüber ein wesentlich nationales Gepräge zu wahren gewusst. Es schien bisweilen, als ob hier eine junge Staatsweisheit rascher als anderswo einem neuen Zeitalter entgegen arbeite. Aber dem Lande und seinen Regenten war eine Prüfung vorbehalten, durch welche sie für viele Jahre von der Bahn des Aufschwungs abgelenkt worden sind. König Karl VI. nämlich verlor bald nach seinem Regierungsantritt den Verstand, und wenn auch bisweilen lichte Augenblicke eintraten, so wurde doch eine solche Herrschaft von mehr denn vierzig Jahren der Tummelplatz für die Absichten und Gelüste einer ränkevollen ausländischen Gemahlin und einer Anzahl von Prinzen von Geblüt. Es war Herkommen die letzteren mit den grossen Provinzen und Pairien des Reichs auszustatten; aber es war auch Tendenz verständiger Herrscher diese Ausstattung nur als Kronlehn zu betrachten und nicht zur Landeshoheit werden zu lassen. Jetzt aber, da ein wahnsinniger Fürst die Krone trug, trachteten die Magnaten nicht allein darnach selbständige Herren zu werden, sondern zwei der vornehmsten stritten voll Erbitterung um die Regentschaft des Reichs, der Herzog von Orléans, des Königs Oheim, und der Herzog von Burgund, sein Vetter. Gleichzeitig waren, wozu der gallofränkische Stamm ja überhaupt leicht zugänglich, Genusssucht, Ueppigkeit und sittenlose Ausschweifung in allen Ständen, bei Hoch und Niedrig, bei Prälaten, beim Edelmanne wie beim Bürger eingerissen, so dass alle Grundlagen der Familie unterwühlt waren, und die Bande des Bluts wie des Staats zu zerreissen drohten. In

solcher Versunkenheit verklangen die wenigen gottesfürchtigen Stimmen, die noch zur Umkehr zu mahnen wagten. Da gab die Ermordung des lüsternen Herzogs von Orléans, die in den Strassen von Paris in einer dunklen Novembernacht des Jahres 1407 von vermummten Gesellen vollbracht wurde, das Zeichen zu einer Periode massloser Leiden und der tiefsten Erniedrigung. Die That war auf Geheiss Burgunds geschehn. Sie trug den Bürgerkrieg in seiner greuelvollsten Gestalt im Schoosse. Paris hat im Jahre 1793 kaum fürchterlichere Metzeleien erlebt, als sie die Factionen der Armagnacs und Burgunder damals schon gegen einander übten. Der Herzog von Burgund hatte dabei die Hefe des Pöbels und was es nur an demokratischen Elementen gab auf seiner Seite; der Adel, hauptsächlich in den südlichen Strichen des Landes, hielt zum Hause Orléans.

Da beschloss nun ein neuer kraftvoller Herrscher, der so eben in England den Thron bestiegen, dem Beispiele seiner Ahnen zu folgen und dem Nachbarreiche, das in tiefster Zerrüttung zusammensank, den Krieg zu erklären. Das ehedem von Eduard III. erhobene vermeintliche Anrecht auf die Krone der Valois lieh nochmals den Vorwand. Ein weiterer Zweck aber war die unruhigen Geister der Heimat, die theils von häretischen Ideen ergriffen wären, theils dem Hause Lancaster wegen des kühnen Staatsstreichs grollten, durch den es auf den Thron gekommen, auf einer grossen kriegerischen Expedition ins Ausland abzulenken. Wer hat nicht im Shakspere vom Prinzen Hal, von Heinrich V. gelesen, von seiner kühnen Landung vor Harfleur, von dem unvergleichlichen Tage bei Agincourt, wo er, einer gegen fünf, mit 10,000 Mann zum grossen Theile abgerissener, barfüssiger Bogenschützen die Blüthe des Adels von Frankreich, ein Heer stärker als 50,000 schlug. Bald lag dem Eroberer ein grosses Stück des alten Francien wehrlos zu Füssen, zumal nachdem Burgund, der sich Anfangs neutral gehalten, in Folge einer blutigen That

zum Bundesgenossen geworden. Auf der Brücke von Monterau nämlich bei einem Gespräche, das die beiden Parteien im September 1419 behufs einer Versöhnung unter den heiligsten Eidschwüren abhielten, erdolchten die Armagnacs im Beisein des Dauphins den Herzog Johann zur Sühne für den Mord, den er zwölf Jahre zuvor an Orléans vollstrecken liess. Nun reichte Philipp, der Sohn und Nachfolger des Ermordeten, dem Eroberer die Hand; Isabeau, die Königin von Frankreich, trat dem unnatürlichen Bunde bei, und der am 21. Mai 1420 zu Troyes geschlossene Vertrag stellte fest, dass Heinrich V. mit der Hand Katharinas — jener Käthe, die bei Shakspere englisch radebricht — den blödsinnigen Karl nach seinem Tode als König von Frankreich beerben, dass der Dauphin aber mit Zustimmung der eignen Eltern von Land und Leuten ausgeschlossen sein sollte. Es ist bekannt, wie der kühne Eroberer schon zwei Jahre hernach im Sommer 1422, und wenige Monate später der alte König Karl gestorben ist, und wie England und Frankreich nun factisch ein Haupt besassen. Ein Kind in der Wiege, noch nicht einjährig, trug die Kronen dieser beiden Länder, die, scharf durch das Wasser geschieden so selten in der Geschichte Hand in Hand gegangen sind. Das war wahrhaftig ein Wunder. Wie Viele sträubten sich vor dem Gedanken, dass es von Bestand sein könne.

Anfangs liess es sich in der That so an. Frankreich, auf das Aeusserste erschöpft, bog fast widerstandslos den Nacken unter das fremde Joch. Die Stände in den nördlichen Gegenden hofften vielleicht gar ihre Privilegien, die von der einheimischen Dynastie so oft mit Füssen getreten worden, von dem parlamentarischen England besser geachtet zu sehen. Die ganze Kraft des Adels schien auf dem Felde von Agincourt vernichtet worden zu sein. Der junge, glänzende Herzog von Orléans, den man dort lebend unter den Leichenhaufen hervorgezogen, schmachtete auf einsamer Burg fern im Norden Englands dahin und richtete seine schmerzvollen,

sehnsüchtigen Lieder an das Vaterland und an die trauernde Gemahlin; er hatte Musse genug, was ihm selten einer seiner Landsleute nachgemacht, so vollendet englisch zu lernen, dass er seine eigenen Verse dichterisch übersetzen konnte. Der Dauphin Karl, wegen jenes Mords, dessen willenloser Zeuge er gewesen, von der Mutter verflucht, von vielen Franzosen verabscheut, irrte inzwischen unstät und mittellos im Süden des Loireflusses umher, nur von wenigen unbeugsamen, aber blutbefleckten Getreuen umgeben. Auch der Tod des Eroberers schien ihm keine Aussicht zu gewähren, denn mit kräftiger Hand ergriff Heinrichs Bruder, der Herzog von Bedford, als Statthalter die Zügel der Regierung, ein Mann, dessen Gaben im Felde denen des Verstorbenen gleich kamen, der ihn in den Eigenschaften des Staatsmannes vielleicht noch übertraf. Mit einer Umsicht, die Bewunderung erregt, wusste er eine Weile das unterworfene Reich zu beherrschen; die höchsten Tribunale des Landes, das pariser Parlament und die dortige Universität, fügten sich von Tage zu Tage williger seinen Vorschriften. Wären die Finanzen nicht in Folge der langen Kriegsläufte in beiden Reichen arg zerrüttet gewesen, hätten nicht so manche andere Uebel einer minorennen Regierung im Wege gestanden, und wäre auch Bedford nicht schliesslich von einem frühen Tode ereilt worden, so hätte er mit seinem Talent wohl gar eine begeisterte Erhebung der Franzosen niederzuhalten, ein anglofränkisches Doppelreich zu behaupten vermocht. Einstweilen war er Herr in allen Strichen nördlich von der Loire und in den Küstenländern bis an die Pyrenäen. Nur Touraine und Languedoc, die Mitte und der Südosten, war nicht unterworfen; dort sass kein englischer Seneschall auf den Burgen, und beherrschten die Yeomen von Lincoln und Derby mit ihren Pfeilen nicht die Landstrassen. Zwar fehlte es auch im Norden nicht an Kämpfen, denn bisweilen fielen die Armagnacs in Normandie oder Champagne ein; aber eine Handvoll Engländer schlug sie

stets im offenen Felde, und zuletzt raufte man sich nur noch hie und da um den Besitz einiger fest und hoch gebauten Schlösser.

Da wurde nun im Jahre 1428 auf einem Feldherrnrathe zu Paris beschlossen den Krieg über die Loire zu tragen und durch Eroberung der Stadt Orléans, des Schlüssels zu den noch nicht bezwungenen Gebieten, den ersten entscheidenden Schlag zu führen. Umsonst warnte der Herzog von Bedford im Bewusstsein der unzureichenden Mittel und der im Süden fehlenden Sympathien; böser Einfluss bei der Regierung in London hat seine Stimme übertönt. Ein tapferes Heer unter dem Grafen von Salisbury unternahm also den Angriff. Nachdem es die Vorstadt auf der Südseite des Flusses eingenommen, wurde Orléans selbst mit Schanzen umgürtet, denn auf das Verzweifelteste wehrten sich Bürger und Besatzung, manch kühner Parteigänger hatte sich zu ihnen geschlagen, immer wieder schlüpften sie mit Zufuhr und mit Beute zwischen der Artillerie des Feindes hindurch. So verflossen sechs lange Wintermonde, in denen sich das Wohl oder Wehe von Frankreich, seine ganze Zukunft an diesen einen Ort kettete. Noth und Verzweiflung der Belagerten stiegen ins Ungeheuere: mit der letzten Ermannung schien die Nation rettungslos zusammen zu sinken. Hatte sich doch ihr legitimer Fürst, der Dauphin selbst, verloren gegeben. So recht ein Bild seines entnervten Volks, vertändelte er die Tage, in welchen die tapfere Stadt unsägliche Leiden erduldete, ehr- und schamvergessen in den Armen einer Geliebten und achtete der seltsamen Warnungen nicht, die der Himmel damals auch an ihn erliess.

Die religiöse Stimmung der Zeit hatte endlich auch die französische Nation ergriffen. Aber die Bettelmönche, welche Busse predigend durch das Land zogen und das arme Volk mit den düsteren Gesichten aus der Apokalypse zur Sinnesänderung riefen, wurden wie bei den Engländern auch von

Karl ausgewiesen und verfolgt. Und als dann gar gemeldet wurde: Orléans muss fallen und mit ihm ist der Rest Deines Reichs verloren, da fasste der im Sinnenrausch befangene Fürst den Gedanken lieber aus dem Lande zu weichen, als mit den letzten tapferen Herzen unterzugehn. Die Absicht Heinrichs V. schien erreicht, Frankreich, die selbständige Verbindungsstätte der Civilisation der alten und der neuen Zeit, eine Provinz des Inselstaates geworden zu sein, als eine Erscheinung, der die Geschichte wenig ähnliche an die Seite zu setzen hat, gleichsam ein Engel vom Himmel, Rettung brachte. Ein zartes gebrechliches Wesen, ein Weib, sollte gerade diese Nation, bei der sich die Männer so gern ihrer ritterlichen Thaten rühmten, und die Frauen schon vor Alters in der Gesellschaft eine ihrer Würde nicht immer entsprechende Stellung eingenommen, zu unvergleichlichem Siege führen.

Es ist nicht die Absicht an dieser Stelle ein vollständiges Gemälde des Lebens und der Thaten der Jungfrau von Orléans aufzurollen oder mit psychologisch-physiologischen Blicken den Schleier zu lüften, welchen Natur und Phantasie über sie geworfen haben. Was den Zeitgenossen ein Wunder des Himmels oder Ausgeburt der Hölle, bleibt auch Unparteiischen ein Räthsel. Es soll nur noch einmal versucht werden mit Hilfe der jetzt sehr umfassenden Materialien die Hauptzüge ihres Wesens klar und anschaulich zu zeichnen. Sie steht, wie sie leibt und lebt, so menschlich schön, so zauberisch hoch da, dass keine Kunst, weder Poesie noch Malerei noch Sculptur, der rein historischen Gestalt so leicht volle Gerechtigkeit widerfahren lässt. Es sind endlich keine Legenden, sondern ernst beglaubigte Thatsachen, die in zahlreichen nüchternen Berichten und trockenen Urkunden zu lesen stehn.

Nicht weit von den Quellen der Maas, hart an den Grenzen der Champagne und des Herzogthums Lothringen,

dort, wo sich vor Alters deutsche Mundart von französischer Zunge schied, liegt der Weiler Domremy, der nebst seinem Pfarrdorfe Greux dem Sprengel von Toul angehört, in jenen Tagen bekanntlich noch ein Bestandtheil des deutschen Reichs. Der kleine Ort, einst Lehn der Abtei des heiligen Remigius, damals aber Krongut, lag in einem stillen Thal, dessen Hügel ein alter Eichwald, der Bosc-chesnu, schmückte. Hier lebten in ihrer schlichten Hütte Jaques Darc und seine Frau Isabella Rommée, treuherzige, fromme Bauersleute, deren nächste Vorfahren vielleicht noch leibeigen, an der Scholle gebunden gewesen. Unter fünf Kindern war ihnen um das Jahr 1411 auch eine Tochter geboren, die in der heiligen Taufe den Namen Johanna empfieng. Im Dorf nannte man sie Jeannette. Frühzeitig lernte sie von ihrer frommen Mutter ihr Pater noster und Ave Maria beten, bald stand sie dieser beim Nähen und anderen häuslichen Arbeiten zur Seite. Sie war in allen Stücken ein williges, treues, besonders aber aufrichtig frommes Kind. Wie sie von der Mutter ihren Glauben geerbt, so verdankte sie dem Vater die Liebe zum angestammten Königshause. Sollte doch der Schutzheilige ihrer Kirche, als er Chlodwig taufte, das Salböl vom Himmel empfangen haben, um nie versiegend bei der Krönung so vieler Könige zu dienen. In ihrem fast ganz von burgundisch gesinnter Nachbarschaft umringten Dorfe hatten Jaques Darc und seine Gevattern einen harten Stand. Auch war an seinem heimischen Heerde viel von der allgemeinen Noth Frankreichs und von dem Leiden seiner Fürsten die Rede. Doch wussten die guten Leute in ihrer Abgeschiedenheit davon meist nur aus Hörensagen, durch den harten Druck der Steuern, oder durch die Raufereien unter der Jugend der benachbarten Dörfer, wenn die Knaben Franzosen und Burgunder spielten. Einmal jedoch erschien eine burgundische Streifschaar und zwang auch die Darcs in dem benachbarten festen Neufchateau auf vierzehn Tage Schutz zu suchen. Nach der Heimkehr begann dann

für Jeannette das häusliche, fleissige Leben von neuem, das nur von ihren Andachtsübungen unterbrochen wurde, oder wenn sie einmal, was nicht allzu oft geschah, den Auftrag erhielt, die wenigen Schafe des Vaters auf die Weide zu treiben. Nur das Mährchen, das freilich früh genug entsprungen, hat sie als Schäferin — la pauvre bergerette — gefasst, die lange Tage sinnend im Freien zugebracht und im geheimen Verkehr mit den Vögeln in den Zweigen gestanden. Sie ist dagegen nachweislich recht eigentlich unter den Augen frommer Eltern aufgewachsen. Auch einer anderen Behauptung, auf die sich späterhin die schwärzesten Anschuldigungen gestützt haben, muss entschieden widersprochen werden.

In dem benachbarten Walde gab es allerdings eine Quelle, von der es hiess, dass sie das Fieber heile, und eine steinalte Buche, um welche, wie noch alte Leute versicherten, bei nächtlicher Weile die Feen den Elfenreigen tanzten. Aber die heilige Scheu des Landvolks vor der bezauberten Stätte schwand längst dahin. Vielmehr hielt die Jugend bei der Wiederkehr des Frühlings dort ihre Maien, und las zu Himmelfahrt unter den schattigen Aesten des majestätischen Baums der Pfarrer im Freien das Evangelium. Sicherlich hat Johanna an den fröhlichen Spielen Theil genommen; dass sie jedoch abergläubisch den alten Sagen des Orts nachgegangen wäre und überhaupt einen Hang zum Geheimnissvollen und Uebernatürlichen gehabt hätte, das wird von Augenzeugen, die täglich mit ihr verkehrt, auf das Bestimmteste widerlegt. Man sah sie im Gegentheil fleissig zu einer kleinen Kapelle pilgern, die ebenfalls am Walde lag, dort der Messe beiwohnen und der Mutter Gottes ihre kleine Kerze darbringen. Sie war durchaus nicht abergläubisch, sondern kindlich gläubig.

Da geschah es nun im Sommer 1424, als das aufwachsende Mädchen sich im väterlichen Garten befand, dass sie

eine sanfte Stimme zu vernehmen meinte, die von der Seite der Kirche her erscholl. Obwohl es heller Mittag war, dünkte es ihr auf der Ecke doch noch heller zu werden. Noch zweimal wiederholte sich diese seltsame Erscheinung, und ganz deutlich glaubte das erschreckte Kind wahrzunehmen, wie ein Engel sie anrede, der ihr den Beistand Gottes verhiess und ihr gebot dem Königreiche von Frankreich zu Hilfe zu ziehn. Diese Gesichte kehrten schon in wenigen Tagen wieder und stellten sich in der Folge regelmässig, zwei-, dreimal die Woche ein; es war ihr, als sähe und hörte sie auf das Bestimmteste den Erzengel Michael, der ihr hin und wieder auch von St. Katharina und St. Margareta begleitet erschien. Unmittelbar fühlte sie sich angeredet als: „Liebes Kind, Jungfrau Johanna!“ Die Angst schwand, ihre Stimmen, wie sie sie nannte, wurden ihr lieb und verschmolzen bald mit ihrem religiösen Glauben, dessen mystische Richtung zugegeben werden muss. Innig flehte sie auch zu den beiden heiligen Jungfrauen, denn ihnen gedachte sie nunmehr nachzustreben. Sie zweifelte nicht, dass ein unmittelbarer Verkehr mit himmlischen Wesen stattfinde, in deren greifbare Existenz sich ihr lebhaftes Gemüth mit vollem Zutrauen versenkte. Mag auch das zarte Lebensalter, in dem sie stand, einen gewissen Schlüssel des Verständnisses bieten, so versichern doch wieder urkundliche ärztliche Zeugnisse, dass ihr Körper durchaus gesund gewesen. Von Betrug ferner war in ihrer reinen Seele keine Spur zu finden, und, wie wir noch sehen werden, sie war mit einem hellen Verstande begabt, der für absolute Schwärmerei am wenigsten Raum hatte. Ihr war der wunderbare Zustand, in den sie sich versetzt meinte, jedenfalls eine Wirklichkeit, eine Offenbarung, ein Ergriffensein, das denn in der That den Anstoss zur Befreiung von Frankreich gegeben hat. Die wissenschaftliche Erfahrung freilich vermag ihn nur als einen jener seltenen, und doch nicht beispiellosen Fälle des Seelenlebens zu fassen,

in denen ohne pathologisch erkennbare Ursachen Hellsehen und Hellhören die Sinne beherrscht.

Fünf lange Jahre verstrichen, in denen das Mädchen stattlich heranwuchs. Leute, die sie gesehen, schildern uns die schöne, schlanke Gestalt, das offene Antlitz, von langen dunklen Locken umwallt, den ungemein lieblichen, fast schwermuthvollen Blick der Augen, die sanfte, wohltönende Stimme von der vortheilhaftesten Seite. Nur dass sie ernst und in sich gekehrt wurde, fiel den Ihrigen auf. Aber die Erscheinungen, von denen sie noch keiner Menschenseele erzählt, begleiteten sie beständig; im Jahre 1428 geschah, wie sie hernachmal aussagte, die himmlische Mahnung immer häufiger, immer dringender. Wohl mochten die Eltern und der Beichtvater an gewissen hastigen Aeusserungen, die immer nur den König und das Vaterland betrafen, von dem gemerkt haben, was in ihr vorgieng; doch liess sich ja alles so einfach durch die Leiden von ganz Frankreich erklären. Dennoch hat man in jenen Tagen versucht sie fast gewaltsam zu einer Heirath zu bewegen; allein sie widersetzte sich und erklärte nur Gott und dem Reiche dienen zu wollen. Da träumte dem Vater wieder, er sähe die Tochter mit einem Haufen Kriegsleute davonziehen; lieber aber, versicherte er, wollte er sie mit den eigenen Händen ertränken als solche Schande erleben. Darum behielt er sie denn aufmerksam in den Augen. Als man ihr aber dennoch erlaubte einen Oheim, Durand Laxart, der nicht weit von Vaucouleurs zu Hause war, auf einige Tage zu besuchen, eröffnete sie diesem zuerst, dass sie, das arme Mädchen von Domremy, berufen sei zum Dauphin zu gehen und den Königssohn nach Reims zur Krönung zu geleiten. Mit aufgerissenen Augen starrte der Bauer sie da wohl an, aber begleitete sie zu dem Ritter Beaudricourt, der die Vogtei von Vaucouleurs besass, damit er ihr Geleit zum Dauphin gäbe. Schlecht genug freilich empfieng der Edelmann den Bauern, indem er ihm den Rath

ertheilte das thörichte Ding durch einige Backenstreiche zur Besinnung zu bringen und sie in ihr elterliches Haus zurück zu nehmen. Aber Jeanette ruhte nicht. Trotz alles Hohns trat sie nun selbst bei Beaudricourt ein, wäre es auch nur um ihm anzukündigen, dass in den nächsten Fasten der Herr dem Dauphin Rettung bringen, dass sie es sei, die ihn nach Reims führen werde.

Wir finden sie alsdann noch einmal zu Hause, immer unruhiger, immer gehobener; denn die Kunde von der Belagerung der Stadt Orléans, von ihrer Gefahr, von dem nahen Falle läuft angstvoll von Mund zu Mund, von Land zu Land. Da glaubt ihr Ohr die klare Stimme des Erzengels zu vernehmen: „Erhebe Dich, meine Tochter, du bist es, welche Rettung bringen soll!“ und nun kennt sie kein Säumen mehr. Indem sie die Eltern beredet, dass ihr Oheim sie zu häuslichen Diensten verlange, geht sie davon. Allerdings ist sie sich dabei der Unwahrheit, der Täuschung bewusst; aber noch späterhin hat sie erklärt, sie wisse sich von solcher Sünde frei, denn Gott habe es ihr geheissen, und der sei mehr denn hundert Väter und hundert Mütter. Es war in den ersten Tagen des Jahrs 1429, im tiefen Winter, als sie mit dem Oheim ihr väterliches Dorf verliess, nur kurz den Gespielen Lebewohl bietend, die sie auf der Strasse fand. Noch waren die Fasten nicht da, als sie sich wieder bei Beaudricourt melden liess. Dieser, dem die Sache nicht geheuer vorkam, hatte den Priester kommen lassen, um, wie er nicht anders meinte, dem hartnäckigen Mädchen die Unholde durch Beschwörung auszutreiben. Allein nachdem sie den ehrwürdigen Herrn um seinen Segen gebeten, sagte sie: „Wisst Ihr nicht, dass es geschrieben steht, das Reich, das durch ein Weib zu Grunde gerichtet, soll durch eine Jungfrau aus den Marken von Lothringen gerettet werden?“ Und in der That waren in jenen Tagen bei der immer heftigeren Aufregung der Gemüther ähnliche, vielfach dem alten weisen Merlin zu-

geschriebene Prophezeiungen an den Tag gekommen — ein Umstand, der ohne Frage dazu beigetragen, dass ihr bei ihrem zweiten Aufenthalt in Vaucouleurs schon mehrere Leute entschieden Glauben schenkten, ausser ihrem Oheim namentlich ein Rittersmann Jean de Metz und Herr Bertrand de Toulengy, brave, ehrliche Menschen, denen sie sich in jeder Beziehung anvertrauen durfte. Aber noch immer konnte sie den Burgvogt nicht bewegen ihr Geleit zu geben; er zauderte, da er entweder mit einem so abenteuerlichen Vorhaben nichts zu schaffen haben wollte, oder noch Antwort auf seine Anfrage abwartete, die er in der Sache an den Hof seines Fürsten in Chinon gerichtet hatte. Endlich, erst am 23. Februar, liess er sie ziehen, begleitet von jenen beiden Rittern, einem königlichen Herolde und drei Dienstleuten. Da sie hinfort nur mit Männern zu verkehren haben würde, hatte sie zur eigenen Sicherheit Mannestracht angelegt. Selbst Beinschienen und Sporen fehlten nicht. Die Einwohner von Vaucouleurs, deren Herzen sie in kurzer Zeit gewonnen, hatten zusammen geschossen um ihr ein Pferd zu kaufen, und beim Abschiede reichte ihr Beaudricourt selber einen Degen, freilich mit den kalten, ungläubigen Worten: „Geh hin, komme was wolle.“ Damit schliesst die erste Episode dieser wundervollen Geschichte, in welcher wir die begeisterte Jungfrau den Gedanken, den sie lange mit sich herumgetragen, endlich ihren Landsleuten mittheilen und zur Ausführung bringen sehn. Das gelang aber nur, indem ihr ähnliche sympathetische Stimmungen des Heimatlands zu Hilfe kamen. Gerade in den Gegenden, wo der heilige Remigius vor Alters den Frankenkönig getauft und gekrönt, lebte der feste Glaube an das Königshaus, die Treue zu der Krone der Lilien unerschütterlich fort. Es war gewissermassen eine Religion des nationalen Königthums, welche unvertilgbar in den Massen schlummerte und durch das Erscheinen der Jeanne Darc nunmehr zum Erwachen gelangte.

Folgen wir aber der Jungfrau auf ihrer Sendung. Am eilften Tage hatte sie nicht ohne Mühsal und Gefahr die Loire überschritten und traf in Chinon ein. Nachdem sie einen Tag in heftiger Spannung in ihrer ärmlichen Herberge verbracht hatte, wurde sie am 9. März zur Audienz beschieden. Da schritt sie denn unbefangen durch den glänzend erleuchteten Saal und die strahlende Umgebung auf den Fürsten zu, der sich schlicht und einfach angethan vor ihr zurück zu ziehen schien, und redete ihn an: „Edler Dauphin, ich bin Johanna die Jungfrau; der himmlische König thut Euch durch mich zu wissen, dass Ihr in der Stadt Reims sollt gekrönt und sein Statthalter auf Erden werden.“ Das Gespräch, welches Karl hierauf mit einigen Fragen anknüpfte, wurde bald nur vor wenigen Zeugen geführt; eine Mittheilung geheimnissvoller Art erweckte in dem Fürsten sofort eine Hinneigung zum Vertrauen. Die Berichte, welche auf verschiedenen Aussagen beruhen, erzählen, dass die Jungfrau den Fürsten an sein Gebet erinnert habe, das er in stiller Kammer zum Himmel gerichtet, dass, falls er, woran vielfach gezweifelt wurde, der echte Spross des Königshauses sei, er in Castilien oder Schottland Rettung finden möge. Karl empfieng sie freundlich; sein leichtes, gefühlvolles Herz erkannte wohl die Reinheit der Begeisterung, die ihn hier, von den niederen Schichten seines Volks ausgehend, aus dem Munde dieses jungen Mädchens ansprach. Es frappirte ihn, als sie bei der Begrüssung des Herzogs von Alençon diesem sagte: „Seid willkommen! je mehr Prinzen von Geblüt zusammen halten, desto besser!“ Er horchte auf, als sie mit fast zärtlicher Empfindung von dem geliebten Herzoge von Orléans, dem Schwiegervater Alençons, redete, dem man Errettung aus seiner Haft in Pontefract Castle bringen müsste. Die ganze Liebe ihrer Brust galt ihrem Fürsten, ihrer Heimat; für die Liebe des Weibes zum Manne, die ihr die Wuth ihrer Feinde und das Bedürfniss der Dichter hat zuschreiben wollen, ist

darin niemals Raum gewesen. Aber so wohlgefällig der Dauphin sich ihr bezeigte, so sehr er den Eingebungen trauen mochte, von denen sie beseelt war, eben so sehr hörte er doch auch auf andere bei ihm sehr einflussreiche Stimmen, die ihm zuflüsterten: die Bauerndirne ist entzückt, wohl gar behext, man muss sie, ehe man sich mit ihr einlässt, von der geistlichen Behörde prüfen lassen. Gerade die Lässigkeit, mit welcher Karl sie im Grunde stets behandelt hat, dient als das am schwersten wiegende Zeugniss gegen die heftigsten Beschuldigungen der Engländer: die Franzosen hätten sich ihrer als einer Puppe bedient um das Heer gegen den Nationalfeind anzufeuern. Während sie selbst unablässig zur That drängt, hat vielmehr eine kleine, aber mächtige Partei bei Hofe ihre ganze Aufgabe rastlos zu stören gesucht.

Das war vielleicht gleich von vorn herein die Absicht, als Karl sie nach Poitiers sandte, um dort von einem Tribunal von Doctoren der Gottesgelahrtheit vernommen zu werden. Man hat ihr allerlei verfängliche Fragen gestellt, doch hat sie über alle Hinterlist mit ihren treffenden Aussprüchen triumphirt, in denen sie eine nicht hinreichend beachtete Seite ihres Wesens, den gesunden Menschenverstand, aufdeckt und den Beweis liefert, wie sie neben ihrer hohen geistigen Exaltation gute natürliche Anlagen besass. Die Examinatoren erkundigten sich auch nach ihren Visionen. Einer der frommen Väter aber, der den stark provinciellen Dialect des Limousin redete, hatte die Unbefangenheit zu fragen, welche Sprache denn die Heiligen sprächen, worauf Johanna erwiderte: „Eine bessere als die Euere.“ „Glaubst Du an Gott?“ wollte einer der Richter wissen, worauf die Antwort lautete: „Ja, vielleicht mehr als Ihr.“ Und als dann ein Dritter noch verfänglicher fragte: „Wenn Dir Deine Stimmen verkünden, dass Gott Frankreich erlösen werde, wozu bedarf es dann noch der Soldaten?“ versetzte sie eben so

sicher: „Die Soldaten werden kämpfen, aber Gott wird den Sieg verleihen.“ Die geistlichen Herren waren sicherlich mehr betroffen als überzeugt, als sie das Erkenntniss abgaben: sie sei ein schlichtes, frommes Mädchen, das offenbar von göttlicher Begeisterung angeregt worden; man solle sie ziehen lassen nach Orléans. Die klericale Commision hütete sich indess wohl über die Visionen des Mädchens ein zustimmendes Urtheil zu fällen. Zu einem Wunder konnten sie nur durch die Kirche gestempelt werden. Aehnliche Erscheinungen aber bei geringen Leuten schrieb die Zeit mit überwiegender Leichtgläubigkeit den Hexen zu. Nachdem Johanna mit derselben Offenheit noch ein anderes Verhör vor der Königin von Sicilien, der Schwiegermutter des Dauphin, und anderen edlen Damen bestanden und alle nur in das Lob dieses reinen, unschuldigen Wesens einstimmten, erhielt sie endlich nach Monatsfrist die Genehmigung zu ihrem Vorhaben. Karl selber gab ihr auf ihr Verlangen eine vollständige stählerne Rüstung; der Herzog von Alençon schenkte ihr ein Ross. Nach ihren eigenen Angaben wurde die Standarte ausgefertigt, welche auf weissem Grunde mit goldenen Lilien besäet den Heiland auf der Erdkugel darstellte, zwei Engel betend zur Seite, darüber die Worte: Jhesus, Maria. Es hat sich die Rechnung von 25 Livres vorgefunden, welche dem Künstler dafür gezahlt worden sind. Das Schwert endlich liess sie aus einer Katharinenkapelle zu Fièrbois herbeischaffen, wo sie es, als sie dort betete, am Grabe eines Ritters angebracht sah. Alsdann wurde ihr gleich einem Kriegsführer ein förmlicher Hofstaat beigegeben: jene beiden getreuen Ritter, einige Pagen, ein Caplan und als Schildknappen zwei ihrer Brüder, die zu ihrer unaussprechlichen Freude mit der Verzeihung und dem Segen ihrer Eltern zu ihr gekommen, und deren Schutze sich das einsame Mädchen am allersichersten anvertrauen konnte. In solchem Aufzuge erschien sie nun zu Blois, wo ein kleines Heer zusammen gezogen wor-

den, mit welchem man die Rettung der Stadt Orléans unternehmen wollte.

Wie wurde sie da angestaunt, als sie geharnischt einherritt und nach einigen Uebungen ihre Waffen geschickt genug zu handhaben wusste. Nur die ersten Nächte, die sie im Panzer zubrachte, meinte sie erdrückt zu werden, wie zerschlagen stand sie des Morgens auf; aber ihre kräftige Natur und die Gewohnheit halfen in Kurzem. Viel schwerer indess wurde es ihr der Rohheit des Lagerlebens zu begegnen, doch standen ihr auch hier brave Männer zur Seite, und durch ihr eigenes Beispiel forderte sie nicht allein zu streiten, sondern auch zu beten und zu beichten auf. So gewann allmälich eine religiös begeisterte Stimmung Platz, Angesichts ihres zauberhaften Vorbilds gediehen Ordnung und Gottesfurcht, obwohl sich Johanna noch oft über das übermässige Fluchen und Schwören zu beklagen hatte. Bemerkenswerth freilich ist es, dass sie selbst in der That einen Anflug dieser ritterlichen Unsitte angenommen; denn da sie in ihrer Umgebung gar manche wie den derben Lahire bei Himmel und Hölle, den einen bei seiner Dame, den anderen noch egoistischer bei seinem Barte schwören hörte, pflegte sie, so oft sie in Eifer gerieth, bei ihrem Commandostab, *par mon Martin!* ihrem Martin, wie sie ihn nannte, zu betheuern.

Zu solchem Eifer und heiligen Unmuth nun gab vor allen die finstere Partei bei Hofe nur zu häufig Anlass. Anstatt, wie sie verlangt, mitten durch die Schanzen der Engländer hindurch in die Stadt zu dringen, setzte man auf das Südufer des Flusses über. In Begleitung des tapferen Bastards von Orléans, späterhin Graf Dunois, der ihr gleich anderen nationalen Kriegern freudig Vertrauen schenkte, hat sie dann am 29. April unter dem Geschützfeuer des Feindes zu Schiff nach Orléans hinein schwimmen müssen. Wie sie den Engländern in einem begeisterten Drohbriefe von ihrer Sendung Anzeige gemacht, so wusste die erschöpfte Besatzung auch

bereits von ihrem Erscheinen. Von dem Einzuge der geharnischten Jungfrau, von ihrer ersten Heldenthat, die wie ein elektrischer Funke den gesunkenen Muth wieder erweckte, ist es nicht erforderlich des Weiteren zu erzählen. In einer kurzen Woche, in welcher Johanna durch ihre demüthige Frömmigkeit in der Kirche, durch ihre klaren Aeusserungen bei der Berathung, durch ihren Heldenmuth beim Sturme auf die feindlichen Schanzen die enthusiastische Verehrung aller, die ihr zur Seite fochten, gewonnen, war Orléans befreit. Am 8. Mai hoben die Engländer hastig die Belagerung auf. Der erste Auftrag der himmlischen Sendung war vollbracht, der nationale Drang nach Befreiung war entfesselt worden um wie das Wasser, das den Damm durchbrochen, fortzubrausen. Die Heldin in Helm und Harnisch, die mit ihrer heiligen Fahne in der Hand mitten im Pulverdampf, oder wo die Pfeile am dichtesten schwirrten, gesehen worden, und die doch, als sie, von einem Pfeile getroffen, zum ersten Mal das rothe Blut aus der Wunde fliessen sah, ganz wie ein Mädchen weinte, musste sie den Freunden nicht wie ein Engel vom Himmel erscheinen, während der tief gekränkte Engländer, den sie keck von der Mauer herab angeredet, der ihrer schimmernden Gestalt immer wieder mitten im dichtesten Gewühle begegnet war, sie bereits für eine Ausgeburt der Hölle, ein Glied des Satans, eine teuflische Hexe erklärte. Den einen hatte sie das Siegesbewusstsein wieder gegeben, den anderen es schmerzlich entrissen.

Ihre Stimmen trieben indess immer vorwärts zur nächsten Aufgabe. Allein bei Hofe, wo sie nach der ersten Heldenthat allerdings freudig empfangen wurde, gab es abermals die Bedenken des Fürsten, das Misstrauen der Kleriker und die Zweifel stolzer Herren zu überwinden, die über Johanna fast wie der Feind dachten und in ihrer Herkunft, in der durch sie personificirten Erhebung der niederen Stände eine schlimmere Gefahr für das Reich erblickten, als es die Fremd-

herrschaft war. Allein sie kannte keine Furcht. Einst als man zum Rathe versammelt war, klopfte sie an, warf sich vor dem Fürsten auf die Knie und sagte: „Edler Dauphin, rathschlagt nicht lange, sondern macht Euch schleunig auf gen Reims, dort erwartet Euch die Krone.“ Der junge Herzog von Alençon war wieder derjenige, der ihr Streben ganz durchschaute und sich ihr freudig anschloss. Sie begleitete ihn, als er von der Herzogin Abschied zu nehmen gieng. Auf deren zärtliche Bitte, den Gemahl in ihre Hut zu nehmen, entgegnete sie mit ritterlicher Zuversicht: „Fürchtet Nichts, Madame, ich werde ihn Euch gesund zurückbringen, dass Ihr Euere Freude daran haben werdet.“ Wie war sie dann froh, als sie wieder zu Pferde sitzen und an der Loire hinziehen konnte um den Feind aus den letzten Schlössern zu vertreiben. Zwei junge Herren von Laval, die unter die Fahnen des Herzogs geeilt waren, schrieben, als sie ihr unterwegs begegnet, bezaubert an ihre Mutter: „Als wir sie in ihrem Quartier besuchten, liess sie Wein kommen und sagte, sie hoffe, wir würden bald mit ihr in Paris anstossen. Aber was sollen wir von ihrem himmlischen Anblick sagen? Wir sahen sie ganz gewappnet in hellem Stahl, nur das Haupt nicht, und eine kleine Streitaxt trug sie in der Hand. Ein grosser schwarzer Hengst stand ungestüm scharrend vor der Thüre und wollte nicht leiden, dass sie aufsitze. Als sie aber geheissen ihn an das Kreuz vor die Kirche zu führen, stand er unbeweglich, so dass sie aufstieg. Dann sagte sie ganz mit Frauenstimme: ‚Ihr Priester, betet für uns; und ihr Soldaten, vorwärts!‘“ — So gieng es ihrer Fahne nach, unter welcher am 11. Juni wieder ein heisser Tag bestanden wurde. Der Sturm auf die Burg Jargeau dürfte wohl als der Gipfel ihres Heldenthums bezeichnet werden. „Lasst die Trompeten schmettern! vorwärts, edler Herzog, in Gottes Namen! Fürchtet nicht, habe ich nicht Euerer Frau versprochen Euch wohlbehalten zurückzuführen?“ so lauteten ihre Worte an

Alençon, als sie neben ihm den Wall hinankletterte. Auch als sie, von einer gewaltigen Steinkugel getroffen, in den Graben hinabgeschleudert wurde, und der Feind schon Jubel schrie, war sie sogleich wieder auf den Beinen und mit den Worten: „Freunde, drauf, drauf! der Herr hat die Engländer verdammt, zu dieser Stunde sind sie unser!“ gieng es in der That zum Siege. Solche Zuversicht liess nicht zu Schanden werden. Eines Tages auf dem Felde von Patay, als man sich in der Nähe einer starken feindlichen Abtheilung unter dem gefürchteten Lord Talbot befand, fragte Johanna plötzlich die Ritter: „Habt Ihr gute Sporen?“ „Wozu? etwa um den Rücken zu wenden?“ meinten jene. „Nein! nicht Ihr, sondern die Engländer, denn die werden nicht Stand halten. Um sie aber zu verfolgen bedarf es guter Sporen.“ Und sie hatte abermals recht. Die Engländer wurden zum ersten Mal nach vielen Jahren wieder im offenen Felde geschlagen und ihre tüchtigsten Anführer zu Gefangenen gemacht. Die Prinzen und Feldherren in Johannas Begleitung konnten sich nicht genug wundern über ihr Geschick bei Anordnung der Heerhaufen und des Geschützes so wie über die Sicherheit des Erfolgs, wenn sie die Massen begeisterte.

Aber noch einmal musste sie nach Orléans zurück, denn der Dauphin hatte sich noch immer nicht aufgemacht, der böse Geist des Herrn von La Trémouille hielt ihn offenbar gebannt, wie er auf alle Weise den Triumph der Jungfrau zu schmälern suchte, nachdem sie schon so siegreich begonnen die Strasse nach Reims vom Feinde zu säubern. Durch seine Schuld sind noch mehrere Wochen unthätig verstrichen. Aber wie es ihr eben jetzt trotz La Trémouille gelang den Dauphin mit dem Grafen von Richemont, dem Bruder des Herzogs der Bretagne, zu versöhnen, so begann um dieselbe Zeit der Name der Heldenjungfrau auch durch die Welt zu fliegen; aus diesen Tagen rühren die ersten urkundlichen Angaben, die wir über sie besitzen. Jean Charlier de Gerson, der alte hochberühmte

Doctor vom constanzer Concil her, schrieb damals dem Grabe nahe in seinem letzten Werke: „Die Gnade Gottes ist in dem Mädchen aufgegangen.“ Auch bei uns in Deutschland wurde man aufmerksam. Die Universität zu Cöln nahm für und wider sie Partei; ein Geistlicher zu Speyer nennt sie, wie es ja auch Shakspere thut, die Sibylle von Frankreich und vergleicht sie mit denen des Alterthums. Auf der königlichen Bibliothek zu München liegt noch der Bericht, den sich Kaiser Sigismund über das in Frankreich geschehene Wunder erstatten liess; und auf dem Jahrmarkte in Regensburg ist schon im Jahre 1429 das Mädchen von Orléans auf der Schaubühne gezeigt worden.

Der Zug nach Reims konnte endlich ohne viele Fährlichkeiten und, ohne dass die Eroberung von Troyes noch lange Zögerung bereitet hätte, im Juli ausgeführt werden. Die Schilderung der Salbung und Krönung Karls an der heiligen Stätte, wo seine Ahnen seit Jahrhunderten Krone und Scepter empfangen, darf hier wohl erspart werden. Mit ihrer Standarte in der Hand hatte Johanna ganz in der Nähe des Fürsten gestanden, bis nach dem Te Deum sie unter Freudenthränen vor ihm niederstürzte und ihn also anredete: „Nun ist der Wille Gottes vollbracht, der mir befohlen Orléans zu entsetzen und Euch zur Krönung zu geleiten!“ Es war der Tag ihres höchsten Glücks, das auch durch die Anwesenheit ihres alten Vaters erhöht wurde, der um den König und die Tochter zu schauen nach Reims gekommen und da, wie wir aus den noch vorhandenen Rechnungen ersehen, als Ehrengast der Stadt behandelt worden ist. Jetzt flog nun vollends ihr Ruhm durch das weite Land. Indess auch Aberglaube und Wunderseligkeit der Zeit flossen unwiderstehlich mit dem reinen Eindruck zusammen, den sie auf ihre Umgebung hervorbrachte, mit der Wirkung, in welcher das gläubige Volk die Sendung von oben, an die sie selber glaubte, bestätigt sah. Die Mythenbildung nahm alsbald ihren Lauf.

Fast in allen Büchern über Jeanne Darc — und ihrer sind hunderte — wird erzählt, dass die Jungfrau nach der Krönung ihren Abschied begehrt habe, weil ihre Sendung nun zu Ende sei, dass Karl sie wider ihren Willen zurückgehalten habe und dass sie seitdem von ihren Stimmen und vom Glücke verlassen gewesen. Das ist einer der vielen Irrthümer, die sich legendenartig an ihre wunderbare Geschichte angesetzt haben. Hätte sie in der That den Wunsch gehabt, so würde die bei Hofe mächtige Partei sie wahrhaftig nicht gehindert haben nach Hause zu gehn. Wir besitzen aber hinreichende Zeugnisse des Gegentheils. Dem englischen Regenten lässt sie in einem Drohbriefe melden: sie sei gekommen um ihn und die Seinen aus Frankreich zu verjagen; und der Herzog von Alençon hat späterhin eidlich erklärt, dass sie als ihre Aufgabe betrachtet: Orléans zu entsetzen, den Dauphin zur Krönung zu geleiten, die Engländer aus dem Lande zu treiben und den gefangenen Karl von Orléans zu befreien. Sie ist dieselbe geblieben, und wenn das Glück nachmals von ihr gewichen, wenn die durch das Heldenmädchen entzündete Begeisterung nicht mehr dieselben Erfolge gewirkt wie im Anfange, so war das vielmehr die Schuld der bösen Leute, denen der König sein Ohr lieh. Furchtlos wie bisher, nur nicht, wie sie selbst einmal sagt, vor Verrath, hatte sie so lange getrieben, bis man gegen Paris zog. Schon war hier ein heftiger Kampf in den Vorstädten entbrannt, wobei die Jungfrau sich trotz einer schweren Verwundung in alter Weise hervorthat, schon bestand ein geheimer Verkehr mit vielen Einwohnern, die ihren angestammten Fürsten herbeisehnten, die beste Aussicht war vorhanden das fremde Joch zu sprengen, da erschien der Befehl nach der Loire umzukehren. Man kann den Schmerz Johannas ermessen, die nur nach vollständiger Befreiung ihrer Heimat dürstete, als sie sich geradezu böswillig an ihrem tapferen Beginnen verhindert sah. Auch als Alençon sich anbot in Gemeinschaft mit ihr die

Engländer in der Normandie anzugreifen, standen die Schlaffheit des Königs und die selbsüchtigen Gedanken seiner geistlichen und weltlichen Berather im Wege. So vergieng der Winter kleinere Streifpartien abgerechnet völlig unbenutzt. Die Adelsverleihung, womit Karl VII. ihr für so grosse Heldenthaten als Weihnachtsgeschenk zu lohnen dachte, hat ihr kaum Freude bereitet, sie selbst hat niemals das stolze Wappen angelegt, das man ihr gegeben: ein Schwert mit einer Krone auf der Spitze, zwischen zwei goldenen Lilien von Frankreich.

Unaussprechlich lang wurde ihr die Unthätigkeit mehrerer Monate, die sie während der Waffenruhe mit Burgund bei der Königin in Berri verbrachte, bis sie an dem guten Willen ihres Herrn verzweifelnd im Frühling 1430 mit einer Handvoll Leute ohne Abschied zu nehmen davon gieng, im Vertrauen darauf, dass, wo sie sich zeige, sich ihre durch ihr Auftreten unbeschreiblich begeisterten Landsleute anschliessen würden. Da vernahm sie auf ihrem Zuge, dass die Burgunder die im vorigen Herbste eroberte Stadt Compiègne wieder belagerten, und auf der Stelle war sie entschlossen den Bedrängten Hilfe zu bringen. Der Gedanke an ihre kleine Schaar machte ihr keine Sorge, selbst nicht, dass ihr des Königs Truppen nicht mehr folgten. In der Nacht vom 22. auf den 23. Mai stürmte sie mitten durch die feindlichen Linien in die Stadt hinein. Sobald es Morgen war, rief sie die Besatzung unter die Waffen, redete sie in feuerigen Worten an und machte dann an ihrer Spitze einen Ausfall, dessen Stoss die englisch-burgundischen Abtheilungen sofort zum Weichen brachte. Aber die Uebermacht derselben war zu gewaltig, von allen Seiten erschienen neue Massen, sie lief Gefahr umzingelt und vernichtet zu werden. Dennoch deckte sie mit Löwenmuth den Rückzug, sie zu allerletzt dem Feinde zugewandt. Schon waren von den Ihrigen fast alle über die Zugbrücke gerettet, als ein Schütz keck an sie heransprang und

sie am faltigen Sammtrock vom Pferde riss. Der Herr von Wandonne ergriff die am Boden liegende, ohne dass ihr noch durch einen Ausfall aus der Burg hätte geholfen werden können. Sie war gefangen; ihr Glück hatte sie auf immer verlassen.

Mit Blitzesschnelle lief die Nachricht von diesem Ereignisse durch das Land; die Feinde frohlockten, ganz Frankreich wurde von tiefem Schmerz ergriffen. Wäre Karl VII. ein Mann gewesen, bei dem die Dankbarkeit gegen seine Erretterin alle Schranken, die ihm andere setzten, überwinden gekonnt, so hätte er sich jetzt noch aufgemacht und sie aus ihren Banden zu lösen gesucht. Aber er rührte sich nicht an der Loire, während Johanna ungeduldig nach Rettung ausschaute und vergebliche Versuche machte, aus der strengen Hut des Herrn von Ligny, der sie anvertraut, zu entkommen. Da es indess Burgunder waren, denen sie in die Hände gefallen, konnte sie vielleicht immer noch auf ein milderes Schicksal hoffen. Aber das Schlimmste war zu gewärtigen, seitdem die Engländer entschlossen waren sie in ihre Gewalt zu bekommen. Der Herzog von Bedford, der in Frankreich für den jungen königlichen Neffen regierte, hatte sehr wohl erkannt, wodurch der jähe Umschwung des alten Kriegsglücks hervorgerufen worden. Er schrieb ihn dem Aberglauben und der thörichten Furcht seines Kriegsvolks vor einer „Ausgeburt und Creatur des Teufels, der sogenannten Jungfrau zu, welche trügerischen Zauber und Hexenkünste gegen uns angewandt hat“. Schon wenige Tage nach der Gefangennahme wandten sich daher Inquisition und Universität von Paris an Herzog Philipp mit dem Ersuchen die Jungfrau auszuliefern: sie sei eine Hexe und Ketzerin und müsse vor das geistliche Gericht gestellt werden. Und bald hernach erschien in dem Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, das Werkzeug, welches das unschuldige, begeisterte Wesen durch ein entsetzliches Verfahren aus der Welt schaffen sollte. Obwohl Franzose,

hatte er sich doch in Aussicht auf das erledigte Erzbisthum von Rouen mit Leib und Seele den Engländern ergeben. Er erklärte, die Gefangene sei in seinem Sprengel ergriffen, er habe daher die Untersuchung gegen sie zu leiten; und nachdem Jean de Ligny von der englischen Regierung ein hohes Blutgeld angenommen, das diese in unterjochten französischen Provinzen eingetrieben, war sie sein. Wir wissen, wie sich Johanna bei der Kunde dieses Verkaufs von der Höhe des Thurms von Beaurevoir herabgestürzt, aber lebend, obwohl verletzt, aufgenommen wurde. In der Beichte gestand sie, wider den Rath ihrer Stimmen gehandelt und eine Sünde begangen zu haben. Aber sie wusste, was sie von den Engländern zu gewärtigen hatte; und sie täuschte sich nicht. Denn als man sie zu Ende des Jahrs nach Rouen geschafft, erschien ein Decret König Heinrichs VI., worin es hiess, auch wenn sie nicht für schuldig befunden würde, gedenke er sie doch in seiner Haft zu behalten.

Wir kommen nunmehr zu dem letzten, zu dem tragischen Abschnitt dieser kurzen, wunderbaren Geschichte. Ein Mädchen von kaum neunzehn Jahren wird in Folge der grössten Thaten, die je ein Weib vollbracht, des fürchterlichsten Verbrechens im Mittelalter, der Ketzerei und der Zauberei, angeklagt. Ein hohes geistliches Tribunal von mehr denn sechzig Beisitzern, von denen manche, wie namentlich die Domherren von Rouen, als gute Patrioten nur durch Drohungen zur Theilnahme zu bewegen waren, hatte über sie zu entscheiden. Zwei Monate hindurch dauerten die Sitzungen und Verhöre. Aus dem dunklen, engen Kerker, in welchem die Gefangene an Händen und Füssen gefesselt und Nachts noch mit einer grossen Kette um den Leib an ihr Bett angeschlossen lag, schleppte man sie von einem Tage zum anderen vor die in der Schlosscapelle tagende düstere Versammlung. All ihr Flehen sie zur Beichte, zur Messe gehen zu lassen wies der vorsitzende Bischof unerbittlich ab, sie sollte von

vorn herein als überführte, von jeder christlichen Gemeinschaft ausgestossene Hexe gelten. Es ist hier nicht der Ort den schrecklichen Process in seiner ganzen Bedeutung darzustellen. Mag es hinreichen darauf aufmerksam zu machen, dass auch in dieser letzten Noth das schwache Mädchen ein Heldenthum entwickelt hat, wodurch ihre Tapferkeit in der Schlacht noch weit überboten wurde. Da ihr kein Vertheidiger gestattet war, hatte sie, die weder lesen noch schreiben konnte, einzig und allein auf ihre gute Sache, ihre Unschuld, ihren klaren Verstand gestützt jenen hochgelehrten und in den Augen der Welt weisen und frommen Herren gegenüber zu treten. Man liess sie schwören nur die Wahrheit aussagen zu wollen, und das that sie gern, über alles, was sie von Kindesbeinen an wusste; nur in Betreff ihrer Offenbarungen und des geheimen Gesprächs, das sie mit dem Dauphin gehabt, erklärte sie, solle keine Menschenseele jemals von ihr den Thatbestand erfahren. Man warf ihr dann besonders ihre Mannstracht vor und das Kriegshandwerk, dem sie sich hingegeben, sie habe dem weiblichen Anstande Hohn gesprochen und Dinge gethan, zu denen Gott nur den Mann bestimmt. Aber auch hier zeugt jede Antwort von rührender Reinheit. Sie versichert ihr Banner stets lieber als das Schwert geführt zu haben um Blutvergiessen zu vermeiden, und ihres Entsinnens habe sie nie einen Menschen getödtet. Wenn man aber in der männlichen Kleidung eine Abgötterei finden wollte, so gab sie voll zarter Scham doch deutlich genug zu verstehen, dass allein in solchen Gewändern sie sich einigermassen sicher fühle. Selbst im Kerker aus Furcht vor ihren Wächtern getraue sie sich nicht sie abzulegen. Man hat sie auch mit vielen verfänglichen Fragen wahrhaft teuflisch versucht und immer nur zur eigenen Beschämung die lautersten Aeusserungen, die von fleckenloser Unschuld, vom reinsten Glauben, von der strengsten Rechtgläubigkeit zeugten, als Antwort erhalten. Die Thränen, die ihr stets leicht flossen, bewiesen allen, die sie

sahen, wie sie so ganz weiblich und mädchenhaft geblieben. Als selbst der Anblick der Folter mit ihren Marterwerkzeugen nicht half, nachdem das Mädchen durch die masslosen körperlichen und geistigen Leiden in eine lebensgefährliche Krankheit verfallen, aber durch sorgfältige Pflege zu einem schrecklicheren Ende geheilt worden, erkannte man sie schuldig von klein auf mit Feenspuk und Zauberei zu schaffen gehabt, in jungen Jahren ein sittenloses Leben geführt, sich mit schamloser Frechheit in Mannskleider gesteckt, das Schwert geschwungen und durch satanische Hexenkünste die Massen zum Aufruhr gegen die bestehende Regierung aufgewiegelt zu haben. Solches Urtheil konnte nur gefasst werden, weil spitzfindige Schulweisheit, die sie nicht begriff, ihr die Worte im Munde verdrehte, damit die Sendung, die sie von Gott erhalten zu haben meinte, als ein Werk des Bösen erscheine und dadurch die Krone, die dem Dauphin in Reims aufgesetzt worden, vor dem Lande ungiltig gemacht werde. Und doch wird das Erkenntniss nicht durch eine Sylbe im Protokoll begründet, welches das Gericht zu seiner eigenen Schmach und unbewusst der Nachwelt zur Beurtheilung des ganzen Verfahrens hat führen lassen. Ja, man wagte sogar nicht einmal den Tod zu verhängen. Es fehlte unter den Richtern nicht an solchen, die sie im Stillen bewunderten und durch den einzigen Ausweg retten wollten, welchen der Ketzerprocess offen liess. Und wirklich, als am 24. Mai auf offenem Platze in Rouen vor den Augen der gesammten Bevölkerung der Spruch gefällt wurde, bewog man das arme, schwer geprüfte Geschöpf im Angesichte des Henkers und seiner scheusslichen Anstalten zum Widerruf. In Folge so vieler endlosen Qualen, und obenein von der lang entbehrten frischen Frühlingsluft fast betäubt sagte sie mit irr lächelndem Gesichte Ja zu dem Papiere, das man ihr vorlas. Man schnitt ihr alsdann das lange Haar ab, legte ihr weibliche Kleidung an und verurtheilte sie zu lebenslänglichem Gefängnisse.

Allein ihre Erlösung stand nahe bevor. Nach wenigen Tagen verlautete, sie sei rückfällig geworden. Die Rachsucht Englands ruhte nicht sie zu verderben. Man hatte ihr nämlich die alte Mannstracht wieder zugesteckt, und um vor der Rohheit ihrer Wächter und, wie es heisst, sogar eines englischen Edelmanns geschützt zu sein hatte sie sie angezogen. Auch ihre Erscheinungen hatten sie nicht verlassen; sie gestand dies offen und erklärte todesmuthig auf die Vorlage der Abschwörungsformel, dass sie dieselbe nicht verstanden. Niemals in ihrem Leben habe sie gegen den wahren Glauben gefehlt. Nun war in den Augen des Gerichts nichts weiter erforderlich als die Bestätigung des früheren Urtheils. Am Mittwoch den 30. Mai früh um 8 Uhr sah man den Altmarkt zu Rouen von einer dichten Menschenmasse wie besäet, das hohe geistliche Gericht, den englischen Hof und die Regierung beisammen. Man hatte der Verurtheilten endlich die Beichte und die letzten Tröstungen der Religion zugestanden. Dann trat sie von einigen mildherzigen Priestern geleitet den letzten fürchterlichen Gang an. Ihnen gestand sie gern, dass ihr der Feuertod grässlich sei, und dass sie viel lieber ihr Haupt lassen wolle. Auch fragte sie: „Wo glaubt Ihr, dass ich diesen Abend sein werde?" „Meine Tochter", erwiderte einer ihrer Begleiter, „glaubst Du denn nicht an Gott?" „Ja gewiss", sagte sie, „und ich habe die Zuversicht, dass er mich in sein Paradies aufnimmt." Im langen weissen Gewande, mit Ketten beladen, stand das bleiche Mädchen noch einmal vor den Richtern um das letzte Urtheil zu vernehmen. Da fiel sie auf die Knie und betheuerte unter heissen Zähren bei allem zu verharren, was sie ausgesagt. Auf ihre Bitte reichte man ihr ein kleines Kreuz, das ein englischer Soldat flink aus einem zerbrochenen Stabe zusammengefügt. Sobald sie an den Pfahl befestigt und schon die Flamme aufloderte, winkte sie noch einmal mit der Hand dem frommen Mönche, der nicht von ihr lassen

wollte, zurück zu treten. Man hörte sie nur noch die Worte: „Maria, Jesus!“ ausrufen, dann war's in wenigen Augenblicken vorbei. Als das Feuer gelöscht wurde, fand sich nur ein Häufchen Asche, in der man indess das tapfere Herz noch erkennen wollte. Alles wurde sofort in den tiefen Fluss geworfen. Aber der Henker selbst bekannte, es sei eine Heilige gewesen, die er ums Leben gebracht.

So endete die Jungfrau von Orléans, so herrlich und erhaben wie nur je ein gottbegeisterter Märtyrer. Der Feind, der sie ergriffen, hatte seine Rache gestillt ohne jedoch jemals wieder das Werk, das sie vollbracht, rückgängig machen zu können. Sie hatte den Anstoss gegeben zur Befreiung von König und Vaterland, und für beide war sie in den Feuertod gegangen. Erst späterhin, als die Engländer vom französischen Boden vertrieben worden, musste auch Karl VII., der so ernstlich an ihrem Ausgange betheiligt war, der keinen Finger gerührt ihr zu helfen, von der öffentlichen Stimme der Nation gedrängt, sich zu ihrer Ehrenrettung erheben. Es war im Jahre 1455, als mit Genehmigung des Papsts Calixtus III. auf dringende Bitte der Mutter und der Brüder Johannas ein Rehabilitationsprocess eröffnet wurde, in welchem noch einmal alle überlebenden Zeugen vernommen worden sind und das frühere Urtheil als aller Gerechtigkeit zuwider laufend umgestossen wurde. Die Acten der beiden Processe sind gegenwärtig für den Historiker das reinste Denkmal, das von der Jungfrau vorhanden ist. Erst in den letzten Jahrzehnten hat man sie vollständig veröffentlicht, und es sind sehr kleine Bruchstücke dieser unschätzbaren Sammlung, welche dieser kurzen Darstellung zu Grunde liegen. Nachdem Frankreich frei geworden, und man der Erretterin zu Orléans und Rouen Monumente gesetzt und Feste gefeiert, nachdem sich im Laufe der Jahrhunderte viele unmittelbare Traditionen zersetzt und verflacht hatten, nachdem Voltaire im achtzehnten Jahrhunderte die reinste Erscheinung der Vergangenheit ungestraft

mit widrigem Schmutze hat bewerfen dürfen, nachdem die Revolution sie sammt dem Königthume auf immer verdammt zu haben meinte, hat die Gegenwart endlich sie in ihrer Wahrhaftigkeit und Grösse zu fassen gesucht und ihr von neuem Standbilder errichtet. Möge Frankreich stets in Ehren stolz bleiben auf Johanna, das Mädchen von Orléans, und das reine Bild, wie es die Geschichte überliefert, nicht abermals verzerren lassen.

XI. Herzog Humfrid von Gloucester.

Bruchstück eines Fürstenlebens im fünfzehnten Jahrhunderte.*)

Unter den Söhnen Eduards III., denen allen es weder an Talenten noch an Ehrgeiz gebrach sie geltend zu machen, leuchtet einer, der Geburt nach der dritte, vorzüglich hervor, Johann von Gent, der Herzog von Lancaster. Reichthum und ein in seinen Tagen nicht eben gewöhnlicher Grad von Bildung hielten die Augen der Zeitgenossen auf ihn geheftet. Als Eidam Peters des Grausamen von Castilien beanspruchte er die dem Schwiegervater von einem Usurpator abgerungene Königskrone und hatte sie sogar eine Weile mit dem Schwerte in der Hand zu erwerben gesucht. Bei hoch wichtigen Vorgängen in den Parlamenten der Heimat stand er dann an der Spitze einer Partei. Chaucer, der erste grosse Dichter,

*) Proceedings and Ordinances of the Privy Council of England commencing with Ric. II to 33 Henr. VIII. Vol. III. IV. V. Liber niger Scaccarii, Appendix, ed. Hearne, Oxford 1728, p. 553. Munimenta Academica, or Documents illustrative of academical life and studies at Oxford ed. H. Anstey. Rerr. Brit. m. aevi SS., London 1868, 2 Vols. Engl. Gesch. V, Gotha 1858. F. Löher, Jakobäa von Bayern und ihre Zeit, 2 Bde., Nördlingen 1862. 1869.

erfreute sich seiner Huld; Wiclif, der erste Reformator, suchte nicht vergebens Schutz unter seinem mächtigen Arme. Mitten in einem Zeitalter, wo es in den bedeutendsten Sphären des staatlichen und geistigen Lebens gewaltig gährte, begegnen wir dem Herzoge Johann überall thätigen Antheil nehmend.

Wie so häufig sollte ein Enkel von dem Sinne und den Eigenschaften des Grossvaters erben, natürlich nicht ohne den Ansprüchen einer späteren Generation Rechnung zu tragen. Wir wissen, dass Johanns einziger legitimer Sohn, Heinrich, nicht völlig in die Fussstapfen des Vaters trat: frühzeitig hatte er seinem Vetter, dem Könige Richard II., und dessen leichtfertiger Herrschaft in Kirche und Staat Opposition gemacht. Der Gedanke sich selber an dessen erhabene Stelle zu schwingen wurde vielen unverhofft zu rascher That; und Heinrich IV. begründete eine neue Dynastie, indem er mit Kraft und Klugheit die gestürzte Partei niederhielt und vor allen dem orthodoxen Klerus die Zügel schiessen liess um wo möglich die freien evangelischen Bestrebungen, denen der Vater wenigstens eine Weile sich geneigt gezeigt, mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. Uebergehen wir hier seine kurze und doch so bedeutungsvolle Herrschaft, schweigen wir auch von seinen drei älteren, zum Theil hoch berühmten Söhnen und wenden wir uns dem vierten und jüngsten zu, der, wie uns bedünken will, noch einmal mehr als die anderen an den Grossvater erinnert.

Noch war der spätere Heinrich IV. schlichter Graf von Derby und dachte schwerlich daran jemals ein anderes Diadem als das eines Herzogs zu tragen. Er hatte kürzlich an der ersten Bewegung der hohen Herren gegen den König Richard II. Theil genommen und sich dann, als friedlichere Zeiten eingetreten, im Jahre 1390 auf eine Kreuzfahrt begeben, ein Unternehmen, für welches man einen eigenthümlichen Hang im Leben dieses Fürsten hat wahrnehmen wollen. An der

Spitze einer kleinen auserwählten Schaar hatte er sich aufgemacht um die deutschen Ritter in Preussen auf einem ihrer grösseren Auszüge gegen die heidnischen Litthauer zu begleiten; nach dem Feldzuge überwinterte er in Danzig, als zu Anfang des folgenden Jahrs der Patron eines englischen Schiffs ihm die Nachricht überbrachte, dass seine Gemahlin Maria, die Erbin der an der Mark von Wales einst mächtigen Grafen von Hereford, des Geschlechts de Bohun, ihn kürzlich abermals mit einem Söhnlein beschenkt habe, dem in der Taufe der Name Humfrid gegeben wurde. Neun Jahre später ist der Vater König von England, und vier kräftig heranwachsende Söhne stehen unerwartet der Krone nahe. Wegen der gewaltsam durchbrochenen Erbfolge mussten besondere Parlamentsacten die Anrechte der einzelnen Prinzen bestimmen.

Bis zu seinem drei und zwanzigsten Jahre hören wir wenig von Humfrid, dem jüngsten, und können nur aus späteren Thatsachen zurückschliessen auf die Art, wie er seine Jugend verbracht haben mag. Erst dann, auf dem Parlament des Jahres 1414, erhebt ihn sein Bruder, König Heinrich V., zum Grafen von Pembroke und Herzoge von Gloucester. Als solcher hat er im Jahre darauf den ersten Feldzug nach Frankreich und die glorreiche Schlacht bei Agincourt mitgemacht. Es wird erzählt, dass bei dem letzten furchtbar entscheidenden Angriffe, den das englische Fussvolk, die tapferen, nur mit Bogen und Streitaxt bewaffneten Bauernsöhne aus den mittleren Grafschaften Englands, unter der persönlichen Führung ihres Heldenkönigs gegen die drei doppelt so starke, in Stahl gehüllte Ritterschaft von Frankreich machten, gleich anderen vornehmen Herren auch Herzog Humfrid verwundet niedergestürzt und nur vom Tode gerettet worden sei, indem sein Bruder der König, wie ein Löwe fechtend, mit dem rechten Beine über ihn hinweg schritt.

Als Zeuge jener glänzendsten Waffenthat der Zeit hat Gloucester dann auch nicht bei anderen, kaum minder denkwürdigen Vorgängen jener siegerfüllten, doch leider zu kurzen Regierung fehlen dürfen. Seine Wunden waren längst geheilt, als er am 30. April des Jahrs 1416 zu Dover als Constable der Burg und Lord Warden der Fünf Häfen im höchsten Auftrage einen sehr vornehmen Gast zu empfangen hatte. Sigismund, der König von Ungarn und römischer König, hatte sich mit einer Vollmacht des in Constanz tagenden ökumenischen Concils aufgemacht, um im Westen der abendländischen Christenheit Frieden zu stiften, damit diese dem Skandal, mit welchem das Schisma am römischen Hofe Europa erfüllte, ein Ende machen und sich dann mit einmüthiger Rüstung gegen die muhamedanischen Feinde im Osten erheben könne. In fünf Stunden fuhr das Schiff mit dem kaiserlichen Besuche an Bord über. Die Standarten und die Wimpel hoch am Maste flatterten lustig im Winde, die Trompeten schmetterten, die Ritterschaft der benachbarten Grafschaften hielt in glänzender Rüstung zu Pferde am Ufer. Da sei der Prinz an der Spitze einiger Edelleute und Hofwürdenträger dem Fahrzeuge, das den Nachfolger Karls des Grossen trug, entgegen geritten um, das Thier bis an den Gürtel im Wasser und das blanke Schwert in der Hand, im Namen seines Bruders und Königs an Sigismund die Aufforderung zu richten, während seiner Anwesenheit in England keine Handlung souveräner Machtvollkommenheit oder Gerichtsbarkeit vollziehen zu wollen. Erst nach einem Gelübde dieser Art, welches wegen eines kürzlich in Paris geschehenen Acts nicht ganz überflüssig gewesen sein sollte, habe der römische König unter den ihm zugedachten Ehren die englische Küste betreten. Merkwürdig genug, der Herzog Humfrid hatte noch im selben Jahre einen ähnlichen nassen Ehrenritt zu thun. Denn als im October ein Gespräch zwischen den beiden Königen Sigismund und Heinrich und dem Herzoge Johann von

Burgund in Calais angesetzt war, zu welchem letzterer nur gegen Geiselstellung für seine Sicherheit die Hand bieten wollte, musste Gloucester sich für die Dauer der Verhandlung an der Grenze, die mitten durch das Wasser von Gravelingen lief, den Burgundern als Bürgen ausliefern. Vielleicht dass hieraus die erste, etwas zweifelhaft überlieferte Erzählung entsprungen ist. Auch scheint es, dass Humfrid den römischen König auf seiner Rückreise bis Dortrecht begleitet habe. Auf dem Feldzuge, der mit immer grösseren Erfolgen im Jahre 1417 wider Frankreich eröffnet wurde, befand sich der Herzog dann abermals in der Nähe seines königlichen Bruders. Allein er kommt in den uns gebliebenen Nachrichten keineswegs häufig zum Vorschein, die Geschichte der Zeit hat weder von glänzenden Feldherrnproben, noch von besonderer Tapferkeit dieses Lancasters zu berichten. Fast will es bedünken, als sei er nunmehr für eine Weile von dem öffentlichen Schauplatze zurückgetreten und habe in der Heimat im Verborgenen bereits jene Rolle des Intriguenspiels begonnen, die ihm in der Folge zur Last gelegt werden muss.

Sein Bruder, der ruhmgekrönte König Heinrich V., der Eroberer und Erbe von Frankreich, war viel zu früh für England am 31. August 1422 gestorben und hatte seinen Thron einem Knaben von neun Monaten hinterlassen, Heinrich VI., der factisch Herr beider Reiche war. Sofort trat Gloucester in doppeltem Character an das Licht. Wie einst sein Grossvater bei der Minderjährigkeit Richards II. begann er wühlend in die bestehende Ordnung des Staats einzugreifen, gleich jenem trachtete er darnach sich auf Grund einer Heirath zunächst im Auslande Herrschaft und Macht zu verschaffen. Sein Verhängniss wollte, dass er an ein Weib gerieth, von welchem der Leumund des In- und Auslandes so eben gerade nicht viel Vortheilhaftes erzählte. Es sieht so aus, als ob der Prinz wohl eben deshalb seine Freude daran gefunden eine solche Frau zur Gemahlin zu machen.

Jacqueline oder Jakobäa von Baiern war die Urenkelin und Erbin Margaretas, der Gemahlin Kaiser Ludwigs IV., und besass das Nord- und Südende der Niederlande, die Grafschaften Holland und Hennegau, als Eigenthum. Obwohl erst ein und zwanzig Jahre alt, war sie doch bereits zweimal verheirathet gewesen. Ihr erster Mann, Johann, der Dauphin von Frankreich, war bald nach der Hochzeit gestorben; mit dem zweiten, dem Herzoge Johann IV. von Brabant, hatte sich das leidenschaftliche und grundsatzlose Weib in wenigen Jahren so ärgerlich überworfen, dass an keine Versöhnung zu denken war. Der Familienzwist aber griff zusammen mit politischem Zündstoff, der in Städten und Landschaften der Niederlande reichlich aufgeschichtet lag. In Holland, wo Kaiser Sigismund schon früher, da es sich um ein Reichslehen handelte, dem Weibe die Anerkennung versagt hatte, tobte der Kampf zwei erbitterter Factionen, der Kabeljaus und der Hoeks. Zu jenen hielt Brabant, zu diesen seine Gemahlin; den Herzog aber stachelte ausserdem sein kluger Vetter, der Herzog Philipp von Burgund, mit seiner Gemahlin nicht auch die Anwartschaft auf deren Besitzungen, besonders auf Hennegau fahren zu lassen. Wusste er doch sehr wohl, dass von einer Verständigung nicht mehr die Rede sein konnte, und dass Johann von Brabant ein Schwächling und der letzte war um sich zu nachhaltigen Anstrengungen aufzuraffen; und sah er doch selbst im Geiste voraus, da so viele Fürstenhäuser rings umher auf vier Augen standen, dass ihm, dem Herrn von Flandern, in nicht gar langer Zeit die gesammten niederländischen Herrschaften zufallen müssten. Mittlerweile hatte Jacqueline, gestützt auf eine Bulle des abgesetzten Papstes Benedict XIII., sich eigenmächtig von dem Gatten geschieden und nach einigen fruchtlosen Versuchen in Holland und Hennegau nach England gewandt. Es stellt sich heraus, dass es ein Vertrauter des Herzogs von Gloucester war, der Ritter Louis Robertsart aus dem Hennegau, der sie im

Jahre 1422 über das Meer dorthin geleitete. Heinrich V., dessen Adlerauge auch in Holland Beute erblickte, setzte ihr noch ein fürstliches Wartegeld von 100 Pfund Sterling für den Monat aus. Da ihm aber Alles am Bunde mit Burgund lag und dieser die Wiedervermählung Jakobäas um jeden Preis zu hintertreiben suchte, kann diese bei Heinrichs Lebzeiten nur im Geheimen Gloucesters Gemahlin geworden sein. Nachträglich, am 30. October, fand dann die öffentliche Feier statt. Nur wenige, selbst in England, hielten ihre Ehe mit dem Herzoge von Brabant, unter dem Vorwande einer zu nahen Verwandtschaft für illegal oder gaben etwas auf die Bulle des nur noch auf einem kleinen Flecke in Spanien anerkannten Papstes, den jüngst das grosse Concil feierlichst seiner angemassten Würde entkleidet hatte.

Dies schreckte aber den Herzog Humfrid nicht ab von Brabant die Herausgabe der Erblande seines Weibes zu fordern und deren Ansprüche, sobald das Kind Heinrich VI. zum Könige proclamirt war, zunächst durch Behauptung der Statthalterschaft in England mit Nachdruck geltend zu machen. Statt zu Hause und namentlich in Frankreich seinem älteren Bruder, dem Herzoge Johann von Bedford, der wie ein ganzer Mann klug und tapfer gegen stets wachsende Schwierigkeiten ankämpfte, mit uneigennütziger Aufopferung zur Seite zu treten, erhob er also im Staatsrathe und im Parlament, gestützt auf das Wohlwollen des grossen Haufen, die rücksichtsloseste Opposition gegen diejenigen, die kraftvoll und ehrlich zugleich die Politik des vierten und fünften Heinrichs, als zur Erhaltung der Dynastie nothwendig, nach Innen und nach Aussen durchzuführen bestrebt waren, während er gleichzeitig einen unklugen Versuch auf die Niederlande unternahm und dadurch das englische Gouvernement in Frankreich mit dem einzigen bedeutenden Bundesgenossen überwarf, den es dort besass. Der Hergang aber war der folgende.

Heinrich V. hatte auf seinem Sterbebette dem älteren

Bruder Johann von Bedford die Regentschaft von Frankreich nebst einer Oberaufsicht über England, dem jüngeren Gloucester die Statthalterschaft von England übertragen. Wenige Wochen hernach in einer Sitzung des königlichen Raths wurden diese Anordnungen zum Gesetze erhoben, bei welcher Gelegenheit sich klar erwies, dass die eigentliche Machtfülle in diesem Collegium beruhte. Vergeblich erhob sich Herzog Humfrid voll Ehrgeiz und Herrschsucht gegen eine solche Abhängigkeit, vergeblich brachte er vor, dass er schon früher seinen königlichen Bruder vertreten habe ohne anderen untergeordnet gewesen zu sein. Auch auf dem wenige Tage später eröffneten Parlament vermochte er mit seinen Protesten nicht durchzudringen. Lords und Gemeine blieben dabei, ihn nicht zum Gouverneur oder Regenten des Reichs zu proclamiren, ihm vielmehr nur den Titel Protector und Defensor desselben zu gewähren, und zwar ausschliesslich für die Zeit, dass sein Bruder in Frankreich beschäftigt sei. Sie geben ihm deutlich zu verstehen, dass er keineswegs der Krone am nächsten stehe, dass sie aber sein Trachten wohl durchschaut hätten. Bitter hat es ihn gekränkt, wenn sich nunmehr seine Befugniss kaum weiter erstreckte, als dass er dem Rathe vorsass, an der Spitze desselben zeichnete und höchstens über die Verwaltung der königlichen Parks und den Kirchenpatronat frei verfügen konnte. Noch widerwärtiger aber war ihm, dass sein Bruder Bedford und Herzog Philipp von Burgund sich einigten, als Schiedsrichter zwischen Jakobäa und Brabant handeln zu wollen, während päpstliche Erlasse aus Rom wider die Giltigkeit der von ihm so verwegen geschlossenen Ehe protestirten.

Solchen Fesseln suchte er sich jetzt durch eine auswärtige Unternehmung zu entwinden. Ohne dass wir von einer Zustimmung Bedfords und der englischen Kronräthe erfahren, machen sich Gloucester und seine ruhelose Gemahlin Jacqueline im October 1424 auf; an der Spitze von 5000 englischen

Truppen landen sie in Calais und werfen sich quer durch französisch Flandern auf Hennegau. Im December befand sich die Gräfin wieder im Besitz ihrer alten Herrschaft. Schon eröffnete sich die Aussicht auch Holland in Besitz zu nehmen, wo so eben der Statthalter, Jakobäas Oheim, Herzog Johann von Baiern gestorben war. Aber nur kurze Zeit sollte sie sich dieses Erfolges freuen. Der Herzog von Burgund blieb nicht müssig und machte Miene von der Seite der Engländer auf die ihrer Gegner überzutreten. Den tief gekränkten Brabanter nöthigte er zu einem Bündnisse, dessen Zweck die Vertreibung der abtrünnigen Gemahlin war. Gloucester aber liess er der Sitte der Zeit gemäss zum Zweikampfe herausfordern, wobei abenteuerlich genug dessen Bruder Bedford als Unparteiischer zu fungiren verhiess. Wir durchschauen die Gründe nicht klar, welche Gloucester im Frühling 1425 aus der bereits gefährdeten Stellung im Hennegau nach London zurückriefen. Weshalb verlangten die Hennegauer, dass er mit seinen englischen Völkern abzöge, und zwangen dagegen Jakobäa bei ihnen zu bleiben? Die Geschichten erzählen, Humfrid habe in London Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Duell treffen wollen, und erwähnen die grosse Zärtlichkeit, mit welcher er von Jacqueline geschieden sei. Wir fürchten, er war ihrer bereits herzlich überdrüssig geworden, und es war ihm vor allem darum zu thun seine Ränke in der Heimat fortzuspinnen. Er hat nichts Ernstliches unternommen, um die durch ihn heraufbeschworene Katastrophe in den Niederlanden zu hemmen. So drangen die Brabanter ungehindert ins Hennegau, blockirten Mons und zwangen schon im Juli die Besatzung ihre Herrin sammt dem festen Orte auszuliefern. In der Capitulation musste sich die Gräfin dazu bequemen, in Gent unter der Hut Herzog Philipps von Burgund sich ruhig zu verhalten, bis Papst Martin V. über sie entschieden haben würde. Der aber drohte mit dem Bannstrahle wider ihr letztes mit dem englischen Prinzen

geschlossenes Ehebündniss und trat auch dem beabsichtigten Zweikampfe kräftig entgegen. Da entwich um den Streit nur noch ärger zu entfachen die abenteuernde Frau schon wenige Monate später aus ihrer Haft. Es gelang ihr am 31. August 1425 in Mannskleidern aus dem Grafenstein zu Gent zu entkommen, in Antwerpen ein Schiff zu besteigen und sich nach Holland zu werfen, wo gestützt auf die Kabeljaus Herzog Philipp bereits ebenfalls Besitz zu ergreifen begonnen hatte. Kaum zeigte sie sich indess in Vyanen, so eilten die Hoeks jubelnd herbei um der muthigen Herrin ihr Erbe bewahren zu helfen. Fast drei Jahre lang, unter mancherlei Wechselfällen hat Jacqueline ihre letzten Provinzen gegen die gewaltig um sich greifende Macht Philipps zu behaupten gesucht. Anfangs leistet ihr Gloucester noch Hilfe: vier und zwanzig Schiffe und fünfhundert Engländer unter Lord Fitzwalter unternehmen es ihre Sache zu verfechten; aber immer spärlicher fliessen die Vorschüsse, welche im Namen Heinrichs VI. „seiner theueren und geliebten Tante, der Herzogin von Gloucester" geboten werden. Bald heisst sie in den Erlassen weit unhöflicher nur die Dame von Gloucester. Vergeblich beruft sich die hartnäckig in den letzten Trutzburgen ihrer Partei ausharrende Frau auf die vielen schönen Verheissungen, die man ihr ehedem in London gemacht. Während Johann von Brabant stirbt und Herzog Humfrid an Jacqueline und ihrem Treiben längst die Lust verloren hat, versiegt die elende Politik Englands in den Niederlanden vollends, und 1428 muss sich die Gräfin definitiv an Burgund ergeben. In dem am 3. Juli vollzogenen Vertrage erklärt sie selber niemals die rechtmässige Gemahlin des englischen Prinzen gewesen zu sein, sich niemals wieder vermählen, dagegen Herzog Philipp während ihres Lebens als Ruwaert von Holland, nach ihrem Tode aber als Erben ihrer sämmtlichen Besitzungen anerkennen zu wollen. Hat die treulose Frau dann auch einige Jahre später noch einmal ihr

Wort gebrochen und sich auf Seeland einem einheimischen Edelmanne, dem Ritter Franz von Borsselen, in die Arme geworfen, so hat sie damit nur eine raschere Lösung herbeigeführt. Im Jahre 1433 muss sie ihre sämmtlichen Staaten an Philipp abtreten, nachdem dieser ihren Geliebten ergriffen und mit seiner Hinrichtung gedroht; und am 9. October 1436 hat ihr viel bewegtes Leben ein frühes Ende erreicht. Man möchte an dieser wunderlichen Fürstin fast ähnliche bedenkliche Züge gewahren, wie sie das Bild der Maria Stuart verunstalten. Wider die Interessen seines Hauses und seines Vaterlandes aber hatte Humfrid sich solcher Gestalt verleiten lassen einen schwankenden Bundesgenossen zu reizen und das Seine dazu beizutragen, dass der mächtigste Vassall der französischen Krone Provinzen an sich brachte, deren Unabhängigkeit politisch und commerciel für England von unendlicher Bedeutung war.

Ohne einen Fussbreit Lands in Hennegau und Holland nannte der Lancaster sich stolz Humfrid von Gottes Gnaden, Sohn, Bruder und Oheim von Königen, Herzog von Gloucester, Graf von Hennegau, Holland, Flandern und Pembroke, Herr von Friesland, Grosskämmerer des Königreichs England, Protector und Defensor des Reichs und der Kirche von England, — und machte wiederholte Ansätze diese hochtönenden Titel zu verwirklichen. Allein schon längst trat ihm eine Gestalt, fest wie ein Thurm, hemmend in den Weg. Man hat den Cardinal Beaufort nach Shaksperes scharfen Umrissen in der Regel als das Schreckbild ungeheuerlichen Geizes und hierarchischer Herrschsucht, und darauf bauend als das zerstörende Moment in den Parteikämpfen jener Zeit gefasst. Ein Blick in das überlieferte geschichtliche Material genügt um zu erkennen, dass der Kirchenfürst im Gegentheil conservativ und patriotisch durchaus die lancastersche Politik verfochten hat, während Gloucester ränkevoll und unvernünftig sie einzureissen bestrebt war. Heinrich Beaufort nun war der

zweite Sohn, den Johann von Gent einst mit seiner Maitresse und nachmaligen dritten Gemahlin Katharina Swynford erzeugt hatte, also ein Oheim Gloucesters und seiner Brüder. Gleich mehreren Geschwistern war er zwar nachträglich legitimirt, aber ausdrücklich von jedem Anrechte an die Krone ausgeschlossen worden. Dafür entschädigten indess vornehme Stellung und ein kluges Wirthschaften mit den Reichthümern, die ihm frühzeitige Beförderung im Kirchendienst gewährte. Er erhielt als Bischof den hoch begüterten Sprengel von Winchester und dadurch einen tief greifenden Einfluss in Kirche und Staat. Seine besondere Vorliebe war einst dem Prinzen von Wales, dem nachherigen Heinrich V., zugewandt gewesen; heute noch erzählt man sich in Oxford, wie dieser unter seiner Leitung dort im Königin-Collegium studirt habe; es sind dunkle Andeutungen vorhanden, nach denen bei den Zerwürfnissen, die der lockere Prinz einst mit seinem kranken, mürrischen Vater hatte, Beaufort auf der Seite des Lieblingsneffen gestanden. Dieser hat ihn daher auch in seinem Testament nicht übergangen und ihn ausdrücklich als einen der Vormünder seines Söhnleins eingesetzt. Als Mitglied des Geheimen Raths war er schon seit Jahren bei Erledigung aller grossen Fragen thätig, und eine Weile sogar Kanzler gewesen. Sein riesiger Reichthum, den er meisterhaft zu verwalten und anzulegen wusste, und dessen Vergrösserung allerdings seine Herzensfreude gewesen zu sein scheint, stand bei zunehmender Verlegenheit dem Staate wiederholt zur Verfügung. Heinrich V. schon hatte er 30,000 Pfund Sterling vorgestreckt, bald schuldete ihm die gegenwärtige Regierung ähnliche Summen. Das stolze Gebahren des Prälaten, seine Speculationen, sein kraftvolles Auftreten bei so mancher Gelegenheit hatten ihm, wie sich denken lässt, allerdings auch Neider und Feinde erweckt. Da er sich nur zu oft tadelnd über seinen Neffen Gloucester äussern musste, über die ehrgeizigen Absichten desselben auf die Regierung, die kirchenfeindliche

Verbindung mit Jacqueline und die Einbussen in den Niederlanden, konnte es nicht fehlen, dass die beiden als die vornehmsten Nebenbuhler an einander geriethen und um die Obermacht zu ringen begannen. Der Bischof, wie so mancher Prälat seiner Tags ohne eigentliche innere, geistliche Würde, aber voll politischer Einsicht und Kraft, erschien dabei als Wortführer des fast durchweg lancasterisch gesinnten Adels; der Herzog dagegen, dem die Vornehmen nicht trauten, suchte seinen Anhang im Volke; die Bürger Londons schwärmten für ihn, da er sie durch huldvolle Herablassung und Schmeichelkünste vortrefflich zu gewinnen verstand.

Während jener Expedition ins Hennegau hat Beaufort zum zweiten Mal das Amt des Kanzlers inne und benutzt die Abwesenheit seines unruhigen Neffen um eine starke, zuverlässige Garnison in den Tower zu legen. Von dieser Feste aus hofft er die leicht entflammten Gemüther der Hauptstadt in Ordnung zu halten. Nachdem Gloucester jedoch von dort zurückgekehrt und auf die Nachricht von Jakobäas Flucht aus Gent noch einmal den Gedanken aufnimmt ihr in Holland und Seeland beizuspringen, greifen eines Tags die Bürger unter ihrem Mayor für ihn zu den Waffen. Den Tower freilich getrauen sie sich nicht zu erobern, aber über die Brücke wollen sie ziehen und an dem Bischofe in seinem Palast, dort am anderen Ufer der Themse ihren Muth kühlen. Allein der hat es seinerseits nicht an Gegenanstalten fehlen lassen, Ritter und Schützen sperren die Strasse und haben in den nächsten Häusern Posten gefasst. Eine Weile steht man sich drohend gegenüber und erst nach längerer Vermittelung, namentlich von geistlicher Seite, ist es gelungen, die kampflustigen Gegner zu vermögen auseinander zu gehn. Der Zorn in den Herzen der beiden Führer war damit aber keineswegs gedämpft; er leuchtet uns noch aus einem Briefe entgegen, den der Bischof von Winchester am 30. October 1425, dem Tage nach diesen Auftritten, an den Herzog von

Bedford nach Frankreich schrieb: eilig möge er herüber kommen den Streit zu schlichten, falls nicht das Land in die Gefahr des Bürgerkriegs gestürzt werden sollte. „Ihr habt hier einen solchen Bruder, aus dem Gott allein einen guten Mann machen kann."

So schwer es Bedford unter den ernsten Umständen in Frankreich wurde, so zauderte er doch nicht lange; Friede in England war schlechterdings erforderlich, wenn man die fremde Eroberung behaupten wollte. Der Regent machte sich daher in den ersten Tagen des neuen Jahres nach London auf um Versöhnung zu stiften und die hadernden Gemüther zur Errreichung eines grossen Zwecks zu gewinnen. Es war sein Plan, ehe die Sache vor dem Parlament zur Sprache kam, noch einmal zu versuchen seinen Bruder in Güte umzustimmen. Darum fertigte er denn eine vornehme Commission unter dem Erzbischofe von Canterbury an ihn ab, die ihn auffordern sollte, etliche Tage vor Eröffnung der Sitzungen in Leicester sich wegen seines Unwillens über den Kanzler zu erklären. Gloucester zog es indess vor selber auf dem Parlament mit einer heftigen Anklagebill gegen seinen Oheim vorzugehen, musste aber sofort zu seinem nicht geringen Verdruss gewahren, dass Herren und Gemeine nicht so dachten wie er. Bei Beauforts würdevollem Benehmen blieb ihm nichts Anderes übrig als ihm die Hand zu reichen, dazu sprechend: „Lieber Oheim, ich bin recht froh, dass Ihr Euch so wohlgesinnt gegen mich erklärt habt, und dafür nehme ich Euch denn auch." Das war nicht aufrichtig von Herzen geredet. Ein ganzes Jahr scheint Bedford in England geblieben zu sein um die bösen Zwistigkeiten zu legen, die bereits so nachtheilig auf die Lage der Dinge in Frankreich einzuwirken begannen. Als er vor seiner Abreise am 28. Januar 1427 dem Staatsrathe bereitwillig den Eid auf die Regentschaftsordnung erneuerte, wie sie für die Minderjährigkeit Heinrichs VI. festgesetzt worden, hatte sich sein Bruder missver-

gnügt von der Sitzung fern gehalten, stellte sich krank und meinte wohl damit einem ähnlichen Schwure auszuweichen. Als die Lords ihn auf seinem Lager aufsuchten um ihm das geltende Verfassungsrecht klar zu machen, sagte er laut, so dass es Jedermann hörte: „Lasst meinen Bruder, dieweil er im Lande ist, nur regieren so viel er Lust hat; sobald er wieder nach Frankreich geht, will ich herrschen, wie es mir gut scheint.“

Die nächst folgenden Jahre haben für England in reicher Fülle die bitteren Früchte dieses unvernünftigen Trotzes und der durch Gloucester offen gehaltenen Spaltung an den Tag gefördert. In rascher Folge trafen ja Schlag auf Schlag. Das wunderbare Erscheinen der Jungfrau, die Erhebung der Franzosen wider die fremden Eroberer, der unheilvolle Tod des Herzogs von Bedford, nachdem dieser wackere Mann fast Uebermenschliches geleistet, der offene Abfall Burgunds, das waren Ereignisse, die in weniger als zwanzig Jahren die völlige Vertreibung der Engländer aus Frankreich herbeiführten. Fragen wir, wie hat sich Herzog Humfrid diesem Verlaufe der Dinge gegenüber benommen. Noch einmal finden wir ihn mit seinem Oheime, dem nunmehr zum Cardinal erhobenen Bischof von Winchester, in Streit. Der neue römische Titel namentlich bot Anlass genug vor allen die Gemeinen gegen ihn zu hetzen; die alten Statute gegen die Eingriffe der Curie wurden hervorgezogen um einen englischen Prälaten aus dem Geheimen Rathe und von jeder Theilnahme an den Reichsgeschäften zu verdrängen, zur selben Zeit als dieser auf eigene Kosten Truppen angeworben, die freilich nicht ihrer ursprünglichen Bestimmung getreu gegen die Husiten nach Böhmen zogen, aber nicht wenig dazu beigetragen haben dem ersten Aufschwunge der Franzosen unter Jeanne Darc Schranken zu setzen. Geradezu ein Process auf Hochverrath schwebte über dem Haupte des Cardinals, es gelang ihm aber wiederum die Gefahr zu bannen, sobald er nur im Gefolge

des jungen Königs vom Festlande heimkehrte und bei dem immer ärger werdenden Drange der Umstände wegen seines Reichthums als ein Retter in der Noth begrüsst wurde. Noch einmal finden wir denn auch den Herzog von Bedford in England, nicht lange vor seinem Tode. Es gilt abermals Ruhe und Frieden zu sichern, doch hat er sich selber sogar gegen hämische Anschuldigungen zu vertheidigen, die ohne Frage von Gloucester ausgiengen. Er hat diesen Ruhestörer auch jetzt noch nicht aus der ihm einmal angewiesenen Stellung verdrängt, ihm aber die Intriguen behufs Unterstützung Jacquelines gegen Burgund, die Aufwiegelung der londoner Bevölkerung und das sehr verderbliche Eingreifen in die nicht wenig zerrütteten Finanzen des Staats zu legen gesucht. Mit Ingrimm hat Humfrid damals dem edlen Beispiele Bedfords folgen müssen, als dieser freiwillig den eigenen Gehalt auf 1000 Pfund herabsetzte, sich aber an ihm gerächt durch mäkelnde und gehässige Aeusserungen über die Massregeln, welche der treffliche Bruder unermüdlich zur kräftigen Wiederaufnahme des Kriegs betrieb. Erst nachdem Bedford zu Rouen im Grabe lag, nahm Gloucester, der bisher zu Gunsten des Kriegs nur den Mund gewaltig vollgenommen, damit aber die Gemüther der Menge zu seinem Vortheile zu entflammen hoffte, persönlich wieder an einer Waffenthat Theil. Die Burgunder, durch den Vertrag von Arras nun offen mit König Karl VII. versöhnt, waren im Jahre 1436 vor Calais gezogen und gedachten keck diese alte ruhmvolle Beute Eduards III. dem Feinde zu entreissen; da erschien ein englisches Geschwader unter dem Oberbefehle des Herzogs, der stolz sich Graf von Flandern nannte, und flugs machten sich die Gegner aus dem Staube ohne eigentlich die Schwerter zu messen. Allein auch der englische Prinz hatte hier keine Lorbern gesucht. Rasch war er in die Heimat zurückgekehrt. Immer wieder begegnen wir ihm auf den alten krummen Pfaden, auf denen er zu selbständiger Macht zu

gelangen vermeinte. Während der Cardinal fest und entschieden an die Spitze seiner Partei tritt, die einen offenen Vergleich und ehrlichen Frieden mit Frankreich anzubahnen bemüht ist, ruft Gloucester beständig nach Krieg, ohne selber jemals ernstliche Anstalten zu treffen; seine unablässigen Wühlereien tragen die Schuld, wenn das Verderben, welches über die Herrschaft des Hauses Lancaster in Frankreich gekommen, nun auch in England einzureissen droht.

Seltsam genug, aber verhängnissvoll greift ähnlich wie vor Jahren wiederum ein Weib tief in die Lebensgeschichte Gloucesters ein und trägt einen nicht geringen Antheil an den folgenden eigenthümlichen Katastrophen. Bei jener Expedition ins Hennegau im Jahre 1424 hatte sich im Gefolge der Gräfin Jacqueline ein Fräulein Eleonore Cobham, die Tochter des Lords Reginald Cobham von Sterborough, befunden. Wir hören nicht, dass ihre Reize besonders anziehend gewesen, ihre Tugend aber soll schon damals in keinem guten Rufe gestanden haben. Im Juni 1425 kehrte sie mit Herzog Humfrid nach England heim, und bald war es in London kein Geheimniss mehr, dass sie mit ihm als seine Maitresse lebe. Es dauerte nicht lange, so erhob er sie zu seiner Gemahlin, unbekümmert darum, dass der Segen eines Priesters einst seinen Bund mit Jacqueline geschlossen, die damals noch sich erbittert mit ihren Gegnern herumschlug. Die Ehe mit Eleonore reizte aber selbst in der Sphäre der Anhänger des Herzogs zu lauten Aeusserungen des Unwillens. Einmal, wird erzählt, begab sich ein Haufe ehrbarer londoner Weiber mit einem Bittgesuche ins Haus der Lords, um hier vor dem höchsten Tribunal ohne Rückhalt Klage zu führen über die Schande und den Unfug, dass ein Prinz von Geblüt ein ihm angetrautes Weib in Holland sitzen lasse, um sich wider Gottes Gebot mit einer übel berüchtigten Person zu verbinden. Allein was halfen solche Vorstellungen? Gloucester fand einmal an Damen von absonderlichen Eigen-

schaften seinen Geschmack; sein eigener flatterhafter und sittenloser Sinn hatte ihn längst von einer standesgemässen Ehe abgezogen. Sein Einfluss bei Hofe und in der Regierung war dagegen stark genug, um durchzusetzen, dass Eleonore Jahre lang als seine Gemahlin betrachtet worden ist. Ja, König Heinrich VI. hat sie als solche behandelt und der Dame von Gloucester, wie auch sie nun heisst, zu Neujahr artige Geschenke gesandt. Und dennoch sollte diese Dame einen jähen Sturz erleben und den schliesslichen Fall Gloucesters herbeiführen, gerade als dieser noch einmal alle Hebel ansetzte dem verhassten Oheime ein Bein zu stellen. Die Friedensbemühungen des Cardinals, die Befreiung des Königs von Schottland und des Herzogs von Orléans aus englischer Haft, dachte er, müssten prächtige Artikel zu einer neuen Anklage auf Hochverrath abgeben.

Eine solche war in der That anhängig gemacht worden; immer wieder wies Gloucester auf seinen berühmten Bruder Heinrich V. hin um die Politik des Cardinals durch sein Kriegsgeschrei zu vernichten, da verlautete im Jahre 1441 so recht im Sinn und Geist der Zeit von einem abenteuerlichen Treiben, das auf der Stelle Stadt und Land mit Skandal erfüllte. Aus der Zahl der Gelehrten, Astrologen und Schwarzkünstler, mit denen der wissbegierige Herzog zu verkehren liebte, wurde plötzlich ein gewisser Roger Bolingbroke, der die Weihen der Kirche besass, eingezogen unter der schweren Beschuldigung, dass er in Gemeinschaft mit einem anderen Standesgenossen durch Beschwörung und ähnliche finstere Mittel den Tod des Königs habe erwirken wollen. Kaum hatte der Verbrecher eines Sonntags am Schandpfahl die vorschriftsmässige Busse gethan, als in der zweitfolgenden Nacht Lady Eleonore plötzlich aus ihrer Wohnung entwich um im Asyl der Abtei zu Westminster ihr Heil zu suchen. Es verlautete, dass sie tief in ähnliche hochverrätherische Anschläge verwickelt sei, und Bolingbroke

gestand nunmehr, dass er von ihr angespornt worden, vermittelst der schwarzen Kunst die Zukunft zu erforschen: ihr Gemahl und und sie stünden dem Throne so nahe, vielleicht liess sich von den überirdischen Mächten in Erfahrung bringen, ob sie ihn dermaleinst einnehmen würden. Auch wurde eine Zauberin, die sogenannte Hexe von Eye, ergriffen, die schon vor Jahren wegen ähnlicher dunklen Vorgänge belangt worden; sie sollte der Dame von Gloucester beigestanden haben den Herzog ihren Gemahl durch Liebestränke in ihre argen Künste zu verstricken. Dies war wohl die populäre, oder gar officielle Auslegung so absonderlicher Enthüllungen um Herzog Humfrid aus dem bösen Schatten des Verdachts, der natürlich auch auf ihn fallen musste, einigermassen zu entfernen. Das Verfahren gegen seine Geliebte freilich vermochte er nicht zu hemmen. Ein aus Geistlichen und Criminalrichtern nach Weise einer Ketzerinquisition zusammengesetztes Tribunal bezichtigte sie, das Bildniss des Königs in Wachs unter geheimnissvollen Zurüstungen in der Art, wie schon Lavinia bei Horaz gethan, wie es im Mittelalter noch an vielen anderen Orten geschah, einem langsam glimmenden Feuer ausgesetzt zu haben, um, wie das Wachs hinschwinde, das leibliche Befinden des Königs zu vernichten. Erinnert man sich, dass Heinrich VI. sich niemals weder körperlich noch geistig entwickelt hat, vielmehr bald hernach in Blödsinn verfallen ist, und erinnert man sich ebenfalls, dass damals, eben weil sich die Naturwissenschaften noch in der Kindheit befanden, die geheimnissvollen Kräfte der Natur dem Wahnwitz und dem Aberglauben zu Ergründung des menschlichen Geistes wie zur Erforschung der Zukunft dienen sollten, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn wegen solcher Thorheiten auf die stärksten Strafen des Hochverraths erkannt wurde. Jene Mitschuldigen starben martervoll wie die gemeinsten Verbrecher; Lady Eleonore wurde nur durch ihre hohe Verbindung vom Tode errettet, nicht jedoch von



einer Busse gleich erniedrigend für sie und für denjenigen, der ihr Gemahl gewesen. Die Chroniken der City von London wetteifern in der ausführlichen Schilderung, wie Eleonore Cobham eines Montags in einer Barke von Westminster nach der Werfte am Tempel gebracht worden sei, barhaupt und barfuss, im weiten Pönitenzkleide, eine brennende Kerze auf der Hand. Sobald sie ans Land gestiegen, sei sie vom Lord Mayor und den städtischen Behörden empfangen und Fleetstreet hinauf durch die dicht gedrängte gaffende Menge in seltsamer Procession in die St. Paulskirche geleitet worden, um dort an den Altären der Heiligen ihre Sünden zu bekennen und ihre Kerze auszulöschen. Am Mittewoch und am Freitag sah man sie in einem ähnlichen Aufzuge nach anderen Kirchen der Stadt schreiten. Hierauf wurde sie dem Sir Thomas Stanley, einem bewährten Rittersmanne und Ahnherrn eines berühmten Adelsgeschlechts, in strenge Hut übergeben, in der sie ihr Leben verbracht hat, zuerst auf dem Schlosse von Chester, dann in Kenilworth und zuletzt auf der Insel Man. Damit verschwindet sie aus der Lebensgeschichte des Herzogs, der die Schmach, die sie vor aller Welt über ihn gebracht, nicht verwunden und sich von dem harten Schlage niemals völlig erholt hat. Wie weit er bei dem Beginnen Eleonorens schuldig gewesen, ist eine Frage, die sich aus den erhaltenen Documenten schwer beantworten lässt; andere, freilich edlere Züge in seinem Wesen, von denen noch die Rede sein wird, lassen vermuthen, dass er allerdings betheiligt war.

Inzwischen begann die Zeit und auch die Generation in England eine andere zu werden. Gloucester, so sehr er sich auch sträubte, so oft er namentlich auf die noch keineswegs völlig erloschene Volksgunst trumpfte und zum Widerstande gegen den Landesfeind aufrief, wurde nicht minder von dem Schauplatze der Ereignisse zurückgedrängt wie der hoch-

betagte Cardinal Beaufort. Im Jahre 1445 hatte man den schwachsinnigen König mit Margareta von Anjou vermählt, deren starkes, unbeugsames Gemüth in der Folge unvertilgbare Spuren in der englischen Geschichte zurückgelassen hat. Man vermeinte durch diese Heirath einem ehrenvollen Frieden mit Frankreich die Bahn zu brechen. Der Graf von Suffolk, der kühn sich dazu verstanden die erforderlichen Verträge abzuschliessen, muss recht eigentlich als Fortsetzer der Politik des Cardinals betrachtet werden; sein Regiment lehnte sich eng an die hierarchisch-aristokratischen Grundsätze Heinrichs V. an. Uns sind die Einzelheiten unbekannt, weshalb sich Suffolk und die Königin Margareta, die damals ihre ersten jugendlichen Schwingen rührte, zu einem raschen, vernichtenden Schlage gegen Gloucester erhoben haben. Seiner Natur getreu hat dieser sicherlich die alten Ränke fortgesponnen, wenn er auch arglos in die ihm gestellte Falle gegangen zu sein scheint.

Auf den 10. Februar 1447 war ein Parlament nach der geräumigen Abtei von Bury St. Edmunds, einem Lieblingsaufenthalte des Königs, ausgeschrieben. Erst am 18ten war Herzog Humfrid eingetroffen und mit nicht eben zahlreicher Begleitung im Hospital für die Pilger abgestiegen. Die Vertheilung von Landwehren auf den Strassen, die strenge Bewachung der Zugänge zu der Wohnung des Königs hätte ihn mahnen sollen, auf seiner Hut zu sein, denn gegen irgend Jemand wurde etwas im Schilde geführt. Da erschienen noch am Tage seiner Ankunft bald nach der Mahlzeit die Herzöge von Somerset und Buckingham nebst Lord Beaumont dem Gross-Constable in seiner Behausung, um ihn kraft einer Anklage auf Hochverrath zu verhaften. Alle Gemüther waren gespannt auf den Process, der vor den Peers unverzüglich eröffnet werden sollte, als man am Nachmittage des 23sten in das verriegelte Gemach des Herzogs dringen musste und ihn todt in seinem Bette fand. Die Leichenschau ergab keine Spur

einer äusseren Verletzung; wie er zu seinem Ende gekommen, wird immerdar dunkel bleiben.

Die Zeugnisse der Zeit sind nämlich unendlich widersprechend. Unter den Anhängern Humfrids, namentlich in London, kam, wie es denn nicht anders sein konnte, sofort das Gerücht auf, er sei ermordet worden; die Leute erzählten sich, man habe ihn unter Federbetten erstickt gefunden, wie vor fünfzig Jahren seinen Grossoheim, der ebenfalls Herzog von Gloucester gewesen; oder er sei gar auf die scheussliche Art umgebracht wie einst der unglückliche Eduard II. Lieh doch die gewaltsame Verhaftung des Herzogs von Gloucester so wie der entschlossene Character des gefürchteten Grafen von Suffolk einer solchen Annahme nicht geringen Vorschub. Und war es nicht ein vorbedachter Schlag, unbeirrt durch alle Consequenzen, dass an demselben 18. Februar eine nicht unbeträchtliche Anzahl Anhänger und Dienstmannen des Herzogs auf seinem Gute bei Greenwich verhaftet und durch ein summarisches Verfahren bis unter den Galgen gebracht wurde? Sie hätten tollkühn mit bewaffneter Hand gen Bury St. Edmunds ziehen, den König entthronen, Humfrid von Gloucester an seiner Statt einsetzen und Eleonore Cobham seine Gemahlin befreien wollen, — arge Verbrechen, die ihnen zur Last gelegt wurden. Der Umstand, dass man die Angeklagten begnadigt hat, spricht freilich schon gegen die Wahrheit der Beschuldigung. Auch darf nicht übersehen werden, dass der Herzog unstreitig ohne Gefahr zu ahnen ins Netz gieng, dass er nicht von Greenwich aus, sondern von seiner fern in Wiltshire gelegene Burg Devizes nach Bury kam. Freilich hat der arme König Heinrich VI. in der Folge beständig daran festgehalten, sein geliebter Oheim habe ihm nach Leben und Krone getrachtet; niemals hat er zugegeben, dass das Andenken des Verstorbenen nachträglich durch das Parlament entsühnt werde; nicht ohne Widerspruch scheint selbst der Leichnam

standesgemäss in der Abtei St. Albans bestattet worden zu sein.

Das spricht aber alles keineswegs für eine gewaltsame Todesart. Vielmehr schreiben dem Herzoge befreundete Federn — unstreitig dieselben, die auf Grund seines lange betriebenen Liebäugelns mit den Bürgern Londons und wegen seines Widerstandes gegen die damalige, bereits gründlich verhasste Regierung den Beinamen des guten Herzogs von Gloucester überliefert haben, — sie schreiben mit grosser Bestimmtheit, dass Kummer und Gram über die plötzliche harte Haft natürlich, aber rasch, das Ende verursacht hätten. Wir besitzen jedoch noch ein anderes Zeugniss, das allerdings indirect, aber wie uns scheint mit Sicherheit, die Gegner von dem Verdachte des Mordes reinigt. Es ist doppelt wichtig, weil es auch ausserdem ein grelles Licht auf das ganze Wesen des Fürsten wirft, in welchem Dunkel und Helle einander merkwürdig berührten. In seinem fünf und vierzigsten Lebensjahre, also eilf Jahre vor seinem Tode, hat der Herzog seinen Leibarzt Gilbert Kymer, denselben, den wir späterhin vor dem Parlament ein Gutachten über den Irrsinn Heinrichs VI. abgeben sehen, ein hoch angesehenes Mitglied der Universität Oxford, aufgefordert seine Leibesbeschaffenheit zu untersuchen und ihm zu erklären. Weniger Angst vor einer nahen Auflösung als derselbe Wissensdrang, der den Herzog zu guten und bösen Dingen antrieb, ist die Veranlassung dieser schrecklichen Diagnose gewesen. Wir verschweigen ihren widerlichen Wortlaut. Genug, der Arzt gibt gar Nichts mehr auf die Gesundheit seines hohen Patienten, indem die inneren Organe, von denen schon recht verständig gehandelt, in Folge massloser sinnlicher Ausschweifungen gänzlich geschwächt und abgenutzt, die Nerven durch geistige und körperliche Ueberreizung aufgerieben seien. Welch ein Blick in die wilden, unbändigen Leidenschaften, die dieses Gemüth durchwühlen; welche Erklärung über den Hang Gloucesters

zu seiner unwürdigen Frauenzimmern. Aber bedarf es noch eines anderen Zeugnisses dafür, dass zumal bei einer heftigen Gemüthaufwallung ein so morscher Körper plötzlich zusammensank? Schon vor eilf Jahren hatte ihn ein weiser Arzt durchschaut, mit seiner warnenden Stimme aber schwerlich Gehör gefunden. Das in einem bemalten Fenster der Kirche von Greenwich erhaltene Bildniss des Prinzen bewahrt noch heute seine vor der Zeit alt und schlaff gewordenen Züge.

Es klingt widersinnig, wenn nach solchen Andeutungen aus dem Leben Gloucesters hier nun schliesslich ein Wort der Anerkennung stehen muss. Allein seine Schwächen und Fehler grenzten nun einmal scharf an durchaus edle Eigenschaften. Seine Freude an Alchymie und Magie wurzelten in einem echten Wissensdurst, nicht minder das Verlangen den inneren Bau des eigenen Leibes zu verstehen. Dieser Sinn war weit und unbegrenzt wie die Leidenschaften Humfrids. In einem Zeitalter der Auflösung und Zersetzung, des Uebergangs zu neuer, besserer Bildung, als die bisherige gewesen, wo wir weder den phantastischen und kraftvoll rohen Gestalten des Mittelalters noch den kühnen, die Wirklichkeit der Dinge ergreifenden Geistern der modernen Zeit begegnen, steht demnach der Herzog von Gloucester, in seinem Vaterlande allerdings noch sehr vereinzelt, als ein ahnungsvoll in die Zukunft schauender Mann da. Thorheit und echtes Wissen, Aberglaube und Aufklärung freilich sind dabei bunt durch einander gemischt. In einer Schrift des Sir Thomas More hat sich eine artige Erzählung erhalten, wie Herzog Humfrid, der nicht mehr an Wunder und Legenden glaubte, einst zu St. Albans, wo er mancherlei Beziehungen gehabt zu haben scheint, einen bettelnden Betrüger, der sich blind gestellt und durch Berührung der Reliquien sehend geworden sein wollte, mit scharfem Spott entlarvt habe. Nicht minder als sein Grossvater, der vor Zeiten an einem trefflichen Dichter seine aufrichtige Freude gehabt, zog Humfrid alles

an sich heran, was in dem verkommenden Jahrhunderte noch in England dichtete und forschte. Aber er war ausserdem, was Johann von Gent nicht gewesen, ein Zeitgenosse der ersten Morgenröthe echter, classischer Wissenschaft, deren Samenkorn auf antikem Boden zunächst die ersten grünen Keime trieb und vornehmlich bei Gelegenheit des Concils zu Basel, in die während des Mittelalters im nördlichen Europa aufblühenden Staaten verpflanzt worden war. Zu Wien soll sich noch handschriftlich ein Brief finden, den Gloucester an jene grosse Kirchenversammlung gerichtet hat. Ein frischer Hauch des italienischen Humanismus hatte unverkennbar auch ihn berührt, der mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit als einer der ersten Priester dieser Lehre in England zu betrachten ist. Es lässt sich nicht sagen, wie und wo er dazu gekommen, ob bei seinem gelegentlichen Aufenthalte in Frankreich und den Niederlanden, ob die neue, bereits mächtig vordringende Geistesrichtung ihm unbekümmert um Raum und Zeit angeflogen sei. Allein Eins ist sicher, selten war ein Boden zur Aufnahme der Aussaat so empfänglich wie die wissbegierige Seele des Herzogs. Wie überall im Anfange der Ernte Weizen und Spreu schwer zu scheiden sind, so auch hier. Die Fehler und lasterhaften Seiten der Renaissance, die neben dem unendlich befruchtenden Wirken der Wiederbelebung antiken Geistes während jenes Zeitalters so manches psychologisch unlösbare Problem hinstellen, treten auf das Grellste auch in diesem merkwürdigen Lancaster hervor.

An seinem Hofe, den er als Statthalter in die Hauptstadt, wo er in Baynard-Castle am Flusse zu wohnen pflegte, oder noch ungebundener auf einem seiner vielen Landsitze hielt, müssen eigenthümliche Gestalten fremdartiger Herkunft und sehr verschiedenen Werthes einander begegnet sein. Da waren zunächst die Naturforscher, wie wir gesehen selbst geistlichen Standes, deren Physik und Chemie noch nicht das Gebiet der

schwarzen Kunst und der Zauberei geräumt hatten. Hörten sie nicht bereits von wunderbaren, Epoche machenden Entdeckungen, durch welche die beiden grossen Seiten des Lebens, Krieg und Friede, völlig umgestaltet werden sollten? Hatten sie nicht als spähende Vorläufer die Experimente und Schriften ihres grossen, unvergleichlichen Landsmannes Roger Baco vor Augen, der, fast ein englischer Faust des dreizehnten Jahrhunderts, halb Magier, halb Naturphilosoph schien; und ertheilte ihnen die Regierung nicht wiederholt die eifrig begehrten Patente den Stein der Weisen zu entdecken, das Mittel aller Mittel zu erforschen oder aus gemeinen Stoffen kostbares Gold zu bereiten? Sie erfreuten sich der besonderen Huld ihres hohen Gönners, und zwar so weit, dass kaum ohne seinen Antheil ihre Kunst zum Verbrechen wurde.

Er sammelte ferner die wenigen Engländer um sich, die in seinen Tagen literarische Bedeutung hatten: Johann von Whethamstead, den Abt von St. Albans, der in seiner schwülstigen, geistlosen Chronik doch mit Wärme von dem Fürstensohne spricht, dem er in seiner Abtei zur Seite des Protomartyrs von England das Grabdenkmal hat errichten lassen, und einen anderen Historiographen der Zeit William Botoner, der, gleichfalls ein echtes Kind des Jahrhunderts, sich mit chronologischen, heraldischen, astronomischen und sogar medicinischen Arbeiten zu schaffen machte. Dann treffen wir natürlich auf den damaligen Hofpoeten John Lydgate, einen Mönch des Stifts Bury St. Edmunds, der ohne die geringsten poetischen Gaben, ohne eine Spur von Chaucers Geist zu besitzen, dennoch in der von diesem geschaffenen Form eine Fluth von Versen gemacht hat, von denen die grössere Masse schwerlich jemals gedruckt werden wird. Der Herzog soll ihn veranlasst haben, ein Buch des Boccaccio ins Englische zu übersetzen; er erhält dafür denn auch seinen Antheil an den Schmeicheleien und Lobhudeleien, mit denen Lydgate bei officiellen und privaten Anlässen stets bei der Hand war. Es ist dem herzoglichen

Ehrgeize schon Recht, wenn er in dem Encomium auf die Krönung Heinrichs VI. zu Paris nicht übergangen wird. Da heisst es:

„Herzog von Gloucester nennen sie den Fürsten,
Der trotz des hohen Rangs und hoher Ehren
Im Herzen nährt ein dauerndes Gelüsten
Nach allem, was die alten Bücher lehren;
So glücklich gross ist hierin sein Begehren,
Dass tugendsam er seine Zeit verbringt
Und trunkne Trägheit männiglich bezwingt."

Lydgate hat mit dem an Gloucester eingesandten Gedichte „für seinen leeren Geldbbeutel" sicher nicht umsonst gebettelt.

Allein nicht nur die Schriften des alten Florentiner Novellisten scheint Herzog Humfrid gern gehabt zu haben, er hat auch die ersten gelehrten Italiener, die nach England kamen, freundlich bei sich aufgenommen, insonderheit einen solchen, gebürtig aus Forli, der sich, wie damals nicht selten unter seinen Landsleuten, einen berühmten classischen Namen, den des Titus Livius beigelegt hatte. Arm und reiselustig, wie dieser selbst erzählt, war er ausgewandert um einen fürstlichen Gönner zu suchen, der seine Talente zu schätzen und zu lohnen wisse. Er fand ihn in dem Herzoge von Gloucester und liess sich von ihm bestimmen, das Leben und die Thaten seines berühmten Bruders, des Königs Heinrich V., in einer nicht ganz schlecht geschriebenen Biographie zu schildern. Humfrid erhebt den Verfasser dafür zu seinem Hofdichter und Orator und nöthigt den König ihm das englische Indigenat zu ertheilen. Zu anderen, berühmteren italienischen Gelehrten steht er in naher Beziehung. Es ist eine merkwürdige Nachricht, dass Leonardo Aretino, eine der Zierden des akademischen Hofhaltes des alten Cosmo dei Medici, ein Mann, der durch sein gutes Latein glänzte und auch Griechisch verstand, dem englischen Prinzen seine Uebersetzung der Politik des Aristoteles zugeeignet hat. Das hat dann einen anderen, den

späteren Archivar des gelehrten Papstes Nicolaus V., Pietro Candido Decembrio, ermuthigt, da er so viel Herrliches über Gloucester gehört hat, ihm die Uebersetzung eines nicht minder berühmten Werks, der Platonischen Republik, anzubieten. Der Erzbischof von Mailand steht nicht an, diese Bitte mit einer warmen Empfehlung zu begleiten und dem Herzoge durch einen Vergleich mit Julius Cäsar und Cäsar Octavianus zu schmeicheln. Der interessante Briefwechsel liegt noch handschriftlich unter anderen in München und Durham und bewahrt auch die Antworten Gloucesters, der von London und Penshurst aus seine lebhafte Freude zu erkennen gibt über den Aufschwung der Wissenschaft und den Eifer so vieler des Lateinischen und des Griechischen kundigen Männer, jenes Anerbieten mit Dank annimmt und, als Decembrio nur die fünf ersten Bücher der Republik eingesandt, im März 1439 um das Ganze bittet, obwohl die einzelnen Stücke ursprünglich verschiedenen Freunden der Literatur gewidmet werden sollten. Mit wahrhaft fürstlicher Munificenz hat sich der Herzog, wie mehrfach erwähnt wird, gegen alle diese Leute benommen. Aeneas Silvius, späterhin Papst Pius II., preist noch die „studia humanitatis“ des englischen Königssohns.

Dass Humfrid auf das Eifrigste Bücher gesammelt, lässt sich gleichfalls bestätigen. Namentlich mit Miniaturen schön verzierte Codices sollen ihm die Vorsteher reicher Klöster, die sich um seine Huld bewarben, häufig verehrt haben; eigenhändig habe er dann auf dem leeren Blatte vor dem Titel seinen Wahlspruch eingetragen: *Moun bien moundain* — mein weltlich Gut! Eine Handschrift im britischen Museum, ein Werk über Schottland, ist freilich nicht durch diese Worte, aber ebenfalls französisch und höchst wahrscheinlich autograph als sein ehemaliges Eigenthum bezeichnet. Ebenso ein Commentar zur Genesis, der in Oxford aufbewahrt wird, die Arbeit des als Geschichtschreiber und Theolog bekannten Augustinerbruders John Capgrave, der Gloucester gleichfalls nahe stand

und sogar sein leider nicht mehr aufgefundenes Leben geschrieben haben soll. Den Domherrn Upton hatte der Herzog mit Uebersetzung eines Werks über die Kriegskunst beauftragt. Vielleicht dass Poggio Bracciolini, der bekanntlich 1420 nach England kam um auch dort nach Manuscripten der Classiker zu forschen, schon damals mit Gloucester in gelehrte und buchhändlerische Verbindung getreten.

Das alte Universitätsregister von Oxford enthält unter dem Jahre 1443 die Notiz, dass der Herzog eine Bibliothek von 135 Bänden der Universität testamentarisch vermachte, deren dürftiger Katalog sich erhalten hat und einen eigenthümlichen Blick in die aus scholastischen, astrologischen, decretalen und classischen Handschriften bestehende Sammlung des Fürsten gestattet.

Wohl ist es eine Freude nach so vielem Tadel über ein durch Ehrgeiz und Leidenschaft verfehltes Leben den Herzog von Gloucester doch auch loben zu dürfen. Allein selbst wegen seiner humanistischen Bestrebungen gebührt ihm keineswegs der ihm wahrscheinlich nur aus politischen Parteigründen beigelegte Name des Guten. Es ist nun einmal die schwache Seite des Humanismus gewesen, dass seine Jünger zumal in den gährenden Anfängen die Sitte oder vielmehr Unsitte des classischen Alterthums über christliche Zucht und Tugend erhoben. Auch in Herzog Humfrids Leben ist von keiner Moral, viel weniger von Religiosität die Rede. Die Stimme Wiclifs und seiner Prediger, die mit den Worten des Evangeliums zur Sinnesänderung gerufen, war im Feuerqualm der Scheiterhaufen erstickt worden. Der Prinz, der gelegentlich auch an diesen Verfolgungen Theil genommen, lebte in Zeiten, als der Klerus noch einmal ungehindert und unbekümmert um das eigene und anderer Seelenheil ein gottloses und gottvergessenes Leben führen durfte, als Päpste und hohe Kirchenfürsten, wenn sie überhaupt nach feinerer Bildung trachteten, etwa nur glaubten und dachten wie die verkommende Welt von Athen und

Rom. Ist es darum unter so vielen Beispielen sehr zu verwundern, wenn Herzog Humfrid vielleicht den Platon und Aristoteles zur Hand nahm um klüger als andere zu seinen Herrscherzwecken zu gelangen, wenn er aus ähnlichen Gründen das Leben seines Bruders schreiben liess und selbst in seinen edleren Trieben nicht frei von starkem Eigennutz blieb? Der Mangel an Zucht und Sitte trieb endlich auch seine Neugier, seine Lust an der Forschung auf schlimme, verderbliche Abwege. Selbst in diesen Stücken erscheint sein Andenken nicht fleckenlos.

XII. London im Mittelalter.*)

Mit Recht darf Paris sich rühmen, als ein Abbild des alten Roms schon während des Mittelalters unter den Nationen, welche nunmehr die Weltgeschicke in ihrer Hand hielten, in geistiger und selbst politischer Beziehung als Metropole und Schwerpunct zu gelten, von dem die Pulsschläge des öffentlichen Lebens ausgiengen. Die gewaltigen Schwingungen der Kreuzzüge fanden vor allen am Hofe der Könige von Frankreich die kräftigste Förderung; die pariser Universität glänzte um dieselbe Zeit als Hochschule des Abendlands in allen Stücken, welche die erhabenste Wissenschaft der Menschheit betrafen; in Kunst, Geschmack, feinem Wesen und guter wie schlechter Sitte gaben die Pariser frühzeitig den Ton an, der sofort bei Romanen und Germanen nachklang. Auch in Grösse, Reichthum und Schönheit stand die Stadt ohne Frage eine Weile über allen anderen im Norden der Alpen.

*) John Stow, Survey of London ed. Strype 1720. Vita S. Thomae Cantuariensis a Willielmo filio Stephani conscripta ed J. A. Giles, Patres Eccl. Anglicanae, Vol. I, 1845. Munimenta Gildhallae Londoniensis, Vol. I. Liber Albus A. D. 1419, ed. H. T. Riley, London 1859 (Rerr. Brit. m. aevi SS.). G. Norton, Commentaries on the history, constitution and chartered franchises of the City of London, 3 Ed., London 1869.

In einigen dieser Eigenschaften jedoch hatte sie längst eine Nebenbuhlerin, die ausserdem noch, mit anderen trefflichen Anlagen ausgerüstet, ihr hier und da bald den Rang streitig zu machen begann. Wenn London nicht gleich Paris in der politischen und civilisatorischen Fortschrittsbewegung beständig die Blicke der Welt auf sich zog, so hängt das mit seiner insularen Lage zusammen. Aber gerade hierin schlummerten doch wieder die ungeheueren Vortheile, die es nach anderen Richtungen hin einzig in seiner Art machen sollten. Auf dem Eilande, das die Natur selber mit unerschöpflichen eigenen Hilfsmitteln ausgestattet, erhob sich die Stadt an einem breiten Strome, eben dort, wo derselbe nicht allzu weit von der Mündung noch die ganze Gewalt der ewig, unabänderlich wiederkehrenden oceanischen Fluthen verspürt. An beiden Ufern landeinwärts steigen in sanfter Wellenform Hügelreihen auf, an denen sich meilenweit stromauf das durch Jahrtausende in vielen Schichten abgelagerte Flussbett verfolgen lässt. Die Erhebungen indess sind zu geringfügig um dem ungeheueren Wachsthume der grössten Stadt der Welt unübersteigliche Schranken zu setzen, vielmehr haben sie in alten und neuen Zeiten gleich dem Flusse wesentlich den Character Londons bilden helfen. Es gab wohl keinen Fleck der Erde, der, sobald Nordeuropa in das Weltleben eingetreten, für den maritimen Verkehr eine günstiger gelegene Zwischenstation geboten hätte. So behauptete es auch seinen Rang, nachdem Amerika und das Erdenrund entdeckt worden.

Es ist natürlich, dass die Völkerschaften, aus denen im Laufe von Jahrhunderten die englische Nation erwachsen, mehr oder weniger ihre Fussstapfen auch auf dem Boden Londons zurückgelassen haben, denn London ist ja England. Von den alten Briten freilich fabelt ihr Gedächtniss nur in ihrer Weise fort. London, Caer-Lud, Ludgate sollen den Namen eines jener mythischen Könige aufbewahren, die ihr Geschlecht durch Brutus auf Troja zurückleiteten. Heisst

doch London noch bei den ersten namhaften englischen Dichtern die neue Troja. Neuere möchten den Ortsnamen gern walisisch, die Schiffstadt, deuten, oder im Tower den uralten Sitz eines Trinobantenfürsten, in vielen merkwürdigen Resten die Spuren der alten britischen Bevölkerung nachweisen. Sicher nur ist nach des Tacitus vollgiltigem Zeugnisse, dass die Römer schon, sobald sie sich in England näher umzusehen begannen, auf der Nordseite der Themse in London eine bedeutende Handelsstadt vorfanden, in welcher ein lebhafter Verkehr zahlreiche Kaufleute überseeischer Länder zusammenführte. Ein so trefflich gelegener Ort wurde, zumal nach einem allgemeinen Brande, bald römisch, erhielt die Verfassung eines Municipium und nahm die vielen ausgezeichneten Einrichtungen an, in denen die städtischen Pflanzungen der Römerzeit mit der Mutterstadt wetteiferten. An manchen Stellen der City werden heute noch fünfzehn Fuss unter der Oberfläche römisches Pflaster, antike Mosaikfussböden und ähnliche Kunstdenkmäler aufgefunden, und nicht nur der Hügel von St. Pauls, sondern auch andere heilige Stätten haben nach den vielen dort ausgegrabenen Urnen in heidnischer wie in früh christlicher Zeit als Begräbnissplätze gedient. Da man Aehnliches auf der gegenüber liegenden Seite beobachtet, hat in jener Epoche vielleicht schon eine stehende Brücke beide Ufer verbunden. Die alten römischen Mauern, die einst quadratisch die Stadt einschlossen, ihre vier Hauptthore lassen sich noch heute annähernd verfolgen; noch mancher wohl erhaltene Ziegel offenbart die Richtung, in der jene gelaufen, und den Fleck, wo diese gestanden.

Diese frühe Herrlichkeit gieng dann in den barbarischen Wirrsalen des fünften und sechsten Jahrhunderts jammervoll zu Grunde. Die Sachsen, an Feld und Wald gewöhnt, mieden die Stadt, deren Mauern indess noch Jahrhunderte lang Wind und Wetter so wie wilden Feinden allerlei Schlags Trotz geboten zu haben scheinen. Nur wie ein einsamer Lichtfleck in

der Finsterniss erscheint ein Bischof, aus den Trümmern eines Dianentempels auf einer ansehnlichen, vom Flusse aufsteigenden Düne erhebt sich die dem Apostel der Heiden, dem heiligen Paulus, gewidmete Kirche, und zwei bis drei Millien stromauf inmitten einer kleinen dornbewachsenen Insel, wo einst Apollos Bild gestanden, gründet ein frommer König von Essex dem heiligen Petrus eine Abtei. In der That, von einem sächsischen London lässt sich kaum erzählen, denn als Aelfred nach den wüsten Verheerungen der dänischen Vikinge die Stadt wieder aufbaute, geschah dies unstreitig aus römischem Material und nach dem alten, noch nicht verwischten Grundrisse. Gleich anderen Ortschaften war es in angelsächsischer Zeit mit Eintheilung, Verwaltung und Verfassung des platten Landes verwachsen. Erst gegen das Ende des Jahrtausends stösst man wieder auf Anzeichen, dass die Naturanlage zur Handelsstadt unverwüstlich gewesen. Mitten in schrecklichen Zeiten finden wir fremde Kaufleute, namentlich Deutsche, vermuthlich auch schon Skandinaven in bevorrechtetem Verkehr mit den Einwohnern. Als die dänischen Freibeuter von Neuem ihre Augen und Arme rach- und habgierig auf die Stadt richteten, vertheidigten sich die Londoner mit Muth und Erfolg. Damals, wie es scheint, hatten die furchtbaren Feinde auf Southwark festen Fuss gefasst, gruben um die Brücke, die ihnen im Wege war, zu umschiffen einen Canal, dessen Lauf noch lange erkennbar blieb, und liessen sich endlich gar sesshaft nieder. St. Olavskirche und Tooleystreet sind höchst merkwürdige Wahrsteine skandinavischer Bekehrung auf englischem Boden.

Auch die Geschichte Londons wie die von Kirche und Staat hebt dann ein neues Capitel an mit Wilhelm dem Eroberer. Die Stadt hatte gleich dem übrigen England sich unter sein Joch beugen müssen und wurde, obwohl er in einem alt ehrwürdigen, englisch geschriebenen Freibriefe ihr alle diejenigen Rechte zusicherte, die sie in König Eadwards

Tagen besessen, kaum anders behandelt als die übrigen Städte des eroberten Reichs. Im Osten, wo Briten, Römer und Sachsen unstreitig schon eine Feste zur Beherrschung des Flusses unterhalten hatten, erhob sich aus unzerstörbarem Stoffe der weisse Tower, um für alle Fälle der Noth dem Fürsten als Zufluchtsort oder Zwingburg zu dienen. Zwei andere Thürme etwas stromauf, aber in der dem Flusse zugekehrten Mauerlinie, übertrug Wilhelm zweien seiner Edlen, Baynard und Montfichet, als erbliches Lehn mit feudalen Pflichten und Rechten. Die Nachkommen des ersteren namentlich erhielten sich geraume Zeit in diesem Besitz und genossen, selbst nachdem London in voller jugendlicher Kraft da stand, als Burgvögte und Bannerherren der Stadt werthvolle Vorrechte. Dafür leisteten sie, wenn das Land Krieg führte, dem Magistrat an der Spitze von zwanzig Pferden Ritterdienst und nahmen in feierlichem Aufzuge an den Pforten der Kathedrale die Standarte Londons in Empfang. Das war eine echte Schöpfung des kraftvollen Eroberers so gut wie die mit cyklopischem Cement zusammengefügten Grundgewölbe des Towers oder die aller Zeit trotzenden Mauern, auf welchen der zweite Wilhelm die grosse Halle neben der Abtei von Westminster aufführen liess. Die bewusste Gewalt solcher Fürsten nach entsetzlichen, alles mit Vernichtung bedrohenden Jahrhunderten trug auch ihre guten Früchte und scheint namentlich der Stadt London in reichem Masse zu Gute gekommen zu sein. Ein Gemisch aus verschiedenen Völkern und Rechtsverhältnissen fand hier neben den sächsisch-normännischen Bewohnern hinter festen Mauern sicheren Schutz und persönliche Freiheit, um sich emsig und erfolgreich der Schiffahrt, dem Handel und allerhand nützlichem Gewerbe hinzugeben. Unter Heinrich I. waren in London die Güter fremder Länder aufgespeichert und verkehrten alle möglichen, besonders deutsche Kaufleute mit seinen reichen Bürgern. Ein Menschenalter später erzählt William Fitz-

Stephens, einer der gleichzeitigen Biographen des gemarterten und kanonisirten Erzbischofs Thomas Becket, Wunderdinge von der Herrlichkeit seiner Vaterstadt, die, wenn sie sich nicht durch unzählige Beweise als Thatsachen herausstellten, nothwendig diese erste eingehende Schilderung als ein Fabelbuch brandmarken müssten. Seit jenen Tagen ist der Aufschwung stetig und unaufhaltsam. Politisch theilt London, oft unmittelbar selbständig eingreifend, alle Geschicke des zu immer grossartigerer Entwicklung fortschreitenden Staatswesens; commerciel behauptet es nicht nur den ersten Rang im Lande, sondern lernt auch den Fremden, die es wegen der ausländischen Producte und des Wechselgeschäfts halber so gastfrei bei sich aufgenommen, bald mit solchem Erfolge ihre Fertigkeiten ab, dass die betriebsamen Bürger schon im vierzehnten Jahrhunderte, hauptsächlich durch die Ausfuhr der einheimischen Woll- und Lederschätze, nicht mehr allein receptiv wie bisher, sondern activ mit ganz Europa in grossartige Verbindung zu treten begannen. Die lange glänzende Regierung Eduards III. vor allen hat der Stadt ihren mittelalterlichen Stempel aufgedrückt, der trotz des grossen Feuers vom Jahre 1666 und trotz nivellirender Aenderungen der Neuzeit immer noch nicht völlig vertilgt ist und der, wie er uns in einer Menge von Nachrichten uud urkundlichen Ueberlieferungen beschrieben wird, in folgenden kurzen Angaben vergegenwärtigt werden soll.

Es darf nicht verdriessen, die nöthige Topographie vorauszuschicken. Der Lauf der alten Stadtmauern zunächst war vielfach abgeändert worden. Nur im Osten hatten sie vor dem ungestümen Drängen Richards Löwenherz, der für ein neues Vorwerk des Towers Raum verlangte, zurückweichen müssen; an allen übrigen Stellen, besonders im Westen, waren sie am Ausgange des Mittelalters mehr oder weniger vorgeschoben worden. Sie hatten aber schon viel von ihrem ursprünglichen

Character eingebüsst, denn nach der gerade im allegorischen Bilde treffenden Beschreibung in Sir Thomas More's Utopia waren sie zwar hoch und dick in Steinen aufgeführt und mit vielen Wartthürmen und Bollwerken, namentlich dem starken nach Nordwesten vorgeschobenen Barbican befestigt, der tiefe und breite Graben jedoch war beinah wasserlos oder nur ein trüber Pfuhl, über welchem Buschwerk und Dornen üppig wucherten. Neben den vier alten Thoren aus der Römerzeit waren längst eine Menge anderer entstanden. Ihre Namen haften heute noch, nachdem die Stadt wie ein Ungethüm die Fesseln gesprengt und längst, Wall und Graben über den Haufen werfend, sich nach allen Seiten hin ins Riesenhafte ausgebreitet hat. Im Mittelalter aber galten diese Thore als die schützenden Verschläge der Communication, waren mit grosser Sorgfalt und Zier aufgeführt und bargen manche seltene Erinnerung aus frühen Tagen. Im Südosten war dem Tower gegenüber wegen des Verkehrs mit der königlichen Burg eine Pforte nöthig geworden, welche die Autoritäten jedoch bald verfallen liessen, gleich sicher und unbekümmert wegen der Befestigungen des Towers. Etwas nördlicher folgte dann, noch vor Alters von den Sachsen gegründet und benannt, ein volles Thor Aldgate, nordöstlich von diesem Bishopsgate, dessen Erhaltung und Vertheidigung in Kriegsgefahr von Heinrich III. als Pflichtdienst für unvergleichliche Privilegien der Gilde des deutschen Kaufmanns übertragen wurde. Die Nordseite der Stadtmauer war zunächst von Moorgate durchbrochen, da wo sich der Graben durch Ansammlung verschiedener Gewässer zu einem Teich ausbreitete; dann kam Cripplegate, wo schon in angelsächsischen Tagen sich bettelnde Krüppel herbeidrängten um durch Berührung der Reliquien St. Edmunds zu genesen. Das Hauptthor für den Norden indess war von Anfang an Aldersgate gewesen, wie römische Reste, die dort gefunden, zur Genüge darthun. Im Nordwesten wurde dann im zwölften Jahr-

hundert Newgate erbaut; es nahm schon unter König Johann in seinen oberen Räumen Gefangene auf. Ludgate, das Hauptthor im Westen am Fusse des Hügels von St. Paul, galt für das älteste Denkmal des keltischen London und wurde frühzeitig gleichfalls als Gefängniss benutzt. Die Mauer auf der Wasserseite begann wohl schon unter den Normannenkönigen zu verschwinden, als wegen der Landungsplätze an den vielen öffentlichen und Privatwerften zahlreiche Wasserthore erforderlich wurden. Noch mehrere an den Fluss führende Strassen, von Dowgate bis Billingsgate, erinnern an diese Pforten. Ein einziges grosses Thor aber mündete im Süden, das Brückenthor.

London Bridge, bis weit in das vorige Jahrhundert die einzige Brücke der Stadt, galt durch das ganze Mittelalter für einen bewunderungswürdigen Bau und hat bis in neuere Zeiten den Ausdruck grosser Eigenthümlichkeit bewahrt. Nachdem die Sachsen auf derselben Stelle und vor ihnen vielleicht schon die Römer eine hölzerne Brücke besessen hatten, begann Heinrich II. im Jahre 1176 eine solche aus Stein aufzuführen, die jedoch erst im Jahre 1209 unter seinem Sohne Johann vollendet wurde. Feuersbrunst und Wassersnoth so wie Unerfahrenheit mit einer so kunstvollen Construction haben noch manche Aenderung und Herstellung erfordert, bis endlich das Werk auf zwanzig gewaltigen, aber unregelmässigen Bögen aus festen Quadersteinen, mit einer mächtigen Zugbrücke in der Mitte, dauernd da stand. Durch die Bögen wälzte sich der gewaltige Strom auf und ab. Auf der Brücke aber entstand im Laufe der Zeit eine förmliche Strasse, denn der Bau war fest genug um auf beiden Seiten hohe, stattliche Häuser zu tragen und gewährte selbst hinreichend Raum für ein Turnier, das im Jahre 1395 auf dem Brückenpflaster abgehalten wurde. Fast in der Mitte erhob sich eine Capelle im Spitzbogen-Stil, dem heiligen Thomas von Canterbury geweiht, in welcher täglich Messe gelesen

wurde. Auf dem nördlichen wie dem südlichen Ufer schloss je ein festes Burgthor, crenelirt und mit Fallgatter versehen, den Eingang. Jahrhunderte lang war es Brauch die Zinnen dieser Thore mit den auf Spiessen gesteckten Köpfen der grossen Landesverräther zu schmücken. Die Schädel Llewellyns, des letzten Waliserfürsten, des tapferen Wallace, des verwegenen Günstlings Hugo de Spencer, Sir Thomas Percys, Jack Cades und vieler anderen Helden und Bösewichter haben von dort auf das bunte Menschengewühl herabgegrinst. In unruhigen Zeiten hieng meistens das Schicksal der Stadt von dem Besitz ihrer einzigen Brücke ab. Bei dem grossen Bauernaufstande des Jahrs 1381 und bei Jack Cades Rebellion im Jahre 1450 war London verloren und befreit, je nachdem die Aufrührer Herren der Brücke waren oder über dieselbe zurückgetrieben wurden. Im Jahre 1425 lag Herzog Humfrid von Gloucester auf der Nord-, und der Bischof von Winchester auf der Südseite, ein jeder mit Heeresmacht, und um ein Haar, so hätten Oheim und Neffe den persönlichen und den politischen Groll hoch über den Fluthen der Themse blutig ausgefochten. Dies waren jedoch glücklicher Weise ziemlich seltene Vorgänge, und Jahrzehnte, ja, Jahrhunderte lang schlossen sich die Brückenthore keinem Feinde. Nur Nachts verlangte die gute Ordnung die Fallthüre aufzuziehen und die Gatter herabzulassen. Alle übrige Verbindung zwischen Middlesex und Surrey geschah durch Fähren, die von bestimmten Stellen schon frühzeitig durch einen eigenen Verband von Bootsleuten bedient wurden.

Was nun das Innere der alten City betrifft, so hat der in früheren Zeiten noch viel mehr kenntliche Wechsel von Hügel und Thal unstreitig das Meiste zur Anlage ihrer Strassen und Quartiere beigetragen. Der Langburne, ein auf der Höhe von Hampstead entspringender Bach, durchschnitt ehemals die Stadt in südlicher Richtung und

trennte den St. Paulshügel im Westen von der Erhebung im Osten, die in Towerhill ausläuft. Zwei andere Bäche, der Walbroke und Sherburne, entsprangen in einer Quelle an der östlichen Mauer und ergossen sich im Herzen der Stadt in den Langburne. Diese Gewässer jedoch wurden frühzeitig überbaut und zur Fortführung eines grossartigen unterirdischen Canalsystems benutzt, welches London unstreitig von den Römern vermacht erhalten hat. Der der Stadtmauer im Westen entlang rinnende, einst viel bedeutendere Fleet hatte ein ähnliches Schicksal, doch sind Theile seines Laufs bis in neuere Zeiten unbedeckt geblieben oder wurden durch Brücken überspannt. Schon im dreizehnten Jahrhunderte waren mehrere dieser Rinnsale nicht mehr zu gebrauchen, und reichten selbst die einst ihrer Klarheit wegen hoch gepriesenen Quellen von Holiwell, Clerkenwell und St. Clementswell nicht mehr aus um die Stadt mit Trinkwasser zu versehen. Die Noth zunächst trieb zur Anlage grossartiger Wasserleitungen, welche Fitz-Stephens schon gleich den Abzugscanälen eine Nachahmung der Wunder Roms nennt. In Bleiröhren führte man das Wasser oft mehrere Millien weit herbei und liess es dann in geschmackvoll aufgeführten Brunnen unter gothischen Bogen und sinnbildlichen Figuren reichlich ausströmen. Die grosse im Jahre 1285 angelegte Wasserkunst in West-Cheap wurde das Muster zu mehreren anderen, die namentlich im fünfzehnten Jahrhunderte an verschiedenen offenen Puncten der Stadt eingegerichtet wurden und fortan bei Einholungs-, Krönungs- und ähnlichen Jubelfesten das Centrum der städtischen Belustigungen bildeten. Da liess man statt des nüchternen Wassers in grosser Fülle weissen und rothen Wein springen und errichtete besonders gern an diesen Plätzen die Schaubühnen für die allegorischen Darstellungen, an denen sich Fürsten und Volk ergötzten.

Hügel und Wasser haben aber einen noch sichtbaren

Antheil an dem alten Grundplan der Stadt. Die St. Paulskirche stand ziemlich frei auf ihrer Höhe, nach Westen durch Ludgate und über den Fleet entstand Fleetstreet, nach Osten erstreckte sich die Stadt weitläufig und breit über Cheapside, die Kaufseite mit Schragen und Läden, die sich bald am Langburne und Walbroke in mehrere Zweige spaltete: über Cornhill und Leadenhallstreet, Lombard- und Fenchurchstreet, welche beide nach Aldgate auslaufen. Ziemlich parallel mit diesen Strassen, dem Flusse zunächst und durch ihn erfordert, stammen wahrscheinlich aus frühster Zeit Thamesstreet und seine Fortsetzung Towerstreet mit den vielen kleinen Gassen, die ans Wasser führen. East Cheap aber bildet gleichsam den Knäuel, wo alle jene Strassen von der von der Brücke herführenden Fishstreet durchschnitten werden, die in nördlicher Richtung durch Gracechurch nach dem Bischofsthore, in nordwestlicher nach Moorgate und Aldersgate geleitet. Andere mehr oder minder wichtige Strassen münden in den verschiedenen Thoren, alle aber sind winklig und krumm, wie alten Städten eigen.

Die Häuser wurden in frühster Zeit höchst einfach und kümmerlich aus Holz und Lehm errichtet und mit Stroh oder Rohrgeflecht bedeckt. Ein grosser, allgemeiner Brand unter König Stephan jedoch hatte auf die mit der Bevölkerung wachsende Gefahr aufmerksam gemacht, und seit 1189, dem ersten Regierungsjahre des Richard Löwenherz, bestimmte die noch erhaltene erste städtische Bauordnung, dass fortan die Seitenwände der Häuser wenigstens aus drei Fuss dicken behauenen Steinen und sechszehn Fuss hoch aufgeführt sein sollten. Darüber erhob sich dann ein hölzernes Giebelwerk, von verschiedener Höhe und in der Regel in die Strasse vorspringend. Es war mit Kalk beworfen und bunt bemalt, oft auch durch Schnitzwerk verziert und statt des Strohs bald ausschliesslich mit Schindeln, Ziegeln und selbst mit Blei gedeckt. Der Flur zu ebener Erde war meistens von

den für Geschäft und Handwerk nothwendigen Räumlichkeiten in Beschlag genommen; das Hauptgemach, auch in England der Söller (Solar) geheissen, nebst den Kammern lag im ersten Stock noch innerhalb der Brandmauern. Weitere Stockwerke lassen sich erst seit dem vierzehnten Jahrhunderte nachweisen. Damals wurde es auch Sitte zum Aushängen der Waare vom Söller aus kleine bewegliche, hölzerne Erker in die Strasse hinauszuschieben. Polizeiliche Verordnungen aber verlangten, dass sie wenigstens neun Fuss über dem Boden erhaben sein und nicht zu weit vorspringen dürften, um von unten Wagen und Reiter, von oben das Himmelslicht durchzulassen. Die grossen massiven Kellergewölbe mit einem Treppeneingange von der Strasse her und der weite Bodenraum im Giebel waren die unumgänglichen Erfordernisse der Kaufmannsstadt. Auf die Ableitung des Regenwassers wie auf die Anlage der Abzugscanäle wurde von der Behörde mit peinlicher Sorgfalt gehalten. Die Fenster waren zu Zeiten Richards I. schwerlich durchweg mit Glas versehen; erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts finden wir diesen wichtigen Artikel unter den Gegenständen der regelmässigen Einfuhr verzeichnet, und seit Eduard III. sorgt dann eine eigene Zunft der Glaser dafür, dass die Räume hell und warm erhalten werden. Der Schornstein war lange Zeit ebenfalls ein Luxusgegenstand, indem in den gewöhnlichen Bürgerhäusern sich der Rauch, so gut er konnte, den Weg bahnen musste. Erst mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts wird es allgemein Rauchfänge aus Stein und fester Masse anzulegen. Die Brand- und Strassenmeister erhalten damals gemessene Vorschrift darüber zu wachen, dass ein Rauchfang, zumal wo gebacken, gebraut oder gekocht wird, sich nicht in allzu grosser Nähe von Holzwerk befinde.

Von den Prachtbauten der alten City hat die grosse Feuersbrunst vom Jahre 1666 fast gar keine verschont, doch sind Schilderungen genug vorhanden um uns mehrere der-

selben zu vergegenwärtigen. Das städtische Rathhaus, die Gildhalle, lag so ziemlich im Mittelpunct der Stadt, da wo in sächsisch-dänischen Zeiten die Gerüste zum öffentlichen Gerichtstage, die Hustings, gestanden. Unter den Regierungen des vierten, fünften und sechsten Heinrichs liess der Magistrat in dem zierlichen Stil der Zeit ein stattliches Gebäude aufführen, von dem heute nur noch die Mauern stehen, mit späterer Zuthat umgeben. Eine schöne Capelle mit einer trefflichen Bibliothek galt bereits in alten Tagen als der vornehmste Stolz der Gildhalle. Mit dem steigenden Reichthum und Einfluss der Zünfte, hauptsächlich im fünfzehnten Jahrhunderte, begannen diese sich oft sehr schöne Gesellschaftshäuser, Hallen wie sie in London heissen, anzulegen, von denen leider keine mit entschieden mittelalterlichem Typus auf uns gekommen ist, weil die Gilden späterhin erst recht in Neubauten wetteiferten. Endlich besassen Krone, Adel und Prälaten allerlei Eigenthum in der Stadt, das sich bald durch den Stempel ihrer Wohlhabenheit und ihres Geschmacks auszeichnete. Die Edelleute, die Bischöfe, Aebte und Prioren, die oft mehrmals im Jahre die Hoftage und das Parlament zu besuchen kamen, trachteten darnach in- oder ausserhalb der Thore ein passendes Stück Land zu erwerben, wo sie sich dann in Garten und Hofraum eine mitunter fürstliche Wohnung einrichteten. Die Krone aber erhielt durch Erbschaft und Verwirkung manch trefflichen Fleck mitten in der Stadt. In Baynard Castle haben Herzog Humfrid von Gloucester und nach ihm die Yorks gewohnt; Heinrich IV. schenkte ein ihm vermachtes Haus in Upper Thames Street, Coldharbour, nicht allzu entfernt von den verführerischen Weinkneipen in East Cheap, seinem lockeren Sohne, dem Prinzen von Wales; und kurz zuvor, ehe Richard III. seinen verwegenen Staatsstreich ausführte und nach Baynard Castle übersiedelte, hielt er Hof in Crosby-Hall, dessen ursprüngliches Gemäuer mit schöner Holzdecke heute noch

mitten im Gewimmel von Bishopsgate fast gespenstisch hervorlugen.

Die grössten architektonischen Sehenswürdigkeiten indess waren, wie überall im Mittelalter, die geistlichen Gebäude, zu deren Verherrlichung der fromme Eifer aller Stände unaufhaltsam das Seine beitrug. Schon Fitz-Stephens erwähnt frohlockend, dass London und sein Gebiet ausser der Kathedrale und dreizehn grossen Conventualkirchen sich ein hundert und sechs und zwanzig Pfarrkirchen und Capellen zu rühmen habe. Und es ist keine übertriebene Berechnung, wenn man angibt, dass beim Eintritte der Reformation gute Zweidrittheile des Weichbilds mit geistlichen Bauten und Räumlichkeiten bedeckt gewesen seien, in denen sich die klerikalen Besitzer, etwa ein Fünftel der Gesammtbevölkerung, zum Theil höchst wohlhäbig und gemächlich spreizen konnten. Die alte herrliche St. Paulskirche auf dem Hügel im Westen bildete mit ihrer geistlichen Umgebung fast einen eigenen Stadttheil. An den Kreuzgang stiess ein in edelster Gothik aufgeführtes Capitelhaus. Der Palast des Bischofs, die Wohnungen der Domherren und anderer im Dienste der Kirche stehenden Persönlichkeiten umgaben einen ziemlich ausgedehnten öffentlichen Platz, wo aus behauenen Quadern und im besten Stil ein grosses Kreuz errichtet war. Hier strömte in aufgeregten Tagen das Volk zusammen; Priester und Laien richteten von den Stufen herab alsdann ihre Worte an die Menge. Schon vor der Reformation war dicht daneben eine Art Kanzel angebracht, aus welcher an Sonn- und Festtagen gepredigt wurde. In den Rosenkriegen erklang von dieser Stätte mitunter der erste Ton, der eine plötzliche Umwälzung verkündete; von hier aus liess Richard zuerst durch eine echt demagogische Predigt den skandalsüchtigen Pöbel für seine ehrgeizigen Absichten bearbeiten. Zwei andere characteristische Erscheinungen hatten sich im Laufe der Zeit in Verbindung mit dem Dome entwickelt. Der

zahlreichen Geistlichkeit und der Schule wegen hatten die Buchhändler in der nördlich entlang laufenden Gasse Paternoster Row frühzeitig ihre Läden errichtet, wo neben Rosenkränzen und Heiligenbildern Bücher mit und ohne Miniaturen verkauft, aber auch schon unter Heinrich IV. nach den verbotenen Schriften Wiclifs und seiner Anhänger gesucht wurde; und auf dem Kirchhofe, wo es nie an regem Leben fehlte, machten die Pastetenbäcker und Gastwirthe Jahr aus Jahr ein gut Geschäft. Beide Gegenstände, die Nahrung für den Geist wie für den Leib, scheinen mit seltener Zähigkeit immer noch an dem alten Flecke zu haften.

Die vielen Stadtkirchen, oft angelsächsischen oder skandinavischen Heiligen gewidmet, die an wenigen anderen Stätten einen Altar besassen, standen an Grösse und Schmuck natürlich weit hinter dem Dome zurück, sie sind allermeist wohl in frühen Zeiten schon wegen der Enge des Raums eben so verbaut und verborgen gewesen wie noch heutigen Tags. Dafür machten sich damals aber die Klöster um so breiter, von denen heute hinwiederum selten mehr als der Name geblieben ist. Die Bettelorden vorzüglich hatten sich ihrer Tendenz getreu entweder unmittelbar in die Stadt eingenistet oder an die Mauer angeklebt. Nirgends wohl gibt ein Vergleich zwischen Sonst und Jetzt zu so eigenthümlichen Betrachtungen Anlass. Die Dominicaner (Blackfriars) wohnten einst wider ihre Regel so stolz, dass König und Parlament, wenn es ihnen in Westminster an Raum gebrach, bei ihnen eingezogen; jetzt führt dort eine nimmer leere Strasse zu gewaltigen Brücken, und im Bereich des alten Stifts werden die Riesenspalten der Times gedruckt. Etwas weiter westlich sassen die Karmeliter oder weissen Brüder, und noch lange nach ihrer Unterdrückung behauptete sich hartnäckig das Asylrecht des Sanctuarium, denn Schuldner, Hehler und Diebe rotteten sich hier zusammen um den Dienern der

öffentlichen Sicherheit Trotz zu bieten. Die Augustiner bei Broadstreet etwas nördlich von der heutigen Börse, scheinen schon in Thomas Cromwells Tagen kaufmännischen Comptoiren Platz gemacht zu haben; ihre schöne Capelle aber ist dem grossen Brande entgangen und gehört seit Eduard VI. den holländischen Protestanten. Die Franciscaner (Greyfriars), einflussreicher als alle übrigen, hatten sich hart bei Newgate trefflich eingerichtet. Nachdem unter Heinrich VIII. ihr Nest ausgenommen, stiftete sein Sohn die noch heute blühende gelehrte Schule von Christchurch mit ihren alterthümlichen Baulichkeiten, Trachten, Gebräuchen und Lehrplan. Auf dem Boden der einst von Wilhelm dem Eroberer grossartig bedachten Conventualkirche St. Martin le Grand steht jetzt das Generalpostamt von Grossbritannien. Aber es wäre ermüdend, wollten wir hier alle die Mönch- und Nonnenstifter, Hospitäler, Brüderschaften, Capellen und Altäre aufzählen, die einst im alten London Platz gefunden. Sie leiten indess zu den Vorstädten über, die frühzeitig im Mittelalter eine grosse Bedeutung gewannen.

Die ganze Stadt war nämlich von einem Kranze mehr oder weniger grossartiger Stifter umgeben, deren solide und oft schöne Bauwerke inmitten ihrer Gärten und Ländereien einen anmuthigen Anblick gewährten. Die Wege zu ihnen, die ursprünglich zwischen Hecken und Wiesen hinliefen, verwandelten sich allmälich zu dicht mit Häusern besetzten Strassen, in denen sich das rege Leben, dem innerhalb der Stadtmauern längst zu enge wurde, unaufhaltsam weiter wälzte. Solche Anziehungspuncte für die prismatisch aus dem Centrum der Stadt auslaufenden Strahlen waren im Osten, die Festungslinien des Towers fast umringend, das St. Katharinenstift, die Abtei der Cistercienser in East Smithfield und die stattliche Dreifaltigkeitspriorei. Im Norden hatten sich die Carthäuser den eigenthümlich baulichen Erfordernissen ihres Ordens entsprechend schmuck eingerichtet,

von deren Dasein das alte Charterhouse mit seiner gelehrten Schule bis auf diesen Tag Kunde gibt. Die einst hoch berühmte Priorei St. Bartholomew the Great lebt in einem Hospital desselben Namens fort. Sehr verschieden dagegen ist das Schicksal und das Gedächtniss der beiden geistlichen Ritterorden gewesen, die bald nach ihrer Stiftung, ähnlich wie in Paris, sich auch in London Provincialhäuser eingerichtet hatten. Die Johanniter besassen bis zu den zerstörenden Tagen des sechszehnten Jahrhunderts im Nordwesten etwa eine englische Meile vom Thore entfernt eine der schönsten mit Garten, Feld und Wald umgebenen Prioreien. Fürsten und Könige haben dort zu Gaste gelegen, wichtige politische Dinge sind bei ihnen vorgegangen. Jetzt steht einsam und fremd in der dicht bevölkerten, zum Theil verkommenen Nachbarschaft von Clerkenwell noch ein alter Thorweg, der einst von Süden in die Ringmauern des ritterlichen Hospitals führte, und lässt nur den Antiquar an einzelnen architektonischen Trümmern erkennen, wie reich und geschmackvoll das Ganze sich vor Jahrhunderten ausgenommen haben mag. Dem Tempel war ein anderes Loos beschieden. Zwar verstand sich Eduard II. dazu dem gewaltthätigen Vorgange des Papsts und des Königs von Frankreich zu folgen und den Orden in Folter und ewigem Gefängniss zu ersticken. Aber ein stattliches Stift blieb doch beisammen. Nachdem es ursprünglich den Johannitern übertragen gewesen, setzte Eduard III. schon die Advokateninnung dort ein, die heutigen Tags noch am westlichen Ende von Fleetstreet ihren eigenen abgetheilten Bezirk bewohnt, dessen Thore noch immer mit dem Lamm und der rothen Kreuzfahne geschmückt sind, und dessen herrliche, nach dem Vorbilde des heiligen Grabes gebaute Kirche, mit ängstlicher Sorgfalt erhalten, den Innungen des Middle und Inner Temple als Pfarrkirche dient.

Die ganze Gegend im Westen von Newgate und Ludgate

war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert bereits städtisch bebaut. Fleetstreet mit der Brücke über den Fluss gleichen Namens war gleichsam die grosse Arterie, die hindurch führte; zu beiden Seiten nach Süden an den Fluss, wie nördlich nach Holborne liefen damals schon dieselben Strassen wie heute. Bemerkenswerth dürfte nur noch sein, dass gleich der Advocateninnung im Tempel in derselben Gegend und um dieselbe Zeit ähnliche juristische Corporationen entsprangen: Lincoln's Inn, nach dem ehemaligen Stadtsitze des Grafen von Lincoln genannt, stiess an das Kanzleigericht, das früh in Chancerylane eine bleibende Stätte gefunden; Sergeant's Inn, Clifford's Inn und Clement's Inn hatten in der Nachbarschaft Platz gefunden; nördlicher in Holborne breiteten sich Gray's Inn, Thaves's, Furnival's und Staple's Inn aus. Zwischen dem Tempel und der Johanniterpriorei bildete sich also ein vorwiegend gelehrter Stadttheil, wo Recht und Verfassung Studium und Ausübung fanden.

Die mehrfach an der Configuration grosser Städte wahrgenommene Erscheinung, dass sie vorwiegend gern nach Westen wachsen, hatte aber in London aus den ältesten Tagen her ihre Berechtigung mitgebracht. Da lag nicht drei Millien von Ludgate oberhalb am Flusse und hinter einer scharfen Biegung desselben die alte Abtei von Westminster. Nachdem Eduard der Bekenner heilig gesprochen und dort seinen Schrein gefunden, wurde die Klosterkirche, als wären St. Denis und Reims in eins zusammengefügt, zugleich die Stätte der Krönung und der Beisetzung, vorzüglich der Könige aus dem Stamme des Plantagenets. Mit besonderer Vorliebe baute der kunstsinnige Heinrich III. die Kirche fast von Grund aus neu auf, so edel und streng im Stil, dass sich, was seine Nachfolger in zierlicherem Geschmacke hinzugefügt, nicht mit dem Haupttheile messen kann. Neben der Abtei gab es aber schon unter den Normannenfürsten einen Königs-

sitz, einen Palast, sobald nur der Hof das Bedürfniss fühlte von dem Wanderleben abzustehen und sich bleibend niederzulassen. Nachdem mit der Magna Charta die königlichen Gerichtshöfe consolidirt werden, finden sie dort ebenfalls ihre Stätte. Es dauert nicht gar lange, so gehört das Parlament zu den bleibenden Institutionen des Landes; bei seinem Zusammentreten wird den Lords in den Prachtzimmern der Krone Zutritt gewährt, während die Gemeinen in der Abtei, meist in dem schönen achteckigen Capitelhause derselben, mit einander berathen. Es ist hier nicht der Ort die alten Herrlichkeiten von Westminster, von Kirche und Palast, Lustgarten und Park aufzuzählen; die Bemerkung muss genügen, dass hier während des Mittelalters in vornehmer Abgeschlossenheit recht eigentlich die Residenz des Königthums lag, jedoch mit sichtbarer und immer mehr überwiegender Ausbildung aller Attribute und Delegationen desselben. Ein grosser Ort wuchs rasch heran, königliche Stallungen und Wirthschaftsgebäude, Wohnungen für die Hof- und Gerichtsbeamten begannen Kirche, Kloster und Palast zu umzingeln; eine eigene Pfarrkirche, St. Margaret, drängte sich wie ein Küken unter die Henne unmittelbar an die Abtei. Die erhabene Atmosphäre zog dann ganz natürlich die nächst Berechtigten gewaltig an, der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit liessen sich besonders gern zwischen Templebar, dem Thore am westlichen Ende von Fleetstreet, und Westminster nieder und umgaben ihre Häuser mit Gärten, die nach dem Flusse hin ausliefen. Der Sitz des Erzbischofs von York, das spätere Whitehall, stiess fast unmittelbar an die Vorhöfe des Palastes. Es folgte die Wohnung des Bischofs von Durham, vor allen aber der stolze savoyische Palast (Savoy), in dem sich einst die habgierigen provenzalischen Verwandten der Gemahlin Heinrichs III. niedergelassen, der später den gefangenen König Johann von Frankreich beherbergte, der seine glänzendste Zeit jedoch als Eigenthum und

Sitz der Herzöge von Lancaster erlebte. Die ganze dem Flusse parallel laufende Strasse aber, von der alten nach den Dänen benannten Kirche St. Clemens bis zu dem Kreuze, das einst von Eduard I. der geliebten Gemahlin zum Andenken errichtet wurde, Charingcross, wo der Weg südlich nach Westminster abbiegt und vor Alters frische Pferde und ein Trunk für die von London Reitenden bereit gehalten wurden, hiess wohl schon längst der Strand.

Auf der anderen Seite des Flusses lagen Gebiete, die wir heute zu einem von Hunderttausenden bewohnten Stadttheile vereint sehen, noch einzeln zerstreut und ohne Verbindung mit einander. Nur am Ausgange der Brücke, dem Südwerke, war von Alters her aus verschiedenen Ursachen eine städtische Ansiedlung entsprungen. Zwei grosse Prioreien, St. Mary Overies für Mönche und das Nonnenstift von Bermondsey, hatten frühzeitig den in Verbindung mit solchen geistlichen Anstalten unvermeidlichen Erwerb und Verkehr gehoben. Nahe bei St. Marien, gar nicht weit von der Brücke stand auch bis in die Zeiten der Reformation der grossartige Palast des Bischofs von Winchester, eines der reichsten Prälaten des Landes, dessen weite geistliche Jurisdiction die Grafschaft Surrey umschloss. Der mächtigste Hebel des Verkehrs aber war die grosse Strasse, die von der Brücke auslief und zu den Häfen von Kent, Hampshire und Cornwall führte. Hier bewegte sich schwer beladenes Fuhrwerk hin und her; hier versammelten sich auch zu hergebrachten Jahreszeiten die bunten Pilgerschaaren, die zum heiligen Thomas nach Canterbury wallfahrten wollten. Der Gasthof zum Heroldsrock (Tabard) war Jahrhunderte hindurch weit und breit bekannt, da sich dort nach Chaucers lebenstreuer Schilderung Handel und Wandel, Devotion und Abenteuer vielfach mit einander berührten. Erst in den jüngsten Jahren ist das Gehöft mit seinen Baulichkeiten, das an der High-Street, mitten in moderner Umgebung, lange kenntlich

geblieben, völlig verschwunden. Der grösste Theil des der Stadt gegenüber liegenden Ufers indess bestand aus Feld und Garten mit einzelnen grösseren Niederlassungen und einigen Vergnügungsorten, wo man Bären hetzte und Hähne kämpfen liess. Weiter Strom auf, Westminster schräg gegenüber erhob sich mit Capelle, Schlossthurm und burgartigen Mauern der fürstliche Sitz, den sich die Erzbischöfe von Canterbury seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts in unmittelbarer Nähe des Königthums und der Tribunale zur Stadtwohnung auserkoren hatten.

Dies wäre etwa in kurzen Umrissen der Plan, den die Stadt mit ihren Auswüchsen im Mittelalter beschrieb. Gehen wir nun dem Leben nach, das sich innerhalb dieses Rahmens entwickelte, und zwar zunächst dem politischen. Der Eroberer wandte sich noch an den angelsächsischen Protreve und den Bischof, unter welchen Behörden eine Menge Grundherrlichkeiten, Pfarreien und Freiheiten im lockersten Zusammenhange die Stadt bildeten. Eine corporative Verfassung beginnt erst mit dem Freibrief Heinrichs I., der den Bürgern werthvolle Privilegien, besonders aber eine municipale Einheit neben allen jenen Vielheiten verlieh. Die Stadt tritt aus der Grafschaft heraus. Ihre Bürgerversammlung, Folcmote, entspricht der Grafschaftsversammlung, Sciremote. Die alten angelsächsischen Gilden oder Brüderschaften aber weichen bereits vor neuen Gewerb- und Handelsinnungen, insonderheit der Kaufmannsgilde, die recht eigentlich zur Commune wird. Der Portreve, der auch sonst dem normannischen Provost oder Bailiff Platz macht, wird durch den Sheriff ersetzt, der die Abgaben an den Lehnsherrn, den König, in Pacht nimmt, an der Schatzkammer regelmässig Rechnung leistet, und trotz der von Heinrich II. nicht verhehlten Eifersucht auf die gedeihende Selbstverwaltung aus einem königlichen zu einem städtischen Beamten zu werden beginnt. Die neue municipale Ordnung wächst heran unter Richard und Johann, die

das emporstrebende Bürgerthum nicht mehr zu hemmen vermögen. Das Königthum hat gegen einen jährlichen Pachtzins von vierhundert Pfund nicht nur die Verwaltung und Gerichtspflege der Stadt, sondern mit ihr der Grafschaft Middlesex und des rechten Ufers der Themse abgetreten. Zwei Sheriffs, aus städtischer Wahl und königlicher Ernennung hervorgegangen, besorgen nunmehr die administrativen, fiscalen und juridischen Geschäfte wie ihre Amtsbrüder in den Grafschaften des Landes. Ueber ihnen aber erscheint seit 1189 als höchste städtische Behörde der Mayor mit französisch-normannischem Titel und mit Attributen, die, gewissermassen verjüngt, den königlichen entsprechen. Der erste bekannte, Henry Fitz-Alwyn, welcher drei und zwanzig Jahre hindurch das Amt bekleidet haben soll, wird wohl als besonderer Vertrauensmann der Gemeinde durch Acclamation erhoben worden sein und sich obenein auf die Gunst des Fürsten gestützt haben. Alsdann beginnen Jahreswahlen, bei denen es Anfangs wegen Theilnahme sämmtlicher Bürger sehr lärmend und stürmisch hergegangen zu sein scheint. Die grosse gesetzgeberische Thätigkeit Eduards I. äussert sich hierauf auch in der Stadt dahin, dass am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts nur vollberechtigte Bürger statt der ganzen Gemeinde wählen. In Eduards IV. Tagen erst haben die Zünfte das Recht erhalten, welches sie noch heute ausüben. Von Anfang an aber bedarf der Gewählte die Bestätigung der Krone. In feierlichem Aufzuge, der erst in neuerer Zeit zum städtischen Carneval geworden, begibt er sich am 9. November nach Westminster, um gleich dem Peer, der für seine Reichsstandschaft Treue und Hulde leistet, in den Händen des Königs oder seines Kanzlers den Eid zu schwören. Schon in der Magna Charta vom Jahre 1215 nimmt der Mayor von London eine im Staate so wichtige Stellung ein, wie die mächtigsten Grafen und Barone. Ein Jahrhundert später heisst er dann der Lord Mayor, und werden ihm Titel,

Ehrenbezeigungen und Hofstaat zuerkannt gleich den ersten Magnaten des Reichs.

Allein die Macht ist so wenig absolut wie die der Krone. Von alten Zeiten her gab es mächtige Herren, die den Adel in der Stadt bildeten, der sich noch den ehedem so stolzen angelsächsischen Namen Aldermen beilegte, in mittelalterlichen Urkunden aber auch sehr bezeichnend Barones genannt wurde. Die Aelterleute waren in der That ursprünglich adlig mit einem anfänglich sogar erblichen Besitzrechte an dem Bezirke, dem sie vorstanden. Noch unter Eduard I. wird dieser Bezirk, die Ward, vielfach nach dem Inhaber genannt, der auch sein Anrecht urkundlich auf andere zu übertragen im Stande ist. Die Ward aber entspricht der sächsischen Soka auf dem Lande, das heisst einer Immunität oder Grundherrlichkeit, die ihrem eigenen Herrn zu Gefolge und Gericht verpflichtet ist. Unter den Inhabern solcher Wards erscheinen im dreizehnten Jahrhunderte noch der König von Schottland, der Graf von Gloucester, der Abt von Westminster, das Capitel von St. Pauls, der Prior des Dreifaltigkeitsklosters oder andere Prälaten und selbst Aebtissinnen der in und ausserhalb gelegenen Stifter. Es entsprachen daher die Wards als Unterabtheilungen des städtischen Reichs gleichsam den Grafschaften Englands. Dieser feudale Zustand jedoch erreicht sein Ende mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts, und statt der persönlichen Bezeichnungen erscheinen nunmehr die Localnamen der Wards, die sie noch heute bewahren. Fünf und zwanzig Wards innerhalb der City und eine am anderen Ufer, Bridgeward without, stehen je unter einem Aeltermanne, der lebenslänglich aus der Wahl der freien Bürger seines Bezirks, welche Schoss zahlen und Wachtdienst leisten (scot and lot), — dem Wardmote — hervorgeht. Die Gesammtheit der Aelterleute (Court of Aldermen) bildet dann, seitdem der städtische Magistrat die Formen des Parlaments nachzuahmen begann, das Oberhaus, dem der Lord

Mayor, welcher schon Sheriff gewesen und einer der Aelterleute sein muss, einem Citykönige vergleichbar präsidirt.

Das städtische Unterhaus andererseits gieng ebenfalls aus der Wahl jener Freileute hervor, die je nach der Grösse und Seelenzahl ihrer Ward eine bestimmte Anzahl Vertreter in den Stadtrath sandten. Sie entsprechen also gleichsam den Rittern, welche von den Grafschaften des Landes ins Parlament gewählt werden, tagen indess abweichend mit dem Lord Mayor und den Aelterleuten in einer und derselben Versammlung (Common Council).

Machte sich also die demokratische Tendenz der städtischen Verfassung in ziemlich ausgebreiteten Sphären geltend, so entsprang doch frühzeitig gleichsam um das alte untergegangene Patriciat zu ersetzen und den aristokratischen Formen, die man dem Parlament so gern absah, sehr wohl entsprechend eine neue Klasse städtischer Bevorrechteten. Dies sind die Zünfte oder Gilden, die wie überall im Mittelalter auch in London ihr Corporativsystem zu bedeutender Geltung brachten. Man darf die londoner Zünfte nicht von den Gilden der Angelsachsen herleiten, die allerdings bis ins zwölfte Jahrhundert herabreichen, als noch immer gewisse einheimische Genossenschaften im Bedürfniss des socialen Schutzes oder zu religiösen und militärischen Zwecken wie die Ritter- (Knighten-) Gilde, und Fremde gleich den deutschen Hansen im Genusse besonderer Handelsvorrechte zusammentraten. Das spätere Mittelalter forderte Handwerk und Gewerbe, das Mysterium wie es hiess, als Grundlage einer Zunft, in der freilich immer noch manche Reste des geschlossenen Characters einer religiösen Brüderschaft forterbten. Die frühsten Einigungen dieser Art lassen sich bis in die Tage Heinrichs II. verfolgen, wo die Weber ihre erste Urkunde erwarben. Der Begriff aber kraft Pflichten und Rechte einflussreiche Corporationen zu bilden blüht erst vollends in dem glänzenden Zeitalter Eduards III. auf, als rasch nach einander durch königliches Patent und

gegen einen Pachtzins, ähnlich wie einst die Stadt, sich die vornehmsten Zünfte incorporiren lassen. Mit ihren reich gefüllten und fest verschlossenen Truhen mussten sie oft dem Könige und dem Lord Mayor herhalten; dafür suchten sie sich nun zu sichern und zu entschädigen. Der Krone gegenüber erwarben sie also das Recht, dass, was ehedem von den Wards geschehen, sie die Vertreter zum Parlament wählten, und trugen daher wesentlich zu der bald nicht mehr zu hemmenden oligarchischen Verknöcherung der städtischen Verfassung bei. Im Stadtrathe aber wurde, da sie natürlich Freileute waren und als solche zu den angesehensten Bürgern zählten, ihr Einfluss bald vorherrschend. Noch höchst unterthänig nennen die Brauer im Jahre 1435 den Lord Mayor ihren sehr ehrenwerthen und gnädigen Herrn und Souverän den Mayor von London; allein wenige Jahrzehnte hernach erwarben die Zünfte das Recht, dass dieser Souverän fortan ausschliesslich von ihnen gewählt wird. Es sind vor allen zwölf, die sich als die alten und einflussreichen betrachten, nämlich die Grocers (Gewürzkrämer), Drapers (Tuchhändler), Fishmongers (Fischhändler), Goldsmiths (Goldschmiede), Skinners (Kürschner), Merchant Taylors (Schneider), in deren grosse Genossenschaft Eduard III. nicht verschmäht hatte sich aufnehmen zu lassen, Haberdashers (Kurzwaarenhändler), Salters (Einsalzer), Ironmongers (Eisenkrämer), Vintners (Weinhändler), Fullers (Walker), Clothworkers (Tuchmacher). Die Zahl der Gilden ist jedoch im Laufe der Zeit bis auf neun und achtzig angewachsen, von denen indess manche wieder verschwunden sind, jene zwölf aber stets ihre Ausnahmestellung behauptet haben. In neuerer Zeit haben sie freilich oft jede unmittelbare Beziehung zu dem alten Handwerk verloren und sich zu blossen Tischgesellschaften und grossartigen Wohlthätigkeitsanstalten umgebildet. Der grosse Reichthum einzelner wie der Goldschmiede, Schneider und Fischer, der meist auf weitem Grundbesitz in England und Irland beruht, findet

in vielen Fällen in Hospitälern, gelehrten Schulen und selbst auf der Universität seine treffliche Anwendung. So wird der politische Einfluss dieser Genossenschaft sorgfältig gewahrt und bei üppigen Jahresfesten auch mit grosser Gastfreiheit kund gethan, obwohl unter den Mitgliedern schwerlich noch einer einen Rock näht oder ein Netz auswirft. Nicht alle Mitglieder jedoch beanspruchten vor Alters die hohen Vorrechte zum Parlament und den Lord Mayor zu wählen, das kam nur den sogenannten Liverymen zu, welche die Livree oder das Abzeichen ihrer Zunft tragen und gleichsam den mit höheren Ehren bekleideten Ausschuss derselben bilden. Hallmote hiess die feierliche Versammlung, wenn die Zünfte zur Berathung ihrer Angelegenheiten in ihren stattlichen Gildehäusern tagten.

Wie die Organe der städtischen Legislatur seit dem vierzehnten Jahrhunderte denen des Landes so vielfach ähneln, so war es auch mit den Gerichtshöfen der Fall, die von Alters her in der City bestanden. Der vornehmste, der Court of Hustings, entsprach gleichsam dem königlichen Kanzleihofe: an beiden wurden Testamente einregistrirt und Erbschaftsangelegenheiten verhandelt; der Gerichtshof des Lord Mayors und der Sheriffs beschäftigte sich mit Verwaltung, Civilprocess und Polizei. Ein eigenes Gericht, das an Markttagen besonders unter Fremden und Geschäftsleuten die Streitfälle sofort abfertigte, gemahnt an den altenglischen Trieb nicht lange auf mündliche oder schriftliche Verhandlung einzugehen, sondern kurz und bündig zu entscheiden. Es hiess der Pie-Powder Court (altfranz. *pieds poudres,* lat. *pedes pulverizati*), indem Kläger und Verklagter noch nicht den Staub von den Füssen geschüttelt. Eine Menge höherer und niederer Beamten fanden an diesen Behörden Beschäftigung; der Hofstaat des Lord Mayors allein umfasste frühzeitig Kammerherren und Marschälle, Schwertträger und Archivar, Capellan und sogar Jägermeister und viele andere Diener, wie sie den

König und die grossen Herren des Landes umgaben. Sie alle, der Mayor, die Aeltermänner und die Gilden liessen es schon bei den vielen städtischen Festen, die sich einander rasch im Jahre folgten, nicht an Prunk in altväterischen bunten und reich verbrämten Trachten fehlen, wenn sie zur Kirche, zur Versammlung, zum Schmause zogen. Wie viel mehr glänzte der schwere Schmuck und Reichthum, wenn ein neuer König gekrönt wurde oder sich vermählte, wenn ein Fürst wie Heinrich V. sieggekrönt aus Frankreich heimkehrte oder vornehme fremde Gäste eingeholt wurden. Dann setzten sich die ehrsamen Herren mit allen ihren Zierrathen angethan zu Pferde und ritten, von Hellebarden und Bogenschützen umgeben, dem hohen Besuche entgegen. Beim Einzuge selber flatterten die Banner des Königs und der Stadt von den Thürmen, und aus den hohen Giebelfenstern liessen die Bürger schön gewirkte Teppiche wallen. Kopf an Kopf aber drängte sich bei solchen Anlässen die Masse zusammen um den Fürsten oder die Fremden zu schauen und um etwas von den guten Dingen und der Kurzweil zu erhaschen, welche dabei getreu der alten Sitte fast im Uebermasse zum Besten gegeben wurden.

Nach den vielen grossartigen Schilderungen solcher Aufzüge, die erhalten sind, müsste London nun freilich die mächtigste Stadt Europas gewesen sein, falls dem Prunke und der so vielseitig ausgebildeten Verfassung auch die Machtfülle entsprochen hätte. Allein es ist hinreichend bekannt, dass die municipale, republikanische Selbständigkeit zu keiner Zeit in England eine solche Entwicklung genommen wie in den italienischen, flandrischen und deutschen Städten des Mittelalters, wo der unvergleichlich schöpferische Mikrokosmus doch wieder gegenüber der nationalen Einheit unendlichen Mängeln ausgesetzt war. Indem London sich damit begnügte einer Grafschaft des Landes gleich gerechnet zu werden und nichts anderes als die einer solchen zustehende Selbstverwaltung in municipalen Formen auszuüben, indem

es im Kampfe um die Freiheiten Englands zunächst fest zu den übrigen Ständen hielt und dann getrost mit der Gentry sich zu den Gemeinen schlug, verzichtete es allerdings auf die Autonomie, die sich Venedig und Genua, Nürnberg und Lübeck errangen, kettete aber seine Geschicke um so inniger und segensreicher an die des Gesammtvaterlands. Wie es in der englischen Verfassungsgeschichte unmöglich war, dass der Adel zur Landeshoheit, der Klerus zum geistlichen Fürstenthum gedeihen konnte, so gab es auch schlechterdings keinen Platz für eine freie Reichsstadt, eine Republik mit eigener Herrschaft, oder gar einen hansischen Bund.

Ein wichtiges Moment in dieser eigenthümlichen Entwicklungsgeschichte der Stadt war ohne Frage der verhältnissmässig späte selbständige Eintritt ihrer Bürger in den Welthandel. Der Character einer das eigene Land versorgenden Handelsstadt stand längst in grossartigem Aufschwunge, als es noch immer Fremde waren, die ihr die Producte der verschiedenen Länder Europas zutrugen. Die Gilde der deutschen Kaufleute in Thamesstreet übte gleich den italienischen Wechslern in Lombardstreet Jahrhunderte lang ihren grossen wohlthätigen Einfluss auf Stadt und Land; beide begünstigten daher solche betriebsamen Fremden mit besonderen Privilegien. Auch Flanderer, Nordfranzosen und Genuesen durften sich mit allerlei Vorrechten niederlassen. Aber mit dem vierzehnten Jahrhunderte beginnt der einheimische Unternehmungsgeist grossjährig zu werden, statt des Vortheils fühlt er den Druck des fremden Monopols. Die von Eduard III. mit scharfem Auge erspähte Eroberung von Calais legt den Grund zu der ersten englischen Colonie, und die einheimische Societät des Stapels schickt sich an mit ihrem gewaltigen Wollhandel allen auswärtigen Handelsinnungen Concurrenz zu machen. Zu Ende des Jahrhunderts schon verlangen die englischen Kauffahrer Zutritt zu den von der Hanse ängstlich als ihr Gebiet betrachteten Gewässern der Ostsee, und bald

erwidern sie den Besuch venetianischer Galeeren vor Southampton durch Fahrten nach dem Mittelmeer. Kein Wunder daher, wenn im fünfzehnten Jahrhunderte die Fremden in London, vor allen die Deutschen, vielfach beneidet und befeindet werden, wenn sie anfangen sich in ihren alten Vorrechten gefährdet zu fühlen. Der grosse Handelsplatz der Zukunft begann bereits seine Schwingen zu regen, ehe nur Amerika entdeckt worden und unter einer grossen Fürstin die bisher nur im Canal allmächtige Flagge kühn und siegreich im Osten und Westen der Erde flatterte.

Zwei kleine Themsehäfen gleichsam erfüllten im alten London keine unbeträchtliche Aufgabe und sind heute noch nicht gänzlich verschwunden: der eine oberhalb der Brücke, längere Zeit im Besitz der Krone, Queenhythe, der andere unterhalb, Billingsgate. Hier mussten sämmtliche Schiffe, sobald sie nicht den Tag über unmittelbar an den Werften ein- und ausluden, einlaufen und jedenfalls übernachten; hier fand im Grossen der Verkauf von Fischen, Salz und Korn statt. Bestimmte Vorschriften regelten das Lichten und Wiegen auf den Werften, wo Krahn und Waage von Alters her nicht fehlten. Die St. Botulphswerft zwischen Billingsgate und der Brücke war ausschliesslich für den Personenverkehr auf der unteren Themse bestimmt. Ueberhaupt ist die frühe Sorgfalt bemerkenswerth, welche die Autoritäten der grossen Wasserstrasse zuwenden, denn sie vornehmlich führt ja der Stadt ihren Reichthum zu. Um den Fluss, dessen damals noch klares Wasser zum Brauen, Backen und anderen Gewerben benutzt wurde, rein zu erhalten, war es streng untersagt den Strassenschmutz oder den Abfall der Schlachthäuser in ihn abzuführen — in der Nähe des Towers durfte bei Todesstrafe sogar niemand baden; um das Fahrwasser in Stand zu halten, beansprucht die Stadt das uralte Recht der Jurisdiction über die Themse von der Brücke bei Staines sechszehn Millien Strom auf bis unmittelbar an die Mündung.

Schiffe aller Gattungen und von verschiedenartigem, oft ausländischem Bau, aber niemals ungewöhnlich gross, passirten die Zugbrücke und legten hart an den Werften an. Sie brachten den Deutschen Eichenholz und Dauben für Fässer, Pottasche, Pelzwerk, Färbestoff, Wachs, Stockfisch, während die Südländer Glas, edle Metalle, Seide, Früchte und die vielen kostbaren Spezereien und Gewürze des Orients empfiengen. Diese Waaren blieben in der Regel nicht lange aufgespeichert, denn ein Hauptgeschäft der londoner Kaufleute bestand eben darin die fremden Handelsartikel so gut wie die einheimischen, die auf ihren grossen Märkten feil geboten wurden, sofort nach bestimmten inländischen Marktplätzen abzuführen.

Will man sich indess das geschäftige Leben der alten Tage lebhaft zurückrufen, so muss man dem Verkaufe oder der Verarbeitung der vornehmsten Nahrungsmittel nachgehen. Es ist erstaunlich, wie fest und zähe da noch Mancherlei bis auf diesen Tag am alten Flecke haftet. Da ist zunächst der Viehmarkt: er findet schon in Fitz-Stephens Tagen am Ausgange des zwölften Jahrhunderts in Smithfield an der nördlichen Mauer statt, von wo er erst vor wenigen Jahren mit Mühe und Noth vertrieben worden ist. Der alte Mönch freilich, ein echtes londoner Kind, hat seine ganze Augenweide an den Pferden, den elephantenartigen Lastthieren, den Kampfrossen und zierlichen Zeltern, die damals in grosser Auswahl dort ausgeboten wurden. Smithfield war das Tattersall des Mittelalters, denn in Schaaren strömten Edelleute und Junker herbei, um einen guten Kauf zu machen oder sich am Wettrennen zu ergötzen, zu dem eine eigene Klasse von Jockeys ihre Dienste lieh. Allein unmittelbar daneben standen in langen Reihen Rinder und Schaafe, wie sie die grasreichen östlichen und südlichen Grafschaften des Landes in unvergleichlicher Auswahl lieferten, und in besonderen Pferchen die Schweine, die sich der Londoner zum Einschlachten gern selber mästete. Vor den Bedürfnissen der immer grösser wer-

denden Stadt hat denn freilich der Pferdemarkt bald weichen müssen. Die Schlachthäuser aber so wie der vorzüglichste Markt für Fleisch und zahlreiches Geflügel befanden sich bei der St. Nikolaikirche in der Nachbarschaft von Newgate, wo die Ausübung dieser Gewerbe noch immer nicht verschwunden ist und nicht allzu fern eine Strasse heutzutage noch Poultry heisst — „Unter fetten Hennen", wie man in Köln sagen würde. Die Preise standen unter strenger polizeilicher Aufsicht, nicht minder die Stunden und die Plätze, in denen der Verkauf statt haben durfte. Eine noch allgemeinere Speise des alten Londons aber waren die Fische, die wegen der vielen Fasttage, wegen der Güte und Auswahl, wie sie See und Fluss lieferten, und der grossen Billigkeit halber in gewaltiger Menge verzehrt wurden. Der Stocks Market, ungefähr da, wo jetzt die Residenz des Lord Mayors steht, und wo an bestimmten Tagen abwechselnd Fleisch- oder Fischmarkt gehalten wurde, bildete gleichsam den Mittelpunct für diese wichtige Waare, von welchem aus eine Menge kleiner Verkaufsplätze, meist auf dem breiten Bürgersteige, in verschiedenen Theilen der Stadt versorgt wurden. Dabei galt es allerlei Missbrauch zu verhüten. Niemand sollte die Ladung eines Schiffs, das noch nicht angelegt, vorweg kaufen; dieselbe durfte nicht über Nacht ans Land gebracht werden; alles sollte beim Verkauf offen zu Tage liegen; mit grosser Strenge wurde gegen jeden Betrug über gerechtes Mass und Frische der Waare gewacht. Eine ähnliche Aufsicht mussten sich die Müller und Bäcker gefallen lassen, denn durch den bedeutenden Bedarf der Stadt und ihr leichtes, einträgliches Geschäft liessen sie sich nur zu oft zu den gröbsten Veruntreuungen hinreissen. Die Bäcker hatten wohl ein verborgenes Loch im Knetbrett, durch welches sie geschickt ihres Kunden Brod stahlen; dem Müller aber musste das Korn vor dem Mahlen und das Mehl hinterdrein vor den Augen abgemessen werden, damit er den Sack nicht mit Spreu fülle. Der Schandpfahl

und noch härtere Strafen schwebten über den Köpfen beider Gewerke, damit das vorzügliche Weissbrod, dessen sich London schon im vierzehnten Jahrhunderte rühmte, in vollem Gewichte und mit dem vorschriftsmässigen Preise stimmend auf dem Markte und an offenen Läden verabreicht werden könne.

Die Anweisungen der Behörde giengen damals sehr weit, und die beständige Aufsicht, welche der Stadtrath und die Zünfte führten, veranlassten, dass eine jede Waare an ihrer bestimmten Stelle zu finden war und verschiedene Gewerbe nur in besonderen Strassen betrieben werden durften. Wer Holz zum Verarbeiten oder zur Feuerung kaufen wollte, musste nach Cornhill gehen; Steinkohlen oder Seekohlen, wie man sie nannte, wurden unmittelbar aus dem Schiffe im Fleet River bei Seacoal Lane verkauft. Es dauerte lange, bis dieses staubige und qualmige Heizmittel allgemein wurde; Eduard I. verbat sich noch den Rauch, als seine Gemahlin im Tower in den Wochen lag. Das viele Wollenzeug, das einen der vornehmsten Ausfuhrartikel bildete und dessen Bereitung und Färbung mehrere Gewerbe beschäftigte, wurde vorzüglich auf dem Kirchhofe von Woolchurch verkauft; die Krämer fand man in Sopers' Lane, die Pelzhändler in Skinnerstreet bei einander. Rohe Häute waren nur in Fridaystreet zu haben, während die Lederhändler ihre oft schon recht feinen Waaren in verschiedenen Strassen aushiengen. Eine besondere Klasse Leute, die Fripperers, setzte, nachdem die Juden zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts aus dem Lande gewiesen, den Schacher mit alten Kleidern fort; sie mussten sich aber gleich ihren Vorgängern bei Anweisung der Standorte und Untersuchung der Waare viel gefallen lassen.

Besondere Brennpuncte des öffentlichen Lebens aber waren wie an allen Orten und zu allen Zeiten die Gast-, Speise-, Bier- und Weinhäuser, deren Geschäfte nach polizeilicher Vorschrift möglichst streng auseinander gehalten wurden. Wirthshäuser, wo man mit Pferden und Dienerschaft

einkehren und Beköstigung finden konnte, durften nur im Besitz von Bürgern sein; es findet sich eine Verfügung, welche namentlich Portugiesen und Deutschen, als wenn solche besondere Lust dazu gehabt, diese Berechtigung abspricht. Der Wirth aber ist für die Aufführung seiner Gäste verantwortlich, die als Fremde und ausser dem Schutze der städtischen Jurisdiction stehend betrachtet werden. Er hat ihnen, falls sie Waffen tragen, dieselben abzunehmen und ihnen einzuschärfen, Abends bei guter Zeit zu Hause zu sein. Seinerseits darf er ausschliesslich nur seinen Gästen Speise und Trank verabreichen und für diese so wie für Herberge und Futter die von der Behörde gesetzte Taxe nicht überschreiten. Von den Speisehäusern schwärmt schon der alte Fitz-Stephens, indem er ein solches beschreibt, das am Flusse in der Nähe von Thamesstreet gestanden, wo der Verkehr niemals abliess und Weinkeller in Menge vorhanden waren. Da stand dampfend gebratenes und gesottenes Fleisch und Geflügel,

Rybbs of befe, both fat and ful fyne,

wie es in der alten Ballade heisst, von dem sich die Hungrigen, wenn sie eine Weile Geschäft und Arbeit unterbrachen, nach Herzenslust schneiden liessen. Späterhin begegnen wir diesen Garküchen und vor allen den Pastetenbäckern in verschiedenen Stadttheilen, je nachdem der Verkehr sie erforderte.

Ale und Bier sind bekanntlich altbritische und altgermanische Lieblingsgetränke, doch erreichten sie nach den Aufzeichnungen über ihre Bereitung und ihren Verbrauch im Mittelalter schwerlich grosse Vortrefflichkeit. Das Bier war entsetzlich dünn und stellte mehr ein erquickendes als ein berauschendes Getränk vor. Daher auch die gewaltig grossen Masse, in denen es verabreicht wurde, auf deren richtigen und geaichten Gehalt dennoch von den Aeltermännern mit besonderer Schärfe gewacht werden musste. Die Brauhäuser und ihre innere Einrichtung waren noch sehr unbedeutend;

auch stand das ganze Gewerbe noch in ziemlich niedrigem Ansehen. Es waren besonders Frauenzimmer (*Alewives*), die den Absatz betrieben und hauptsächlich in Fleetstreet fast Haus an Haus ihre Schenken hatten. Der Weinzapf dagegen befand sich in anderen Händen und galt von Anfang an mehr. Die Einfuhr und der Verbrauch aller Arten von Wein war in der That gewaltig. Die englischen Besitzungen in Südfrankreich lieferten die besten rothen und weissen Sorten, die kölner Genossen der deutschen Gilde besassen das alte, bereits von Heinrich II. verbriefte Recht Rheinwein nach England zu bringen und dort zu schenken; spanische, italienische und selbst griechische Weine, wie der Malvasier und der von Kreta, werden oft erwähnt. Das Verladen und Abziehen des Getränks, der Schank in geaichten Gefässen, die noch sehr niedrigen Preise, alles hatte sich nach bestimmten Vorschriften zu richten, die von Zeit zu Zeit erneuert wurden. Auch war es streng untersagt, dass süsse und herbe Sorten, spanischer und Rheinwein am selben Orte verkauft würden, denn Betrug und Fälschung sollten auf jede Weise behindert werden. Das Weintrinken aber war sehr allgemein und Trunkenheit nur zu gewöhnlich. Fitz-Stephens, der so viel Rühmens von den guten Sitten seiner Mitbürger macht, meint, dass es ausser den vielen Bränden der damals noch in Holz gebauten Häuser nur eine Pestilenz in London gebe, das sei das unmässige, thörichte Trinken. Es ist zu bezweifeln, dass dasselbe im Laufe der nächsten Jahrhunderte abgenommen, die grosse Anzahl der Weinkneipen, die namentlich in Cheap die langen eisernen Stangen mit dem grünen Busche polizeiwidrig weit in die Strasse hinaus reckten, spricht entschieden dagegen. Unter den drei Tavernen, die nach einer Verfügung Eduards III. allein süssen Wein schenken durften, finden wir ausdrücklich eine in East Cheap, vermuthlich damals schon der Eberskopf geheissen. Wie es im fünfzehnten Jahrhunderte hergegangen, als der leibhaftige Prinz Hal sich dort seinen Trunk holen

mochte, schildert ein launiges Gedicht der Zeit, der London Lack-penny.

Ein armer Schlucker ist zur Stadt gekommen um in einem Processe zu seinem Rechte zu gelangen. Allein er findet bald, dass man bei Advocaten und Richtern Nichts ohne Geld vermag, und traurig schlendert er von Westminster nach der City. „Erbsen! Erdbeeren! Kirschen! Makrelen und Austern!“ wird ihm rechts und links in die Ohren geschrien, von den Läden in Cheapside, wo sich alles schiebt und stösst, Sammet und Seide, Linnen und Garn angeboten. Aber er hat kein Geld und kann von all den schönen Dingen Nichts kaufen; ja, sogar die eigene Kapuze, die man ihm im Gedränge der Westminsterhalle vom Nacken gestohlen, findet er hier schon im Trödel hängen. Nun kommt er nach East Cheap, da zupft ihn der Wirth am Aermel: „Sir, versucht doch unseren Wein!“ Und welch ein Leben; der eine ruft Rinderbraten, der andere Pasteten, und ein Geklapper von Zinnkrügen in grossen Haufen. Dazu Harfenspiel, Pfeifen und Gesang. Der eine schreit: „Ja, zum Geier!“ der andere: „Nein, zum Geier!“ Einige singen für Geld von Jochen und Julchen;

„Aber aus Mangel an Geld ergieng es mir schlecht.“

Die Bier- und Weinkneipen gaben natürlich zu manchem Unfug Anlass und mussten daher, sobald die Nachtglocke läutete, geschlossen werden. Alsdann traten die von jeder Ward gestellten Wachtmannschaften ihren Dienst an und schritten, da eine Strassenerleuchtung gänzlich mangelte, mit brennenden Pechkesseln auf hohen Stangen durch die Gassen. Alle Unruhstifter, Trunkenbolde, Vagabunden so wie die lüderlichen Weibsbilder, die im vierzehnten Jahrhunderte vorzüglich aus Flandern kamen, wurden, wenn sie nicht in ihren vielen Schlupfwinkeln zu beiden Seiten des Flusses Zuflucht fanden, von der bewaffneten Schaarwache aufgegriffen und in den Thorzellen oder der Tonne (tun), einem Gefäng-

nisse in Cornhill, untergebracht. Es fehlte keineswegs an Ausschweifungen noch gelegentlich an unruhigen Auftritten, die vielfach mit jenen zusammen hiengen. Die niedere, freilich der Unfreiheit entwachsene, aber noch sehr rohe und politisch nicht berechtigte Bevölkerung, in der sich die zahlreichen Lehrlinge der Gewerbe, die Schiffer und Karrenführer besonders hervorthaten, suchte mitunter ohne allen Anlass Rauferei. Es wurde ein ernster Kampf, wenn sie, was einige Mal aus Neid und Rachsucht geschah, die Gildhalle der Deutschen anfielen; und communistischer Fanatismus ergriff geradezu die Massen, als im Jahre 1381 und abermals 1450 die Aufständischen vom Lande einige Tage Herren der Stadt waren. Da konnte der Magistrat Besitz und Wohlstand weder mit seiner Polizei noch mit dem städtischen Aufgebot retten, und das Land, die Krone und der Adel mussten zu Hilfe kommen. Im Ganzen jedoch ereignete sich dergleichen selten und nicht ohne tiefere Gründe. Dem Volke verblieben seine Belustigungen, und so lange sie nicht das Gemeinwohl störten, selbst Trunk und ziemlich derbe Schlägerei.

An den Spielen, welche sich nach Jahreszeit und Festtagen richteten, nahm, wie heute noch in England, nicht allein die Jugend, sondern auch das reifere Alter Theil. Fitz-Stephens, der unendlich viel Sinn für dergleichen zeigt, erzählt, dass um Fastnacht die Knaben frei bekamen und im Schulzimmer Hähne hetzen durften. Fussball und Steinwurf waren damals schon beliebte Vergnügen, und Winters auf dem Eise der Stadtgräben und des Moorditch mussten Rippen und Kinnknochen von Ochsen als Schlittschuhe dienen. Erwachsene Bürgersöhne übten sich im Lanzenbrechen so gut wie der Adel; zu Ostern aber nahmen sie dabei statt des Pferds ein Boot, um auf der Themse dieses lustige, aber doppelt gefährliche Spiel zu treiben. Dabei schauten denn die ehrsamen Spiessbürger nebst Ehehälfte und Töchtern von der Brücke und den Werften herab. Zur Jagd und Vogelbeize unterhielt

die Stadt eigenes Gehölz und Gefilde. Eduard IV. stand nicht an die städtischen Honoratioren, in deren Beutel er gern griff, sammt und sonders zu den Hofjagden einzuladen und ihre Damen, die für den schönen, leichtfertigen Fürsten oft ein Auge hatten, gleichzeitig mit Muscateller und Wildpret zu versorgen. Auch an Mirakelspiel und Mysterien fehlte es nicht von Alters her; grosse Aufführungen, welche unter der Leitung der Klostergeistlichkeit veranstaltet wurden, finden sich mehrfach erwähnt und beschrieben. Namentlich in den Jahren 1391 und 1409 scheinen sie tiefen Eindruck gemacht zu haben; doch wuchsen Heiligenleben und Posse noch nicht zu modernen Theatern zusammen, und an der Stätte, wo Shakspere spielen sollte, herrschten Stiergefecht und Bärenhetze.

Sehr schwer muss sich unter so grosser materieller Wucht und so vieler nationaler Geschäftigkeit ein geistiges Leben in der Stadt emporgearbeitet haben. An Schulen hat es in London lange empfindlich gemangelt; der alte Mönch von Canterbury weiss nur von drei, den Stiftsschulen zu St. Pauls, Westminster und jenseits des Wassers in Bermondsey zu erzählen. Erst unter Heinrich VI., dem armen blödsinnigen Fürsten, der aber ein warmes Herz für die Jugend bewahrte und sich durch zwei grossartige Institute zu Eton und Cambridge verewigt hat, sind in London neun Grammatikschulen errichtet worden. Es scheint, dass die Pfarrgeistlichkeit, die in jenen Tagen auch als Prediger tüchtige Leute aufzuweisen hatte, nicht ohne Einwirkung der heftig verfolgten wiclifitischen Lehre, Alles aufgeboten um der zahlreichen Jugend besseren Unterricht zu verschaffen. Noch ein Menschenalter, und der Humanismus fand auch in London Zutritt. John Colet, ein Bürgersohn und Dechant von St. Pauls, der Freund des Erasmus, stiftete die gleichfalls nach der Kathedrale benannte gelehrte Schule, noch ehe die Reformation eingetreten.

Zum Schluss ist es wohl nicht uneben, obgleich im Einzelnen schon mehrfach berührt, noch einmal die Mittel und Wege zusammen zu fassen, kraft welcher die stets zunehmende Stadt und ihre Bevölkerung, die am Ausgange des Mittelalters, so schwierig das freilich zu bestimmen ist, schwerlich unter hundert tausend Seelen betrug, verwaltet und in Ordnung gehalten wurde. Die Autoritäten, der Mayor und sein Stadtrath für das Ganze, der Aeltermann für die Ward hatten vermittelst zahlreicher Vögte, Büttel und Diener alles zu handhaben, was wir heute Polizei nennen würden. König und Parlament erliessen auch für die City von London Gesetze, die mit einem dem englischen Character eigenthümlichen Nachdrucke und mit grossem Respect vor dem Landrechte zur Anwendung gebracht wurden. Die Masse der bald in Form von Statuten, bald von Ordonnanzen abgefassten Gesetze erscheint uns heute fast unglaublich, noch mehr die unendliche Kleinigkeitskrämerei und das polizeiliche Massregeln. Wir begreifen nicht mehr, dass sich die einzelnen Klassen der Bevölkerung die ihnen anstehenden Speisen und Gerichte, den Schnitt und Stoff ihrer Kleider sollen vorschreiben lassen, dass ein Bürgermeister und Stadtverordneter darüber zu wachen habe, wie oft seinen Schutzbefohlenen der Bart zu scheeren und Haare und Nägel zu verschneiden seien. Der Einzelne, auch von guter Familie, stiess bei vieler Ungebundenheit doch wieder auf eine Menge Schranken, die uns unerträglich sein würden. Erblicken wir jedoch die Dinge, wie sie in Wirklichkeit bestanden, überall noch Rohstoff und natürliche Zustände in Handel und Wandel, Leben und Verkehr, so waren die scharfen Vorschriften und ihre noch schärfere Ausführung allerdings unerlässlich.

Dem alten London schon kam es vornehmlich auf zweierlei an: alle verderblichen Störungen des grossen Verkehrs zu verhindern, und die Gesundheit der Bevölkerung zu schützen. Beide Zwecke sind namentlich aus den Strassen-

ordnungen ersichtlich. Die Strassen wurden frühzeitig mit grosser Sorgfalt gepflastert, wobei die Kosten für den Fahrweg durch einen Pflasterzoll gedeckt wurden, den man im Hafen von allen Schiffen nicht besonders bevorrechteter Kauffahrer, an den Thoren von allen Lastwagen erhob, welche mit Sand und Thon, mit Korn, Mehl und Brennholz beladen waren. Jeder Hausbesitzer dagegen musste für Herstellung des Bürgersteigs sorgen, der gleich den Kellerhälsen und den oft an den Häusern befindlichen Verkaufsbuden von der Behörde regulirt wurde. Rinnsteine durften nirgends fehlen und standen mit den trefflichen Wasserwerken und den Abzugskanälen in Verbindung, deren erste Anlage ohne Frage bis auf die Römer zurückgieng. Unzählig sind die Vorschriften in Betreff der Reinlichkeit der Strasse. Es hat ein jeder nicht nur vor seiner Thür zu kehren, sondern eine Schaar eigener Offizianten ist angestellt, um allen Abfall und jede Ansammlung von Schmutz, die nachtheilig und widerlich werden könnte, sofort zu entfernen. Vor allen hatten sie auch darauf zu sehen, dass die Schweine niemals Haus und Hof verliessen um auf der Strasse umher zu laufen und sich in der Gosse zu wälzen. Nur die Ferkel vom Hospital des heiligen Antonius, des Schutzpatrons dieses Thiers, die eine Glocke um den Hals trugen und ausserdem besonders beglaubigt sein mussten, durften nicht eingefangen und getödtet werden. Herrenlosen Hunden ergieng es nicht minder schlecht, jedoch gleichfalls mit der bemerkenswerthen Ausnahme, dass sogenannte Edelhunde (*chiens gentils*), das Eigenthum vornehmer Herren, verschont werden sollten. Ueberhaupt wurden die grossen Herren des Landes, Prälaten und Barone, die so viel in der City lebten und mit ihr verkehrten, von den städtischen Behörden mit grosser Nachsicht behandelt. Der so streng verpönte Vorkauf auf den Fleisch-, Fisch- und Brodmärkten war ihnen und ihrer Dienerschaft unter der Hand gestattet. Das Tragen von Schwert und

Schild so wie von Masken vorzüglich um Weihnachten und Neujahr, wo gar manche Belustigungen statt fanden, war jedermann, nur nicht dem Adel und seinem Gefolge verboten. Gegen die Uebergriffe der Krone dagegen hatte sich die Stadt frühzeitig durch eine Reihe königlicher Briefe sicher zu stellen gesucht: der Hof mit Ross und Mann durfte, noch ehe er davon im Lande abstand, weder auf die Behausung, noch die Habe, noch die Nahrung der Bürger Beschlag legen. Als dennoch einmal unter Eduard II. Marschall und Haushofmeister einige Häuser zu einem solchen Zwecke mit Kreide bezeichnen liessen, machte sich der Sheriff sofort auf, liess die Merkzeichen beseitigen und wurde darob von einem königlichen Gerichte, das ihn im Tower zur Verantwortung zog, frei gesprochen. Ja, ein unter Eduard I. erlassenes Gesetz sichert dem Hausbesitzer sogar das uralte Recht, dass er, falls bei einem solchen Vorgange ein königlicher Diener erschlagen worden, sich durch den Eid von sechs Gevattern reinigen könne.

Die Strafen im alten London waren ausschliesslich polizeilich und keineswegs überflüssig grausam. Sie bestanden hauptsächlich in Beraubung der Freiheit, wie die grosse Anzahl der Gefängnisse hinreichend darthut, in Geldbussen, Ausweisung, Schandpfahl, Prügel und Kahlscheeren und waren vor allen gegen schlechten Lebenswandel, der bei Priestern und Laien nur zu häufig vorkam, gegen den stehenden Betrug durch die Mitglieder mehrerer Zünfte, gegen Verleumdung, Fälschung, Friedensbruch, Rebellion gerichtet. Die Todesstrafe zu verhängen war der Lord Mayor glücklicher Weise nicht befugt. Als dies dennoch im Jahre 1340 in Folge einer Rauferei zwischen Fischern und Pelzhändlern geschah, billigte der König den Ausnahmefall, da er während seiner Abwesenheit in Flandern dem Mayor besondere Vollmacht übertragen hatte.

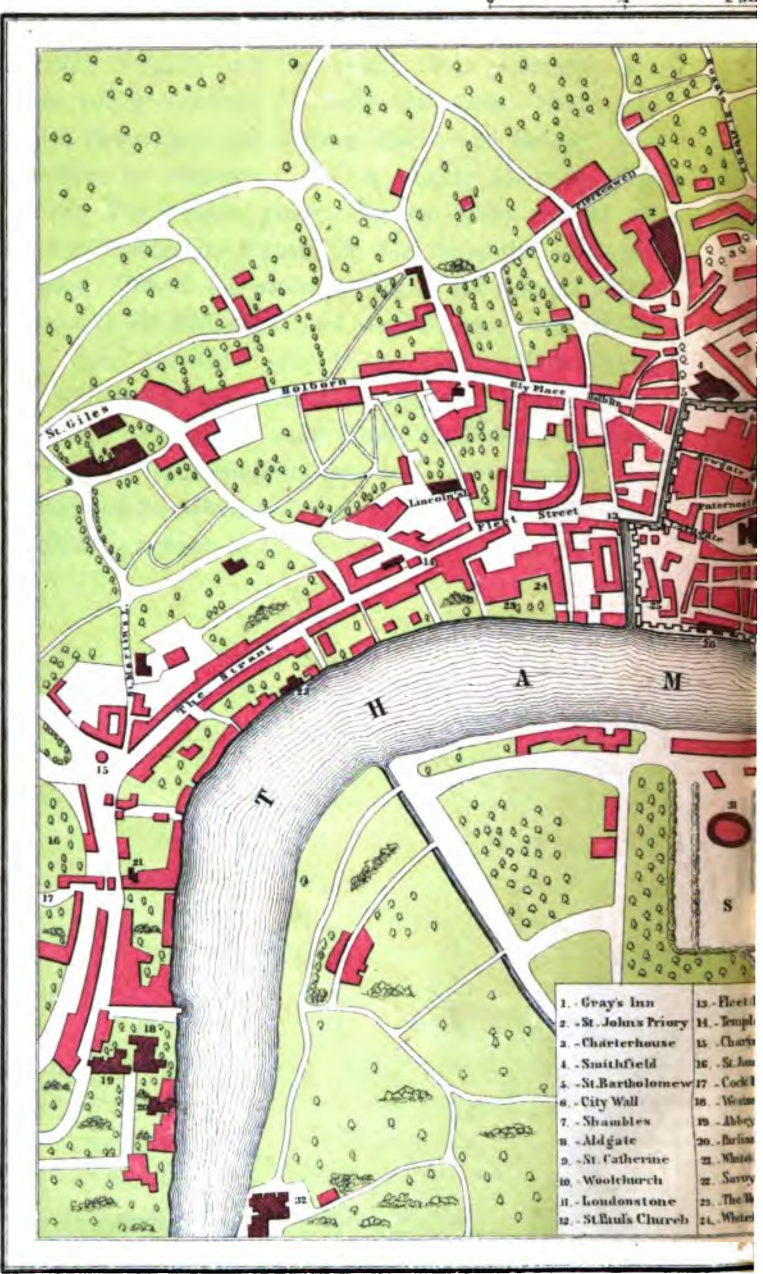
So sehen wir denn, wie schon das mittelalterliche London ein festes, in sich geschlossenes Gemeinwesen darstellte, das

den echt englischen Character auf der Stirn trug: derb und rücksichtslos, nicht eben geistig schwungvoll, auch nicht von besonders künstlerischer Neigung und Geschmack, aber praktisch, materiell und voll gewichtiger politischer Momente. Schon lebt in ihm das Bewusstsein der eigenen Macht und Grösse, ohne jemals darüber zu vergessen, dass es, einzig in seiner Art, dennoch den Theil eines grossen Ganzen bildet. Auch als England sich späterhin einmal in der Republik versuchte, blieb London, obwohl die grosse Pulsader des Kampfs wider die Krone, nur die Hauptstadt und wurde niemals eine Macht für sich. Sein Ansehen, seine Grösse, seine Weltstellung mussten nothwendig mit der Bedeutung des Landes selber wachsen. Wer mag sagen, wann dieses Wachsthum ein Ende nehmen wird. Prophezeiungen, dass der Gipfel erreicht und der Rückfall unabwendbar sei, hat es schon vor fast zweihundert Jahren gegeben.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

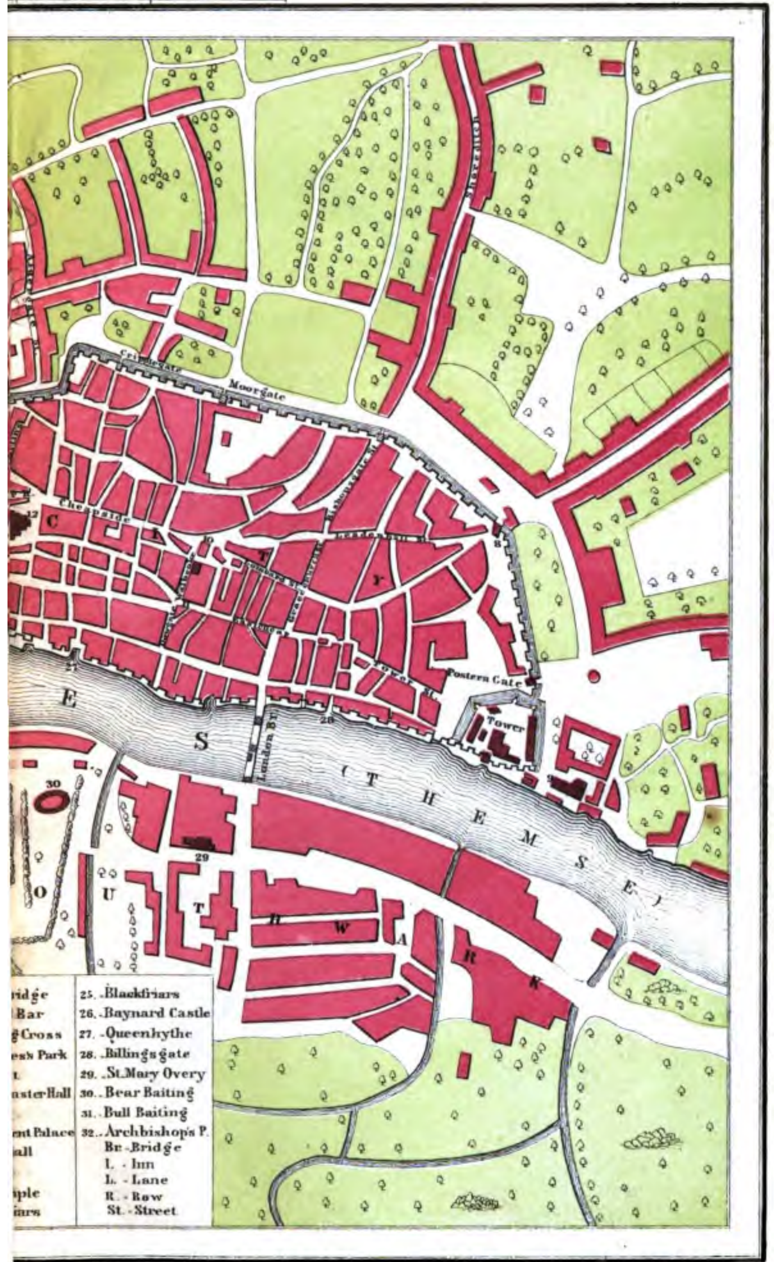
ck-
lers
ma-
lebt
hne
Art,
als
hte,
ider
acht
lung
lber
Ende
und
wei-

LONDON IM FÜNFZEHN



Gez. in Justus Perthes' Geographischer Anstalt.

NTEN JAHRHUNDERT.



Lith. Anst. v. C. Hellfarth in Gotha.